

Thomas Bornhauser, sein leben, wirken und dichten ...

Johann Jakob Christinger

Swi 2276.28



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Thomas Bornhauser.

Sein Leben, Wirken und Dichten

nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften

für das

Schweizerische Volk

bearbeitet

von

Jac. Christinger,
ev. Pfarrer.

Frauenfeld.
J. Huber's Buchdruckerei.
1875.



Lichtdruck v. Gebr. C. & N. BENZIGER in Einsiedeln nach d. Lith. v. H. HASLER.

Jeder, den die Schweiz geboren,
Darf in ihrem Schooss sich freu'n.

Digitized by Google

Thomas Bornhauser.

Sein Leben, Wirken und Dichten

nach den Urkunden und nachgelassenen Schriften

für das

Schweizerische Volk

bearbeitet

von

Jac. Christinger,
ev. Pfarrer.

Frauenfeld.
J. Huber's Buchdruckerei.
1875.

Digitized by Google

Swi 2276.28



Digitized by Google

Vorwort.

Wenn zwei Jahrzehnde über das abgeschlossene Leben eines bedeutenden Mannes dahin gegangen sind, dann fängt seine Gestalt an wie im Halbdunkel der Dämmerung zu stehen, ihre Züge werden unbestimmter, nur die allgemeinen Umrisse und einige besondere Kennzeichen treten hervor, welche dem heranwachsenden Geschlechte das lebensvolle Bild nicht mehr zu erneuern vermögen. Dann ist es an der Zeit, die ferner gerückte Gestalt wieder in die Mitte der Lebenden zurückzuführen, ihr individuelles Gepräge der Vergessenheit zu entreißen, ihre Art und Natur, Wollen und Wirken mit unparteiischem Griffel in wahrheitsgetreuen Zügen zu umschreiben und für die kommenden Geschlechter festzuhalten. Dann werden jene bedeutenden Menschen für die Nachwelt stillredende Lehrer, welche ihr Fühlen und Denken vertrauensvoll offenbaren, ihre im Kampf des Lebens erworbene Weisheit mittheilen und ihre ganze Zeit kräftig und lehrreich illustriren. So vergelten sie die Pietät, welche man ihnen erweist, durch geistige Güter, welche sie ihren Enkeln darbieten, und bereichern das Gemüt des Volkes durch große Erinnerungen, wolthuende Anregung und segenbringende Wahrheit.

Nachdem ich schon lange die Absicht gehegt, für das thurgauische Volk jene Pflicht der Pietät gegen seinen Bornhauser zu erfüllen, hat unfreiwillige Muße das Werk verhältnißmäßig rasch

zur Ausführung gebracht. Aus der Erinnerung, aus einem reichen handschriftlichen Nachlaß, aus mehr als tausend Zeitungen und Briefen und endlich aus mündlichen Erkundigungen habe ich die Züge seines Lebens und Wirkens so gut ich's vermochte hervorgegraben und zu einem möglichst vollständigen Bilde zusammengestellt. Wie es mit Liebe geschrieben ist, möge es mit Liebe aufgenommen werden. Es ist dem Volke bestimmt, dessen höchsten Interessen Bornhausers kühne und große Thätigkeit gewidmet war, daher es ausführlicher erzählt und beschreibt, als für gelehrte Leser hätte geschehen müssen. Allein das hat die Aufgabe des Verfassers nicht leichter, sondern schwerer gemacht. Möge es nun hinausgehen in die Häuser und Hütten des schweizerischen Vaterlandes und Jungen und Alten erzählen, wie die Begeisterung für Recht, Freiheit, Bildung und Menschenwürde unser Volks- und Staatsleben aus dumpfem Schlafe erweckt, verjüngt und wiedergeboren hat — und immer wieder aus urkräftigem Quelle erfrischen und veredeln muß. Den Freunden, welche mir bei Ausführung des Werkes durch werthvolle Beiträge behülflich waren, insbesondere den Herren Dr. Mörikofer, Dr. Pupikofer, Friedensrichter Heuer und Lehrer Ammann, sei für ihre bereitwilligen Dienste hiemit herzlicher Dank gesagt, mit dem Wunsche, daß sie in dem vorliegenden Lebensbilde den Freund wieder erkennen und in ihrer Mitte willkommen heißen mögen.

Frauenfeld, im September 1874.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Erster Theil.
Heimat und Kindheit.

Zweiter Theil.
Der Jüngling.

Dritter Theil.
In der Stille des Pfarrhauses und auf der Höhe des Lebens.

Vierter Theil.

Lebensabend.

Anhang.

Ausgewählte Gedichte Bornhausers.

Erster Theil.

Heimat und Kindheit.

Am stillen Pfad der Kindheit tönt
Ein Laut voll Kraft und Milde;
Es füllt des Lenzes sanftes Weh'n
Mit Laub und Blumen Thal und Höh'n,
Mit Aehren die Gefilde.
Ach, ohne diesen milden Laut
Erstirbt von dunkler Nacht umgraut
Der Kindheit Blüth' und Aehre,
Wir kennen wohl den süßen Laut,
Er heißet: Mutterlehre.

(F. A. Krummacher.)

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Geschichtlicher Rückblick. Bornhausers Bedeutung, Herkunft und Geburt.

Seit den Zeiten des Minnegesanges, wo die Dichtkunst als ein Mädchen aus der Fremde, lieblich und wunderbar, in alle Burgen und Schlösser des alemannischen Landes einzog, hat der Thurgau bis herab an die Grenze des neunzehnten Jahrhunderts keinen nur irgendwie bekannten Dichter mehr hervorgebracht. Auf die Lieder eines Ulrich von Singenberg[1], Heinrich von Rugge, Walter von Klingen[2], Burkhard von Wengen, Heinrich Wittenweiler und Ulrich von Zezikofen[3] ist eine lange Zeit des Schweigens gefolgt, darin politische und kirchliche Händel eine Hauptrolle spielten.

Nach den großen Kriegen des Hauses Oesterreich mit den Eidgenossen, in welchen so manche stolzen Häupter der Ritterschaft in den Staub sanken, verzog sich der Adel allmälig aus osthelvetischen Landen. Einige Familien siedelten nach Schwaben hinüber, andere traten in den Dienst der Höfe oder wandten sich freien Städten zu, wo sie als Patrizier fortlebten und wieder andere starben auf

---

[1] Um's Jahr 1200 auf der Burg Singenberg bei Sitterdorf lebend, gehörte er zu den namhaftesten Minnesängern. Er besang das Glück des ehrbaren Hauses und friedlichen Landlebens u. a. in folgenden Versen:

Sust heiße ich wirt (Hausherr) und rite heim, da ist mir nit wee,
Da singe ich von der Heide und von dem grünen klee;
Das sollt du steten (bewahren), lieber Gott, daß es mir iht
(jemals) zergeh.

[2] Um's Jahr 1250 auf Altenklingen bei Märstetten.

[3] Der Dichter des deutschen „Lanzelet vom See“.

ihren Burgen oder im Kloster aus, weil gemeiniglich der dritte Sohn dem Dienste der Kirche geweiht war. Noch heute könnte übrigens der Thurgau an malerisch gelegenen Burgruinen reich sein wie kaum ein anderer Winkel alemannischen Landes, wenn sie nur zur Hälfte erhalten wären und nicht der regsame Sohn einer spätern Zeit nach alter Väter Sitte sie abgetragen und zu neuen Bauten verwendet hätte.

Im Jahre 1460 nahmen die Eidsgenossen, d. h. die acht alten Orte außer Bern, die bisher österreichische Landgrafschaft Thurgau ein und beherrschten sie 340 Jahre lang durch ihre Landvögte. Das Volk wurde zwar nicht frei, wie es gehofft hatte, doch gestaltete sich das Leben unter den neuen Herren im Ganzen nicht unerträglich und ein gewisser Wohlstand breitete sich aus, wo nicht Streithändel und endlose Prozesse ihn wieder zerstörten. Unter dem Schutze Zürichs wurde in den Jahren 1524—1530 die Reformation im größeren Theile der Landschaft eingeführt, unter dem Einfluß der katholischen Stände an einigen Orten wieder rückgängig gemacht oder verhindert. Die Schulbildung des Landvolkes blieb lange bei den Anfängen stehen, welche die kirchliche Neuerung angeregt hatte. Der Schulmeister auf dem Lande, wo es einen gab, war ein alter Handwerker, Schuhmacher oder Weber, der mit dem Stocke regierte und sein Wissen meist in wenigen Monaten an das Kind zu bringen vermochte, weil er selbst nur im Reiche der Blinden als ein Sehender galt. Besser war es in den Städten, namentlich Frauenfeld, Bischofszell und Dießenhofen bestellt, wo ein sogen. Provisor (Unterpfarrer) gewöhnlich eine Lateinschule hielt. Aus diesen Orten gingen Männer hervor wie Dasypodius[1], Theodor

---

[1] Petrus Dasypodius war ein namhafter Sprachgelehrter, geboren um's Jahr 1504 zu Frauenfeld, Verfasser eines für jene Zeit vortrefflichen lateinischen Wörterbuches; sein deutscher Name, vielleicht Rethase oder Hasenfratz, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln.

Vergl. Pupikofer, Geschichte der Stadt Frauenfeld, S., 172.

Bibliander[1], Melchior Goldast[2], Theodor Wegelin[3], Melchior Aepli[4], welche durch wissenschaftliche Leistungen den Namen ihrer Heimat in weiten Kreisen zu Ehren gebracht haben.

Trotz des scheinbaren Stillstandes und geistiger Verkümmerung bildete sich in der Zeit der Landvogtei von 1460—1799 der Grundcharakter des thurgauischen Volkes heraus, wie er seither freilich nicht unverändert, aber in manchen wesentlichen Zügen geblieben ist. Der karge Boden und die starken Grundzinse, Zehnten und andere Abgaben hielten es zur strengsten Arbeitsamkeit an. Das Gefühl, daß Reichthum Macht sei und Freiheit gewähre, trieb es zur Sparsamkeit, zum vorsichtigen, häuslichen Zusammenhalten aller Früchte der Arbeit. Der Mangel an rechtlichem Schutz, an geschriebenen Gesetzen und unparteiischen Richtern machte es klug, zurückhaltend und fügsam, lehrte auch nicht selten durch List, Schmeichelei und Bestechung des Vornehmen seine Zwecke erreichen. Die Möglichkeit, auch schlechte Prozesse zu gewinnen und ein angeborner zäher Sinn führten zur Trölerei und zu endlosen Rechtsstreitigkeiten. Die Thatsache, daß die Kirche allein der geistigen Armuth einige Belehrung, Anregung, Trost und Erziehung bot und als Wächterin der guten Sitte und des häuslichen Friedens dastand, flößte ihm Vertrauen und Achtung ein und wandte seine

[1] Theodor Bibliander, der Nachfolger Zwingli's auf dem Lehrstuhl der Schrifterklärung in Zürich, geboren 1504 zu Bischofszell, tüchtiger Philologe, Herausgeber des Korans und Bekämpfer der Prädestinationslehre, in welcher Sache er seinen Gegner zum Duell gefordert.

[2] Melchior Goldast, bekannter Geschichtsschreiber, geboren 1576 im Espen bei Bischofszell, geadelt mit dem Titel Melchior Goldast von Heimingsfeld, Kanzler der Universität Gießen.

[3] Theodor Wegelin von Dießenhofen, Naturforscher und Professor der Medizin zu Cleven.

[4] Melchior Aepli, geboren 1744 zu Dießenhofen, trefflicher Arzt und Schriftsteller, Verfasser religiöser Briefe und eifriger Beförderer der leiblich-geistigen Volksgesundheitspflege (Hygieine).

Schritte fleißig den Kirchthüren zu. Der Alemanne liebte es von jeher nicht, in Städten zu wohnen und seine Unabhängigkeit, sein freies Schalten und Walten täglich durch den nahen Nachbar beschränkt zu sehen. Hier im Thurgau siedelte sich der Stamm den Traditionen der Väter getreu in mehr als tausend Höfen, Weilern und Dörfern an, die Bildung größerer Ortschaften mit Absicht vermeidend. Das Fehlen einer Stadt hatte zur Folge, daß ein geistiger Mittelpunkt des Volkes nicht entstand, von welchem aus sich die Strahlen geistigen Lebens hätten verbreiten können; denn Frauenfeld, obgleich lange Zeit Sitz der Tagsatzung und des Landvogtes, konnte damals noch dieser Aufgabe wenig genügen. Die Lichtseite dieser Verhältnisse war die Einfachheit der Sitte unter dem Landvolk, die Abwesenheit von jeglichem Luxus; die Kehrseite dagegen zeigte einen beschränkten und harten Sinn, der allen Neuerungen durch Kunst, Wissenschaft und Industrie mit entschiedenem Mißtrauen entgegen trat. So lebte das thurgauische Volk vorwiegend ernst, einfach, sittenstreng, abgeschlossen, der Bearbeitung der Scholle und dem meist mühevollen Erwerb des täglichen Brotes durch Hausindustrie, namentlich Leinenweberei, hingegeben.

Rauh wie die Scholle des kümmerlich nährenden Bodens
Und mit beschränktem Sinn, in des Hofes nahliegenden Grenzen
Lebt' es geduldig und still, der Väter Vorbild verehrend.[1]

Der Mann, welcher in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts eine neue Epoche im geistigen und politischen Leben dieser Landschaft herbeiführen half, der unsere Väter mit seinen Liedern

[1] Für den nüchternen, praktischen Charakter dieses Völkleins spricht u. a. die Thatsache, daß es fast gar keine Sagen, dagegen eine sehr große Zahl von Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und kleinen Geschichten hat, die bei jeder Gelegenheit zum Besten gegeben wurden und trotz ihrer allgemeinen Bekanntschaft immer wieder aufmerksame Zuhörer fanden. Als Beispiele mögen gelten:

gemütvoll berührte, mit seinen feurigen Reden begeisterte, mit seinem mutigen Geiste zur Erringung größerer Freiheit anführte, mit seinem aufgeklärten, vorurtheilsfreien Sinn auf die Bahn der Bildung und des Fortschritts lenkte, heißt Thomas Bornhauser. Es ist nicht seine politische Wirksamkeit allein, auch nicht sein dichterisches Schaffen, noch seine Beredsamkeit, seine ganze geistige Art ist es, die ihn für uns zum bedeutenden Manne gemacht hat. In ihm triumphirte auf diesem Boden zum ersten mal die Begeisterung über die nüchterne Prosa der Alltäglichkeit, der kühne Muth über die kluge Berechnung, die Hoffnung auf Gelingen über das Mißtrauen und die Aengstlichkeit, der demokratische Geist über den aristokratischen, die Volksstimme über den Rath der Mächtigen und Hochangesehenen. Man hat seither diesen Mann mit kleinlichem, fast möchte ich sagen, neidischem Sinne herabgesetzt, anstatt sich zu freuen, daß unser Ländchen ihn zu seinen ureigenen Söhnen zählt; man hat ihn geschulmeistert und seine Schwächen in's Licht gestellt, seine besten Kräfte mißkannt, als ob damit ich weiß nicht was gewonnen wäre, wenn man sagen konnte: er ist doch nicht mehr gewesen als unsereins. Gläubige Theologen fanden ihn ungläubig, rationalistisch, gelehrte Juristen seine Staatsweisheit unbrauchbar; scharfsinnige Kritiker seine Schriften oberflächlich, aber sie vergaßen alle den ganzen Mann in's Auge zu fassen und zu ehren, der einen Hauch der Begeisterung für Freiheit, Menschenwürde und geistige Bildung seinem Volke mitgetheilt und ihm mit edler Thatkraft auf der Bahn des Fortschritts vorangegangen ist, uneigennützig

---

Wenn d'Liebi trîbt Ist nünt z'wît.

Was ned ist, cha nô werde.

Man muß de Löffel ned us der Hand geh, bevor man gnueg g'esse hät (für Eltern, die ihr Hab und Gut zu früh unter die Kinder vertheilen).

Z'Johanni us de Rebe gôh Und Trube blüihe lô.

Gend is, was i Gott ermanet (gebt uns, was euch Gott ermahnt).

und unbescholten in allem seinem Leben. Es mag daher einem Schüler des liebenswürdigen Mannes gestattet sein, ihn seinen Volksgenossen in seiner Ganzheit vor Augen zu stellen und seine Gestalt als die eines treuen Freundes und Wohlthäters in ihre Mitte zurückzuführen.

Bornhausers Heimat ist Weinfelden, der Mittelpunkt des Thurgaus, sonnig und freundlich am Fuße des Ottoberges gelegen, ein durchaus landwirthschaftliches Städtchen von 2000 Einwohnern, wohlhabend, doch von jeher einfacher, ländlicher Sitten. Der Geschlechtsname weist anscheinend auf den unterthurgauischen Weiler Bornhausen bei Hüttweilen zurück, allein die Chroniken und Geschlechtsregister, denen wir folgen, geben uns andern, verläßlicheren Aufschluß. Als in den Jahren 1531—1536 nach der Schlacht bei Kappel der Schrecken vor der katholischen Uebermacht in schweizerischen Landen so groß ward, daß man in Weinfelden wie an manchen andern Orten die eingeführte Reformation wieder abstellte, zur Messe ging und den alten Glauben heuchelte, da sprach hier ein Bauer, Benedikt Bornhauser aus dem äußeren Berg, die gewährleisteten Rechte des Landfriedens an: freie Ausübung des evangelischen Glaubens und das h. Abendmahl nach Zwinglischer Ordnung. Demzufolge mußte ihm gestattet werden, daß er und die Seinen ihren Glauben frei und ungehindert bekennen und ausüben mochten. Durch sein mutiges Beispiel aufgerichtet faßte die Reformation hier auf's Neue Boden und gewann rasch wieder an Ausdehnung im Dorfe und dessen Umgegend. Der besagte wackere Bürger ging noch manche Jahre lang an der Spitze seiner zahlreichen Nachkommenschaft, in der er nicht weniger als dreizehn Söhne zählte, zum Tische des Herrn. Benedikt war eigentlich ein geborner Unterwaldner, welcher zu Anfang der Reformation (1519) um seiner freien religiösen Ansichten und Meinungen willen aus seiner Heimat hatte fliehen müssen. Er kam nach Zürich, von wo ihn seine Freunde und Beschützer zu noch besserer Sicherheit nach Weinfelden versetzten. Zum Lohne der hervorragenden Standhaftigkeit im

Glauben erhielt Benedikt später von Zürich ein Haus mit dazu gehörenden Gärten und Reben als Erblehen im „äußern Berg" und wurde auf diese Weise der Stammvater des jetzt noch in Weinfelden blühenden Geschlechtes der Bornhauser. Aus diesem kräftigen, dreizehnästigen Stamme des Benedikt von Unterwalden kommt unser Dichter her. Seine Vorfahren treffen wir in mehreren Generationen im Sangen, südlich von Weinfelden, nahe bei der Thurbrücke, so einen Sigmund Bornhauser, Vierer und des Raths, geboren 1642, verehelicht mit Magdalena Keller; dann dessen Sohn Daniel, Brückenzoller und des Raths. Besonders bemerkenswerth scheint der Ahne Melchior, ebenfalls Brückenzoller im Sangen, geboren 1701, gestorben 1775. Dieser heiratete nämlich eine Elisabethe du Pont, Tochter des Jean Louis du Pont von La Rochelle, der um des Evangeliums willen aus Frankreich ausgewandert war, nach Weinfelden kam und eine Tochter dieses Ortes zur Ehe gewann. Wir begegnen also auch in weiblicher Linie einer Emigrantenfamilie und zwar französischen Blutes, aus den Schaaren der Hugenotten. Von Daniel Bornhauser und seiner Gattin Juditha Roth von Bürglen ist nicht viel zu sagen, als daß auch sie im Sangen wohnten und die Großeltern des Dichters waren. Ihr Sohn Hans Thomas (1767—1814) wurde Müller und ehelichte eine Anna Ursula Widmer von Bürglen, geboren 1763, die junge Wittwe des Hans Ulrich Frevel von Schönholzersweilen. Sie schloßen ihren Ehebund im Jahre 1792; der Mann war 25, die Frau 29 Jahre alt. Mit irdischen Gütern spärlich ausgestattet, lebten sie zuerst in Weinfelden; dann als Pächter auf der Kisten-Mühle, in dem romantischen, waldesfrischen Thälchen der Thur zwischen Sulgen und Bischofszell, unterhalb des Schlosses Oettlishausen. Hier verblieben sie jedoch nur kurze Zeit und kehrten bald wieder in ihre Heimatgemeinde zurück. Müller Thomas galt als rechtschaffen und thätig, Frau Ursula als eine besonders gescheidte Frau, die mehr als nur Brot zu backen verstehe. Dennoch ging es ihnen nicht sonderlich gut, denn die Zeiten waren böse.

Die Franzosen kamen in's Land und zehrten die Vorräthe des Landmanns auf. Es war nicht nöthig, die Hafergarben zu dreschen und in die Mühle zu bringen, die Reiter legten sie ihren Pferden ganz vor. Was die Franzosen übrig ließen, nahmen die Kaiserlichen (Oesterreicher und Russen) weg, die als gute Freunde gekommen waren, die schweizerische Unabhängigkeit wieder herzustellen. Da galt das Wort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden. Vater Thomas hatte die Müllerei aufgegeben und sich hinter dem Gasthof zur „Traube" ein kleines Häuschen gekauft, wo er mit seinem Weibe, zwei Pferden und etlichem Hausrath einzog. Als Lohnfuhrmann und Taglöhner verdiente er fortan sein Brot, während die einsichtige Frau einen Hühnerhof hielt und mit dem Ertrage desselben einen Theil des Haushaltes bestritt. In diesem Häuschen mit dem schwarzen Riegelwerk, das heute noch steht und neben den benachbarten größern Gebäuden sich klein und ärmlich genug ausnimmt, wurde am 19. Mai[1] des Jahres 1799 der Held unserer Geschichte geboren. Sie gaben ihm des Vaters Namen Hans Thomas und brachten ihn schon am 23. gleichen Monats zur Taufe in das benachbarte Gotteshaus, wobei die Freunde Johannes Widmer und Anna Barbara Roth von Bürglen als Taufzeugen fungirten. So ärmlich die Geburtsstätte des Dichters auf den ersten Blick erscheint, so ist sie doch nicht ohne Reiz; denn sie ist von Blumengärten und weiterhin von grünen Baumgärten malerisch umgeben und von dem zerstreuenden Lärm der Straße einigermaßen abgeschlossen. Wol in der Erinnerung an den idyllischen Ort, „wo die Sonne zuerst den Himmel vor ihm aufschloß", hat der Dichter später vom „Schwizerma" gesungen:

---

[1] Bornhauser nennt als seinen Geburtstag in Uebereinstimmung mit dem Haushaltungsregister des Pfarramtes den 26., allein das Taufregister, welches zuverläßiger ist, läßt ihn am 19. Mai geboren sein.

Ist's Hüsli mit de grüne Bäume,
Ist Eintracht nu und Fride si;
Denn isch em herrewol diheima,
Sehs' dussa nöh so stürmisch dri.
Er seit: Selb ist mer einerlei,
I has doch i mim Hüsli frei.

Zweiter Abschnitt.

Zeitcharakter. Vaterhaus und Schule. Sehnsucht nach Bildung.

Die Geburt Bornhausers fällt in eine in ihren Grundvesten tief bewegte Zeit. Die eisernen Würfel des Krieges rollten hin und her, bald im Westen, bald im Osten, bald auf fernen, bald auf nahen Schlachtfeldern, bald zu Gunsten der Franzosen, die ihre „Freiheit“ und ihre Einrichtungen nach allen Seiten mächtig auszubreiten strebten, bald zu Gunsten der kaiserlich österreichischen und russischen Waffen, welche bemüht waren, überall die alten Zustände aufrecht zu halten oder wieder herzustellen. Die neue und die alte Welt, die Gegenwart und das Mittelalter rangen blutig miteinander um den Sieg, und er wäre unzweifelhaft bei den Kämpfern der Freiheit geblieben, hätten sie nicht in unglaublichem Uebermuthe ihre Forderungen immer höher gespannt und den verheerenden Krieg nicht mehr um Freiheit, sondern um Macht und Beute weiter und weiter geführt.

Die alte Eidgenossenschaft war nach den unglücklichen Schlachten des Jahres 1798 am Grauholz, bei Fraubrunnen und bei Rotenthurm zusammen gebrochen, und es war gerade kein Schade, daß

es mit ihr zu Ende gekommen war. Sie war ein solches Durcheinander von regierenden, zugewandten, halbfreien und ganz unfreien Orten und Landschaften gewesen, daß in solchen Formen, unter so ungleichen Rechten und Gesetzen der Geist der Vaterlandsliebe und patriotischen Aufopferung nicht mehr bleiben konnte und das Herz der Guten und Besten getheilt war zwischen der alten Anhänglichkeit an das Land der Väter und dem gerechten Zorne über seine Entartung. Nun war das alte Verfassungsgebäude mit seinen ungleich hohen Stockwerken und abgeschmackten Verzierungen gestürzt und die Schweiz unter dem Titel „die eine und untheilbare helvetische Republik“ neu aufgerichtet. Unter dem Präsidium des rechtschaffenen Bürgers Lucas Le Grand von Basel regierte ein fünfgliedriges Direktorium nach dem Muster des französischen das Land und suchte die neuen Formen und Gesetze, freilich mit großen Schwierigkeiten, überall in's Leben zu führen. Auch der Thurgau war in die Reihe der freien Kantone oder Verwaltungsbezirke eingetreten und fühlte sich wie aus einem langen schweren Traume erwacht.

Aber nach den gewaltigen Verlusten an Geld, Waffen und Kriegsruhm, welche die Schweiz an die Franzosen erlitten, wurde sie im Jahre 1799 der Kampfplatz fremder Heere, des österreichisch-französischen Krieges, der vom Rheine bis zu den Alpen hin und her wogte. Es war nur wenige Tage nach der Geburt unsers Helden, am 25. Mai, daß bei Frauenfeld der französische General Oudinot das österreichische Korps Petrasch zurückwarf und die zersprengten und verfolgenden Krieger weit herum die stillen Thäler durchtobten. Der Führer der schweizerischen Legion, welche hier unter Frankreichs Adlern nicht ruhmlos mitkämpfte, General-Major Joh. Weber, fiel auf dem Schlachtfelde bei Huben, wo ein einfacher Denkstein das Ereigniß bezeichnet. Zwölf Tage später drängt Erzherzog Karl in der ersten Schlacht bei Zürich die Franzosen unter Massena über die Limmat zurück. Den ganzen Sommer halten Oesterreicher und Russen die deutsche Schweiz besetzt. Aber

im September desselben greifen die Franzosen bei Zürich wieder an, Korsakoff wird geschlagen, Hotze fällt bei Schännis, Suwarow kommt zu spät über den Gotthard in der Nähe des Kampfplatzes an und wird nicht mehr vorgelassen, in Eilmärschen verlassen die Alliirten das Land und wir sind wieder unter dem Schutze der französischen Waffen.

Von den bedeutenden Männern, welche bald maßgebend auf unsere Zustände einwirkten sollten und den neuen Verfassungsformen auch den neuen Geist einhauchten, waren Paul Usteri und Hans Konrad Escher (nachmals von der Linth), der erstere zweiunddreißig, der letztere dreiunddreißig Jahre alt. Sie gaben gemeinsam den „schweizerischen Republikaner" heraus und arbeiteten an der Befestigung der jungen Republik, indem sie den Gelüsten nach einer französischen Schreckensherrschaft kräftig wehrten, aber auch der Rückkehr in die Vielherrschaft und Unterthanen-Verhältnisse der abgelaufenen Zeit entgegen wirkten. Heinrich Pestalozzi, schon an der Schwelle des Greisenalters angelangt, stand mit jugendlichem Eifer in Stanz und suchte den Waisen des schrecklichen Krieges in Nidwalden ein Vater zu sein, ein Unternehmen, das ihm freilich auch wieder vielen Tadel und wenig Anerkennung eintrug. Heinrich Zschokke hatte eben Graubündten verlassen und trat in die Dienste der helvetischen Regierung ein, in verschiedenen Stellungen für die Befestigung neuer, friedlicher Zustände unter dem Wogen des Parteikampfes wirksam. Peter Scheitlin, der wackere Lehrer und Freund der Jugend, hatte eben seine Studien und Reisen vollendet und trat als Pfarrer die kleine Gemeinde Obstalden am Wallenstattersee an, von wo er doch bald in seine Vaterstadt St. Gallen als Lehrer zurückgekehrt ist. Und Johann Kaspar Lavater in Zürich, der gemüthvolle und geistbegabte Prediger und Dichter, der hochgefeierte, aber auch scharf angefeindete Gelehrte und Schwärmer, hatte nach der zweiten Schlacht bei Zürich die tödtliche Schußwunde empfangen und schickte sich an, das Räthsel des Lebens im Tode zu lösen.

Unterdessen herrschte in Deutschland die Ruhe vor dem Gewitter. Göthe und Schiller waren auf der Höhe ihrer Dichterthätigkeit und ihres Ruhmes angelangt, „Hermann und Dorothea“, „die Glocke“, diese Tonleiter der edelsten Empfindungen, „die Jungfrau von Orleans“ und der gewaltige „Wallenstein“ erschienen und erfüllten die gebildete Welt mit Staunen und Bewunderung. Aber schon stimmte der dreißigjährige E. M. Arndt seine Leyer zum Kriegsgesang; der jugendliche Theodor Körner fühlte sich bereits zur Nacheiferung Schillers angeregt, Rückert, der Dichter der geharnischten Sonette, besuchte noch die Knabenschule zu Schweinfurt, der ernste, vom Weltschmerz herumgetriebene Platen und der unglückliche Spötter Heinrich Heine waren eben geboren. Mit der größten Liebe wandte sich damals die deutsche Nation und mit ihr der gebildetere Theil des Schweizer Volkes den Dichtungen Schillers zu, an dessen Ideen von Freiheit, Vaterlandsliebe und Menschenwürde sie sich erhoben, begeisterten und stärkten. Die romantischen Verherrlichungen des Ritterthums und der längst entschwundenen Herrlichkeit wurden kühl aufgenommen; selbst Göthes künstlerische Vollendung für den Augenblick weniger gewürdigt, die freisinnige Gemüthspoesie Schillers hatte alle Herzen gewonnen. Man sieht, es lebte doch im deutschen Stamme eine innere Sympathie mit dem, was seine alten Erbfeinde, die Franzosen, jetzt mit Strömen von Blut und Phrase in's Werk setzten: neue Zustände auf Grundlage von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war aus dem Herzen Vieler geredet, als Schiller gegen Ende des Jahrhunderts der Menschheit zu ihren großen Errungenschaften Glück wünschte mit den Worten:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit.

Der Vulkan, aus welchem das Feuer des europäischen Krieges unaufhörlich emporstieg, war Frankreich. Napoleon Bonaparte hatte seinen Feldzug nach Aegypten gemacht, zum guten Theile mit dem Gelde, welches die Franzosen den schweizerischen Staatskassen entnommen. Das aristokratische Bern war den Bürgern der großen Nation auf's Aeußerste verhaßt, allein seine „Kronen" nahmen sie gern. Die Schweiz konnte lernen, daß alle Reichthümer nichts nützen, wenn es an Einigkeit und Wehrhaftigkeit des Volkes gebricht, ja daß dann das gesparte Geld dem Stärkern in die Hände fällt und seine Macht erhöhen hilft. Im Sommer des Jahres 1799 kehrte Bonaparte aus Syrien und Aegypten nach Frankreich zurück. Obgleich noch General und nicht Staatsoberhaupt, konnte er doch sagen von seinem Empfang: „Es war ein Herrscher, der in sein Reich kam." Im November sprengte er den Rath der Fünfhundert mit militärischer Gewalt, änderte die Verfassung, machte sich zum ersten Konsul und nahm die Verwaltung des Landes in seine Hand. Die blutigen Kriege, welche er führte, sind zum größten Theil an den Grenzen unseres Vaterlandes vorübergegangen; ja es empfing sogar aus der Hand des mächtigen Konsuls eine Verfassung, die Mediationsakte, welche Ruhe und Frieden in das von Parteien zerrissene Volk zurückbrachte; allein von einer freiheitlichen Entwicklung konnte unter dem despotischen Willen des Kriegsgewaltigen noch lange keine Rede sein. Unerwartet, um Mitternacht, wie er selbst sagt, konnte er die Vereinigung der Schweiz mit Frankreich unterzeichnen.

Kehren wir zur Wiege Bornhausers zurück. Das stille Häuschen im Grünen barg drei Menschen, welche von den großen Welthändeln keineswegs unberührt blieben. Der Vater zwar ging seinem Verdienste nach und verschaffte mit seinem Pferde der kleinen Familie ein auskömmliches Brot. Die Mutter aber war eine mehr als gewöhnlich begabte Frau. Sie sang dem kleinen, schwarzhaarigen Thomas mit den dunkeln, lebhaften Augen an ihrem Spinnrad das Tellenlied vor und begeisterte ihn früh zu kühner

Mannesthat. Sie erzählte ihm von der Ungerechtigkeit der Landvögte, welche bis anno 1798 den Thurgau im Namen der Eidgenossen regierten, das Recht gebeugt, Geschenke angenommen und die Person des Reichen gnädig, die des Armen gar ungnädig angesehen hatten, und wie sie bisweilen versucht, das Volk zum alten römisch-katholischen Glauben zurückzuzwingen. Sie weckte dadurch frühe einen glühenden Tyrannenhaß in der Seele des empfänglichen Knaben. Noch ehe dieser vollkommen 5 Jahre zählte, ward er zur Schule geschickt. Hier zeichnete er sich bald durch Lernbegierde, rasche Auffassung und ganz besonders durch eine lebendige Einbildungskraft aus. An der biblischen Geschichte nahm er nicht blos verständigen, sondern gemütlichen Antheil. Er begeisterte sich für die Gestalten, die ihm zusagten, für den kleinen David, welcher kühnlich gegen den riesengroßen Goliath auszieht, für die heldenmüthigen Makkabäer, die ihr Volk vom schrecklichen Glaubenszwang befreien und ihm die verlorne Unabhängigkeit wieder erkämpfen. Er weinte zornige Thränen über die Priester und Pharisäer in Jerusalem, welche in ihrem Haß und Neid den Menschensohn an's Kreuz schlagen ließen. Bei seinem Eintritt in die Schule war der kleine Thomas ein zartes, fast schwächliches Kind gewesen. Nach etlichen Jahren war aus ihm ein Knabe geworden, der es an tollem Uebermuth und launigen Streichen allen Mitschülern zuvorthat, nur daß niemals Bosheit oder Rachsucht, sondern die harmloseste Lustigkeit seinem Treiben zu Grunde lag. Die Freundschaft eines Knaben von vermöglichem Hause, der an beiden Füßen lahm war, führte doch bald eine Verinnerlichung seines übersprudelnden Lebens herbei. Er trug den Knaben auf rüstigen Armen überall mit sich herum, zu den geselligen Spielen, zum Baden nach der Thur, selbst in die Kirche trug er ihn mit ruhigem Anstand, und die Nähe des Leidenden machte ihn milde und fügte seinem unverwüstlichen Frohmuth (Meisterlosigkeit) einen Zug von ernstem Mitleid bei. Auch besaß der Lahme eine kleine Bibliothek von deutschen Klassikern und andern Schriften, die seinen Gefährten bald so

mächtig anzogen, daß er sich von den gewöhnlichen Vergnügungen mit andern Knaben zurückzog und seine freien Stunden fast ausschließlich den Büchern widmete. Masaniello, der Fischer aus Amalfi, Führer des im Juli 1647 in Neapel ausgebrochenen Volksaufstandes, wurde einer seiner Lieblingshelden, in seinem Innern gährte es unbestimmt von Tyrannenhaß, Volksbefreiung und blutigem Aufstand.

Diese Richtung des Knaben erreichte ihren Höhepunkt, als ein böhmischer Schauspieler, der in Weinfelden einige Stücke von Kotzebue aufführte, ihn vorübergehend in seine Dienste nahm und ihn für leichtere Rollen verwendete. Der dreizehnjährige Schwärmer begleitete sogar die kleine Truppe vierzehn Tage lang und setzte seine künstlerischen Leistungen an andern Orten fort. Als er dann ruhmgekrönt, mit einem Federbusch auf dem Hute, in die Heimat zurückkehrte, machte er sich sogleich daran, selbst ein Theaterstück zu schreiben und es mit Hülfe seiner Schulkameraden zur Aufführung zu bringen. Es muß nicht übel gelungen sein, denn die Lehrer gaben die nachgesuchte Bewilligung dazu, der Dichter instruirte seine Leute und flößte ihnen seine Begeisterung ein, das Stück wurde vor der ehrsamen Bürgerschaft Weinfeldens öffentlich aufgeführt und erndtete mit Rücksicht auf den knabenhaften Dichter und seine Genossen entschiedenen Beifall. Wohlhabende und gemeinnützige Bürger wurden auf die hervorragende Begabung Bornhausers aufmerksam und beschlossen, dem Mittellosen zu einer wissenschaftlichen Bildung zu verhelfen. Sie thaten sich zusammen und leisteten mehrere Jahre Beiträge, damit das Talent nicht zu frühe in den Dienst des Broterwerbes treten mußte. Zunächst konnte nun der neuerdings lerneifrige Schüler den Unterricht des wissenschaftlich gebildeten Lehrers Paul Dünner besuchen, von dem er nach zwei Jahren als zu stärkerer Speise befähigt entlassen wurde.

Es trat die Frage der Berufswahl an den vierzehnjährigen Knaben heran, von welcher er selbst sagt: „Ich hatte bei der geistigen Welt, die in meinem Kopfe gährte, für ein gewöhnliches

Handwerk keine Lust und für etwas Höheres keine ökonomischen Mittel. Da wurde es mir durch Hülfe des Staates und befreundeter Mitbürger möglich, das Studium der Theologie zu ergreifen, was mir vorzüglich deswegen lieb war, weil es mir die Mittel bot, um die heißersehnte wissenschaftliche Bildung zu erwerben." Man hat diese Aeußerung des freimütigen Mannes später nicht ohne Tadel aufgenommen und gemeint: wenn er so wenig innern Beruf zum geistlichen Amte fühlte, so hätte er sich niemals dafür entscheiden sollen, er sei ein Eindringling geworden, dem die Weihe des Geistes und die rechte Berufsfreudigkeit fehlten. Wie mich dünkt, mit Unrecht. Denn was sollte der wißbegierige Jüngling mit seinem heißen Drange nach den Schätzen der Wissenschaft im Herzen machen? Sollte er den einzigen Weg, der für ihn nach dem ersehnten Lande der Wahrheit offen war, nicht betreten? Konnte er nicht, nachdem er den Weg durchlaufen, wenn er auch dann keine Liebe zum heiligen Amte in sich fühlte, noch immer ablenken und in einen andern Dienst eintreten? Hat er nicht später Gelegenheit gehabt, sich an die Spitze der Regierung zu stellen und hat das stille Geisteswirken eines Landpfarrers vorgezogen? Geht daraus nicht die Thatsache hervor, daß die in der unbestimmten Natur des Knaben noch schwache Neigung sich im gereiften Manne zur Kraft und Klarheit entwickelt hat? Und hat am Ende nicht auch die glühende Begeisterung und hohe Befähigung, echt humane Bildung zu gewinnen und dem Volke mitzutheilen, ein Recht, in das geistliche Lehramt einzutreten? Er wollte seinem Volke nützen und hätte es kaum in einem andern Berufe vollkommener, seinen Kräften ensprechender thun können, als in dem, welchen das Schicksal ihm halbwegs aufgezwungen zu haben scheint. So schreibt er als angehender Provisor von Weinfelden, wie mir scheint, recht aus seiner innersten Natur heraus: „Mir ward die Bildungszeit zu frühe abgeschnitten, desto früher aber ging der Augenblick des Wirkens an. Glücklich, wenn ich für einstweilen nur drei oder oder vier Knaben die Keime rein menschlicher Bildung in's Herz senken kann. Weder

die Eltern noch Andere wissen zwar mein Bestreben zu würdigen, allein das thut nichts; wenn nur die Kinder vernünftiger und gemeinnütziger werden als ihre Eltern."

So führten das Gefühl geistiger Begabung, Wissensdrang und Wirkensfreudigkeit den angehenden Jüngling dem Entschlusse zu, sich dem Studium der Theologie zu widmen, um als Lehrer des Göttlichen und Wahrhaft-Menschlichen seinem Volke dereinst wirksame Dienste zu leisten. Seine kühnsten Ideale waren dem Vaterlande zugewandt; aber die Kirche war Staatskirche, auch von ihr aus mußte es möglich sein, ein Freund und Wohlthäter des ganzen Volkes zu werden.

Digitized by Google

Zweiter Theil.

Der Jüngling.

Frisch, frei, fröhlich und frumb
Ist der Studenten Reichtumb.
(Alter deutscher Spruch.)

Erster Abschnitt.

In der Lehre im Pfarrhause und auf dem Carolinum in Zürich.

Als Bornhauser an den Schulen von Weinfelden nichts mehr zu lernen hatte, wurde er in Ermangelung eines Gymnasiums zu einem Landpfarrer in die Lehre gethan. Eine Anstalt zur Vorbereitung auf die Hochschule gab es damals im Thurgau noch lange nicht, und für 7—9 Jahre nach Zürich zu gehen, dazu brauchte es mehr Mittel, als in der Regel ein angehender Beflissener der Gottesgelahrtheit aufzuwenden hatte. Eine Stunde von Weinfelden, in dem Wein- und Ackerbau treibenden Dorfe Märstetten, saß

damals der junge Pfarrer Ammann[1], der durch mehr als gewöhnliche wissenschaftliche Bildung wie durch Geist und Beredsamkeit über manche seiner Amtsgenossen hinausragte. Zu ihm kam der angehende Jüngling, daß sein noch etwas ungeschliffener Kopf in den Geist und die Sprachen der Alten eingetaucht werde. Viel Anderes als Latein, Griechisch, Hebräisch und Geschichte wurde damals zur Ausrüstung für die höhere Schule nicht als nothwendig erachtet.

Wir wissen über diese Lehrzeit, die ungefähr vom 16. bis zum 19. Jahre dauerte, nur wenig Näheres. Bornhauser besorgte neben seiner gelehrten Beschäftigung des Pfarrers Pferd und verrichtete andere landwirthschaftliche Geschäfte, wobei sein Körper gesund und rüstig, sein Mut zufrieden und heiter blieb. Im Pferdestalle recitirte er griechische und lateinische Verse und sein Homer begleitete ihn wie einst Alexander überallhin. Aber auch die leichteren Geschichtschreiber Nepos und Plutarch wurden mit Eifer gelesen und die Tyrannenfeinde Brutus, Trasybul und Timoleon wurden die Helden, die er vorzugsweise verehrte.

Im 19. Jahre, also 1818, verließ Bornhauser das Pfarrhaus und seinen Meister (sie waren mittlerweile von Märstetten nach Scherzingen am Bodensee übergesiedelt) und bezog das Carolinum in Zürich, eine Art Hochschule, welche doch nicht auf der Höhe einer deutschen Universität stand. Zum Andenken an Karl den Großen, den Schulfreund und Gönner Zürichs, hatte man die Anstalt so genannt; eigentlich war sie die Schule, welche das Chorherrenstift bei'm Großmünster zu Nutz und Frommen der Stadt und des Landes hielt. Bei'm Fraumünster gab es ein Gymnasium mit sieben Klassen, daher hießen die drei Kurse des Carolinums die erste, zweite und dritte „Acht.“ In der ersten Acht trieb man noch vorwiegend Philologie, in der zweiten Philosophie, in der

[1] Konrad Ammann von Ermatingen, geboren 1791, nachmals Pfarrer in Scherzingen, Sulgen und Hüttlingen, ein tüchtiger Philologe und beliebter Prediger, später Dekan und Mitglied des Kirchenrathes.

dritten, welche zweijährig war, sollten philosophische und theologische Studien miteinander verbunden werden.

Das Carolinum war dazumal in einen ziemlich verrotteten Zustand gerathen. Ein Schlendrian beherrschte das Ganze, welcher dem Geiste der Studenten keineswegs imponirte, und der Unterricht scheint ohne eigentlichen Einfluß auf ihre Entwicklung geblieben zu sein. Chorherr Schultheß erklärte das Neue Testament mit viel Gelehrsamkeit, allein ohne Methode und ohne des Stoffes in seinen Vorträgen Herr zu werden. Sein kühler Rationalismus war wenig geeignet, den Studenten Begeisterung für die religiösen Gedanken der heiligen Schriften einzuflößen. Wenn er das Wunder der Speisung (Matth. Kap. 14) behandelte, sprach er die Ansicht aus, daß Jeder der 5000 Anwesenden einen „Weggen" als Vorrath mitgeführt und bei der allgemeinen Mahlzeit aus seinem Sacke hervorgezogen habe. Usteri, der Lehrer des Hebräischen, war ungeeignet, die Schüler zur Thätigkeit in seinem Fache anzuregen. Seine „Allegationen", Stellen aus dem Alten Testamente, welche prophetisch auf das neue hinweisen, wurden angehört, ohne daß die Zuhörer sich viel um den hebräischen Urtext bekümmerten. Geßner lehrte die praktische Theologie und nahm mit den ältern Studenten Predigtübungen vor. Brämy, einer der anregendsten Dozenten, las über Apologetik und trug eine Lebensgeschichte Jesu vor, welche durch ihre einfache Klarheit und ansprechende Erbaulichkeit vielen Beifall fand. Horner, der Bruder des Weltumseglers, las über Ethik und Aesthetik, wobei er sich schon von Schleiermachers gewaltigem Systeme leiten ließ. Seine ästhetischen Vorträge waren mit Beispielen und humoristischen Zügen ausgestattet. Um die Lächerlichkeit des Zierlichen, das der Kraft ermangelt, in's Licht zu stellen, pflegte er folgenden Vers anzuführen:

Der Wanderer ist sehr gebeten,
Doch diesen Weg nicht zu zertreten;
Auch laß' er keinen Hund mitlaufen,
Er könnte sonst den See aussaufen.

Die Lehrstellen am Carolinum wurden nicht sowol nach dem Maßstabe der wissenschaftlichen Begabung des Mannes als nach andern Rücksichten vergeben. Man mußte vor allem Bürger der Stadt Zürich sein und schon eine Reihe von Jahren im geistlichen Amte oder in einem mehr untergeordneten Schulamte gedient haben. So kamen Männer an diese Stellen, welche zwar gelehrt, aber für ihre akademische Aufgabe nicht gerade befähigt waren, die einen zu pedantisch und trocken, die andern zu schwach und unbeholfen, um einen kräftigen erziehenden Einfluß auf die Studenten auszuüben.

Ein Professor des Hebräischen verabredete vor dem Examen mit den Candidaten nicht nur das Kapitel, welches er lesen und erklären lassen wollte, sondern theilte auch die Verse unter sie aus. Als einmal einer der selbständigeren zufällig einen Vers mehr, als ihm zukam, übersetzte, ging es bei dem folgenden durchaus nicht mehr und der gute Professor mußte zur Ordnung zurückkehren, d. h. den voreilig gelesenen Vers noch einmal vornehmen, damit jeder mit seiner betreffenden Stelle daran kam.

In den Lehrzimmern herrschte vor dem Erscheinen des Dozenten ein fürchterlicher Tumult. Dem eintretenden Chorherrn Ochsner fuhr bei solcher Gelegenheit eine Bibel an den Kopf. „Was sind denn für Thiere da?“ fragte der entrüstete Mann. „Ochsen!“ war die vielstimmig brüllende Antwort. — Um jene Zeit wurde indeß der ausgezeichnete Philologe Joh. Kaspar Orelli an's Carolinum berufen, welchem es gelang, wenigstens auf seinem Gebiete wissenschaftliches Leben und Begeisterung, namentlich für die alten Dichter, hervorzurufen. Ein jugendfrischer Geist, ein lebendiger Vortrag und ein freundliches, verständnißvolles Wesen für die Angelegenheiten der Studenten machten, daß die Herzen der Jünglinge ihm wie im Sturme zuflogen, während freilich die Gemüther seiner Collegen im gleichen Maße sich gegen ihn erkälteten.

Bornhauser sagt über seinen Aufenthalt am Carolinum in seiner Selbstbiographie: „Es herrschte ein solcher Schlendrian, daß die öffentlichen Vorlesungen, mit Ausnahme der Collegien bei Orelli

und Schultheß, verlorene Zeit waren. Größeren Nutzen gewährte mir das Privatstudium und der Umgang mit geistreichen, vorwärts strebenden Jünglingen. Philologie und Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur beschäftigten mich vorzüglich."

Als er schon über die philologische Klasse hinaus war, wurde er als Hospitant noch manchmal in den Vorlesungen von Orelli gesehen, und von diesem aufgerufen, eine Horazische Ode nach ihrem Gedankengange zu erklären, entledigte er sich dieser Aufgabe mit einer solchen Gewandtheit und Beredsamkeit, daß die Schüler der Klasse nur mit Staunen und Verehrung zu ihm aufblickten.

Zweiter Abschnitt.

Freundeskreis. Erhebende Festtage und erste Dichterlorbeeren, Schluß der akademischen Zeit. Ein verfehltes Examen und ein weissagender Candidat.

Im geselligen Kreise der Studirenden war Bornhauser ein allezeit willkommener Gast. Ein so naturfrisches Wesen, so viel sprudelnder Humor und Witz, so viel kühnes Selbstbewußtsein verbunden mit freundlicher Gutmütigkeit, so viel Talent fröhlich zu sein und Andere fröhlich zu machen, ohne die Grenzen des Sittlichen und Anständigen zu überschreiten, so viel kecke Originalität hatte man in Zürich lange nicht gesehen. Und doch lebte der Träger dieser Gaben aus einem doppelten Staatsstipendium, das sein engeres Vaterland ihm bot, nebst den Zuschüssen seiner Weinfelder Mitbürger. Aber die Armut drückte ihn nicht. Brauchte er auch ziemlich viel Geld, so erwarb er durch Privatstunden im

Hebräischen und Lateinischen, die er gab, so manchen Gulden, daß er ohne Schulden zu machen sich durchschlug. Sein Zimmer, das einfach und schmucklos genug war, hatte er mit Kunstwerken von eigener Hand ausgeziert, es waren Zeichnungen und Gemälde, die er selbst in den Abendstunden zu diesem dekorativen Zwecke verfertigte. Wohin er auf seiner stillen „Bude" blickte, strahlten ihm die Werke seines Kunstfleißes entgegen, hier ein Masaniello, dort ein Brutus, dort ein Wilhelm Tell und neben ihm Gestalten seiner eigenen Einbildungskraft.

Den Werth der geselligen Bildung nicht verkennend und auf Vielseitigkeit bedacht, nahm Bornhauser auch an einem Tanzkurse Theil und bewog einen seiner theologischen Freunde, sich ebenfalls mit dieser gunstgewinnenden Kunst bekannt zu machen. Prüfe Alles und behalte das Beste! pflegte er seinen jüngeren Genossen als Rath und Richtschnur zu geben. Als der Tag des Balles kam, wartete der Freund auf Bornhauser lange vergeblich. Endlich ging er hin, um nach seinem Befinden zu sehen, da er ihn krank vermuten mochte. Gesund und munter trat ihm Bornhauser entgegen und sagte: „Siehe, wenn ich zum Balle gehe, so kostet das einen Thaler. Was soll ich nun thun? Wenn ich noch einen Thaler aus meinem Ersparten dazu lege, so kann ich damit meine arme Mutter zu Hause unterstützen, daß sie Wochen lang davon Genuß haben wird. Auch ohne des Festes Flitter bin ich zufrieden und froh" — und er ging nicht auf den Ball. Einmal nahm er doch an einem solchen Tanzvergnügen Theil, allein er erschien in kurzen schwarzen Beinkleidern und weißen baumwollenen Strümpfen, während alle andern Herren allerdings auch kurze Hosen (nach damaliger Sitte), aber schwarzseidene Strümpfe trugen. Er bedurfte all' seines Humors und seiner Zuversicht, um nicht durch diesen Mangel an äußerer Uebereinstimmung dem Spotte der Gesellschaft zu verfallen und von den Damen als eine lächerliche Figur gemieden zu werden.

Von den Studirenden schloß sich namentlich Hans Schultheß, der Sohn des Professors, innig an Bornhauser an, dessen

ländlich frische Natur dem frühreifen Stadtkinde wie ein Wesen anderer Art erschien; ebenso Leonhard Usteri, nachmals Professor der Theologie und Verfasser des „paulinischen Lehrbegriffs" Mit ihnen ging auch Heinrich Rüscheler, ein trefflich begabter Mensch, der wie Bornhauser gern das maßgebende Wort zu sprechen pflegte und diesen durch Verstand, Witz und Schlagfertigkeit nicht selten übertraf; ein früher Tod war ihm bereitet, sonst würde er seinen Namen ohne Zweifel in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht haben. Von den Thurgauern gehörte vor allen Kaspar Mörikofer dieser Gruppe an, der mit gründlichen Kenntnissen einen ruhigen Charakter und soliden Fleiß verband. Als Rektor der Stadtschulen von Frauenfeld, Pfarrer und Schriftsteller auf dem Gebiete der Schweizergeschichte, entwickelte er nachmals eine vieljährige rühmliche Thätigkeit. Später sah man den gelehrten Ulrich Benker von Dießenhofen, nachmals Rektor der thurgauischen Kantonsschule, und den um einige Jahre jüngern Heinrich Kesselring von Boltshausen (erster Präsident des thurgauischen Erziehungsrathes) manchmal an Bornhausers Seite die Musenstadt durchwandeln. Benker sprach wie ein Orakel der alten Zeit, tiefsinnig und gehaltvoll, fast nur über Fragen der Wissenschaft. Bornhauser, wie im Vorgefühle eines Apostels der Freiheit, war mit seinem Denken und Fühlen der Neuzeit zugewandt. Ihm waren die Alten treffliche Vorbilder, die da lehren, wie man die Aristokratieen stürzen und den Staat auf den Grundlagen der Freiheit und Bürgertugend aufbauen müsse. Mörikofer war innerlich mit beiden verwandt, ohne doch die Richtung des einen oder andern anzunehmen. Mancher junge Student, der sich von dieser geistvollen Gruppe angezogen fühlte, mag das Gefühl Wagners in Göthes „Faust" empfunden haben:

Mit Euch, Herr Doktor, zu spaziren,
Ist ehrenvoll und bringt Gewinn.

Es brachte aber doch nicht immer Gewinn, ein Freund des trotzigen, nach voller Unabhängigkeit ringenden Thurgauers zu sein;

denn nicht selten ging er in seinem Freiheitsdrange auch zu weit und gab seinen Lehrern durch eine wenig verhehlte Geringschätzung ihrer gelehrten Persönlichkeiten Aergerniß. Als einst der angesehene Chorherr und Professor Schultheß ohne den Hut abzuziehen auf den Katheder stieg, sei es daß Zahnweh oder üble Laune ihn peinigten, ließ Bornhauser einen Zeddel mit den Worten unter den Zuhörern zirkuliren:

Vor dem aufgesteckten Hute
Und dem Pfaffenangesicht,
Bückt ein Mann von Heldenmute,
Bückt ein Herr Student sich nicht.

Diese Zeilen betrübten nicht nur den Freund Hans Schultheß, sie kamen höchst wahrscheinlich auch dem Professor zu Ohren. Wenigstens ward der einflußreiche Mann dem kühnen Schreiber und Sprecher immer mehr abgeneigt und hatte später Gelegenheit, ihn seine Ungunst und überlegene Macht empfindlich fühlen zu lassen. Einstweilen geschah nichts, das Bornhauser im harmlosen Genusse der Freiheit und Jugend irgendwie gestört hätte.

Im Jahr 1819 dachte Zürich die dritte Säkularfeier seiner Reformation zu begehen, weil vor 300 Jahren Zwingli an das Großmünster berufen worden war und sein reformatorisches Wirken in dieser Stadt durch seine mächtige Predigt auf Grund des Evangeliums begonnen hatte. Im Herbst des Vorjahres 1818, als der Schlachttag von Kappel — nach dem alten Styl der 11., nach dem neuen der 23. Oktober — heranrückte, hatten die Studenten keine Ruhe mehr, sie wollten eine besondere Feier zu Ehren des Reformators und seines heldenmütigen Ausganges veranstalten. Nachdem sie mit Mühe die Zustimmung der Behörden zu ihrem Vornehmen erlangt hatten (es wurde vom Kirchenrathe „an sich zwar belobt, aber aus verschiedenen Gründen mißrathen"), zogen sie in der Morgenfrühe des 23. Weinmonats in ungezwungener Ordnung auf dem linken Seeufer bis auf die Höhe von Thalweil, von dort

seitwärts hinab in das Thal der Sihl, wo sie auf beiden Seiten von Wald umgeben einsam dahinfließt. An einer etwas offenen Stelle im Walde machten sie Halt. Es ist der Ort, wo Salomon Geßner, der Idyllendichter und Maler, einer der ausgezeichnetsten Bürger Zürichs, seinen Sommeraufenthalt hatte. Einige hundert Schritte vom Landhause entfernt erhebt sich ein kleiner Hügel aus der grünen Matte, um diesen herum lagerte sich die Schaar der Jünglinge und akademischen Lehrer, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Auf dem Hügel aber traten nacheinander drei Redner auf, welche in begeisterten Worten Zwinglis Charakter, Wirken und Ende schilderten und die Jugend aufforderten, seinen Geist zu pflegen und sein Vorbild treulich nachzuahmen. Ihren Vorträgen antworteten die gelagerten Schaaren durch erhebende Gesänge, eigens für diesen Zweck gedichtet und mit bekannten Melodieen verbunden. Die Redner waren David Schultheß, Hans Schultheß und Heinrich Nüscheler, alle drei Zürcher.

Als die ernste Feier geschlossen war, setzte man sich zum einfachen Mahle zusammen, wobei Toaste und Lieder Schlag auf Schlag die Gemüter in Spannung erhielten. Eine silberne Schüssel, Erbstück der Familie Zwingli, mit vielen Zeddeln gefüllt, ging herum; auf jedem Zeddel stand aus Zwinglis Werken ein bedeutsamer Spruch und jeder Theilnehmer zog sich einen solchen als Andenken des Tages heraus. Bei diesem Festmahle war es, daß Bornhauser zum ersten mal als hervorragendes Dichtertalent aus den Reihen seiner Genossen hervortrat. Die poetischen Erzeugnisse der Studenten auf diesen Festtag sind in einem Büchlein gesammelt: „Die Todesfeier Zwinglis am 11./23. Oktober 1818.“ Die meisten derselben stehen an Kunstwerth und an dichterischer Schönheit weit hinter dem guten Willen zurück, der sie hervorgebracht hat. „Auch ich will etwas machen“, so steht da nur zu deutlich zwischen den Zeilen geschrieben. Einer beginnt seinen Hymnus

Schon dreimalhundert Jahre sind verflossen,
Seit Zwingli mit entschloss'nem Mut

Für Wahrheit selbst sein edles Blut vergossen,
Gestorben für das hohe Gut.
Ehret den Helden mit Feiergesang,
Denkt an des Herrlichen Todesgang.
(Mel.: Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude.)

Ein Anderer, eben so löblich in der Gesinnung als prosaisch in der Dichtkunst, fängt an:

Nehmt Zwinglis Geist zum Vorbild euch,
Der Wahrheit forschet nach;
Für Wahrheit lebt und sterbt wie er,
Und lehrt und übet Christi Lehr,
Für Tugend nur seid wach!

Da ist es denn eine Freude, unter diesen reimenden Prosaikern eine Dichterstimme zu hören, wie der Stud. philos. Th. Bornhauser sie erschallen ließ. Das eine seiner Gedichte lautet:

Die Todtenfeier.

O käme mein Gesang an Flug den Winden,
An Kraft des Donners Stimme nah!
Helvetien, in deinen Thälern wollt' ich künden
Die Feier, die ich sah.

Dem Mann, der einst die frommen Väter führend
Ein Opfer für die Wahrheit war,
Dem brachten jetzt die späten Enkel still und rührend
Ein Todtenopfer dar.

Im Festgewand auf herbstlich bunten Fluren,
Stand feierlich der Sänger Chor;
Da drang ein Eid, den sie mit heil'ger Glut beschwuren,
Zum Sterngewölb' empor.

„Die Menschen all', wie sie auch immer denken,
Wir lieben, schützen sie in Noth;
Nie wollen wir dem Bruder seinen Glauben kränken,
Nie rauben seinen Gott.

Doch wol das schwer erkaufte Gut zu hüten,
Wenn dort der falschen Lehre Spott
Uns unsern Glauben höhnt, wenn hier in dumpfem Brüten
Der Mystik Schwindel droht;

Und Gottes Wort mit hellem Geist zu lehren,
Der Wahrheit treu zu sein mit Gut und Blut,
Das, Brüder, wollen wir bei Zwinglis Asche schwören,
Bei seinem Heldenmut.

An uns'rer Urne soll nach hundert Jahren
Auch unser Enkel richtend steh'n;
Ja, Zwingli! Zeuge selbst, wenn wir in Geisterschaaren
Zum Thron des Richters gehn."

So sprach der Chor — und sieh, mit leisem Fluge
Schwebt Zwingli durch den ernsten Reih'n;
Er eilt hinauf, und gräbt den Schwur mit Flammenzuge
In heil'ge Tafeln ein.

Th. B., Stud. philos.

Schon fühlt man hier den hellen Geist, der von frivolem Unglauben und frommem Schwindel gleich weit entfernt, dem Volke mit Donnerstimme von seinen idealen Gütern predigen, den milden Geist, der niemals seines Nächsten Glauben kränken wird. Der „späte Enkel" ist eine Gestalt, die in mehreren seiner Gedichte vorkommt; sie deutet an, wie jene Zeit den Ruhm verstand, nicht als den brausenden Beifall der Gegenwart, sondern als die liebevolle Anerkennung eines künftigen Geschlechts.

Aus den Toasten jenes Festmahles hat nur derjenige Bornhausers Aufnahme in das genannte Büchlein gefunden. Er wurde gesungen nach der Melodie: „Auf, auf ihr Brüder und seid froh" und faßte allerdings mehr zusammen, als das Gesetz der Einheit gutheißt, allein in Formen und Gedanken bietet er ebenfalls Schönes dar.

Toast.

Im Tode bleibt uns Zwingli noch,
Was er im Leben war;
Der Segen fließt von seinem Grab
Der Zeiten langen Strom herab
Auf seiner Enkel Schaar.
Ihm bringt, wenn euch die Freude lacht,
Euch Glaubensfreiheit glücklich macht,
Den ersten Becher dar.

Und sang euch je der Flöte Lied
In's Schäferleben ein;
Vernahmt ihr je der Unschuld Scherz,
So schlage lauter euer Herz:
Ihr seid in Geßners Hain.
Dem Mann, der Lenz und Jugend liebt,
Zum Wahren uns das Schöne gibt,
Laßt uns den zweiten weihn.

Euch Lehrer Dank, daß eure Näh'
Uns zur Begeist'rung hebt.
Einst weinen wir in euer Grab
Auch euch der Liebe Schmerz hinab
Und Thrän' auf Thräne bebt.
Doch lebet lang, daß klar und voll
Das Glas noch oft auf euer Wohl
Durch unsre Kreise schwebt.

Noch einmal, Brüder, auf vom Sitz!
Ergreift die schnelle Zeit!
Der Freundschaft, die mit starkem Band
Uns heut zu höhrem Zweck umwand,
Sei dieses Glas geweiht.
Wir gehn wie Zwingli stark und frei
Der Wahrheit und der Tugend treu
Hinan zur Ewigkeit.

Th. B., Stud. philos.

Hochbegeistert für die Sache der Wissenschaft, des Vaterlandes und der Freiheit, mit heiligen Vorsätzen, die der Förderung des Wahren und Guten galten, verließen die Jünglinge den stillen Ort im Sihlwalde und kehrten zu ihrem Studium in der Limmatstadt zurück. Am 1. Januar des Jahres 1819 folgte das Reformationsfest, an welchem wiederum Zürich die führende Stellung übernahm. Da kamen auch Studirende aus Bern und St. Gallen herüber und in den letzten Tagen des scheidenden Jahres wurde der Gedanke eines schweizerischen Studentenbundes ausgetauscht, der eine jährliche Versammlung etwa in einer Stadt des schönen Aargau's halten sollte. Zofingen, das alte, gemütliche, wurde dazu erwählt und es entstand der Zofinger Verein, als dessen Gründer Heinrich Rüscheler von Zürich, Bornhausers Freund, und die Berner Studer, Rüfenacht und C. Bitzius zu betrachten sind. Auch Albrecht Bitzius (der nachmalige große Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf) wirkte an der Grundlegung des patriotischen Bundes mit stiller Begeisterung mit.

Es war in jener Weihnachtswoche des Jahres 1818, daß Bornhauser den um zwei Jahre älteren Jeremias Gotthelf kennen lernte. Die theologische Gesellschaft der Studenten des Carolinums hielt ihre gewöhnliche Sitzung und lud auch die Gäste von Bern und St. Gallen, die zum Reformationsfeste gekommen waren, dazu ein. Bornhauser war gerade an der Reihe, eine wissenschaftliche Arbeit vorzutragen und las — für ihn selbst und sein damaliges Denken und Fühlen kennzeichnend genug — über das Thema: Demut Mangel an Mut. Wie er sich da mit der christlichen Lehre: „Wer unter euch will der Erste sein, der sei aller Diener!" auseinander setzte und welche Beweise er für seine Behauptung vortrug, ist mir nicht bekannt geworden, nur so viel erhellt aus mündlicher Ueberlieferung, daß einige Freunde an dem kühnen Satze Anstoß nahmen. Bornhauser selbst gab nachher zu, daß er zu weit gegangen und war geneigt, seine Behauptungen bedeutend einzuschränken; sie waren offenbar politisch gemeint, wollten das

Selbstgefühl des freien Bürgers höher stellen als die blinde oder heuchlerische Unterwerfung, konnten aber von der Gesellschaft in einem weiteren und allgemeinen Sinne verstanden werden.

Ein anderer Aufsatz Bornhausers aus dieser Periode, von einem seiner Freunde handschriftlich aufbewahrt, handelt von der Wahl des Berufes und ist in Gesprächsform gehalten. Darin führt er mit großer Menschenkenntniß den Gedanken aus, daß in der Berufswahl vielfache Irrungen und Mißgriffe vorkommen, woran bald die Eltern, bald die Verhältnisse, bald auch die jungen Leute selbst die Schuld tragen, indem sie nicht rechtzeitig zu einem verständigen Entschlusse zu gelangen suchen. Hören wir wenigstens den Eingang seines gründlich und ruhig gehaltenen Gespräches an, das von einem Oberamtmann, einem Doktor und einem Gutsbesitzer bei'm Abendtrunke geführt wird.

Doktor. Schon lange warte ich auf Sie und dafür bringen Sie mir jetzt ein finsteres Gesicht?

Oberamtmann. Ach, wer sollte nicht! Ich wußte es, daß Sie mich erwarten, und doch mußte ich Ihre Gesellschaft entbehren, um die Hälfte des Abends mit Anhörung eines Verrückten zu verbringen.

Doktor. Und wer war denn dieser, wenn man fragen darf?

Oberamtmann. Kein anderer als ein Schuster, der von seinem Amtsbruder, dem seligen Jakob Böhm, begeistert, die Annäherung des jüngsten Tages und eines baldigen großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß verkündigt und dadurch meine Bauern in die größte Verwirrung setzt.

Doktor. Ich habe von ihm gehört; nur wundert es mich, daß der Herr Pfarrer solches geschehen läßt und nicht durch Verbreitung reinerer Ansichten der Schwärmerei entgegenarbeitet, auch daß die Pfarrkinder sich über solche Fragen nicht an ihn wenden. Er scheint doch ihnen gegenüber den Ton recht gut zu treffen.

Oberamtmann. Ja, er trifft ihn nur zu gut, so lange er nur von Pferden, Heu und Wiesen zu reden hat; dagegen sonst ein belehrendes Wort zu reden, sei es von der Kanzel herab oder im Gespräche, dazu hat er weder Neigung noch Talent.

Doktor. Aber um's Himmels willen wozu ist er denn ein Geistlicher geworden und kein Bauer? Er hätte ja nur den Beruf seines Vaters fortreiben können.

Oberamtmann. Weil er sich in der Wahl seines Berufes vergriff wie tausend Andere. Wäre es indeß allein von ihm abgehangen, so würde er den schwarzen Rock nicht angezogen haben; aber seine Mutter, eine eitle Frau, wollte durchaus, daß ihr jüngster Sohn studire. Dieser gehorchte, machte die Klassen durch, wie aber? das läßt sich denken. Die Mütter, pflege ich zu sagen, haben mit ihrer Affenliebe schon manches Kind erdrückt.

Doktor. Sie haben Recht: Liebe, Eitelkeit und Aberglauben der Eltern spielen bei der Wahl des Berufes nicht selten eine gefährliche Rolle. So wird wahrscheinlich auch mein Neffe dem geistlichen Stande so wenig Ehre machen als Ihr Herr Pfarrer. —

Gegen das Ende seines Aufenthaltes in Zürich fing Bornhauser an, die theologischen Collegien unregelmäßig zu besuchen. Ihn zogen die geistvollen Vorlesungen J. C. Orellis über lateinische und griechische Klassiker so viel mehr an, daß er seine Zeit vorwiegend den Sprachen, der Philosophie und Poesie widmete. Auch erfüllte ihn mehr und mehr jenes stolze Selbstgefühl, das des Lehrers nicht mehr zu bedürfen glaubt und, von hergebrachten Regeln und Gesetzen frei, auf eigenen Bahnen wandeln will. Es war nicht Sinnenlust noch Schlaffheit, was ihn von den Wegen eines gewöhnlichen Schülers abhielt, sondern der Trieb nach Unabhängigkeit. Von seinem frohen Schaffen und heitern Genießen gibt er selbst in einem Briefe an seinen jüngern Freund Heinrich Kesselring eine anziehende Schilderung, aus der hier eine Stelle folgen mag.

Kesselring hatte ihm seine baldige Ankunft in Zürich gemeldet und seine Hülfe für Besorgung eines Logis in Anspruch genommen. Darauf schrieb ihm Bornhauser: „Komm, das Studentenleben ist das froheste, was wir auf Erden leben. So reizend hat mir die Sonne noch nie gelacht, so reizend wird sie mir nie mehr lachen.

Durch keine Verhältnisse beengt, von keinen Sorgen umdüstert, voll erwachender Kraft, voll Zutrauen zur Menschheit steht man hier im Tempel Minervas. Alles Schöne und Edle, was die größten Männer gedacht und gethan, sammelt man geschäftig zu einem Schatze des künftigen Wirkens und erholt sich von der Arbeit wieder im Kreise trauter Freunde. Diese Jahre sind nur einmal da; weise wollen wir sie benutzen, ehe sie verschwinden." —

Aber diese Jahre waren ihm durch die Verhältnisse kurz zugemessen. Schon Anfangs 1821 meldete er sich zum philosophischen Examen, nach welchem unmittelbar das theologische folgen sollte. Von seiner thurgauischen Kirchenbehörde hatte er die Erlaubniß erhalten, diese Prüfungen in Zürich zu bestehen und dort auch die Ordination zu empfangen. Das philosophische Examen ging gut, allein das theologische schlug fehl. Die Professoren des Carolinums hatten seine geringschätzige Behandlung ihrer Gelehrsamkeit übel vermerkt und ließen ihn nicht als Candidaten passiren. Ueber die Scene, die darauf entstand, berichtet Bornhauser an seinen Freund Kesselring:

Den 9. Hornung um Mitternacht (1821).

Nur kurze Nachricht vom heutigen Examen. Es ging ordentlich. Nach demselben erklärte Schultheß, man sei rücksichtlich der Kenntnisse mit Allen zufrieden. Fries sei daher auch angenommen. Weil hingegen Bornhauser mehrere Collegien nicht besucht habe, ja acht Tage ausgeblieben sei, ohne sich zu entschuldigen, so, so, so — werde dieser Bornhauser nicht als Candidat angenommen, sondern zurückgewiesen. Bei dieser Rede klopfte mein Herz ungestüm vor Zorn. Endlich trat ich einige Schritte vorwärts, streckte die Hand aus und rief: Ich appellire an die Zeit, diese soll entscheiden, ob es mir zur Schande gereicht oder Ihnen, daß sie mich zurückweisen! Hiemit eilte ich zur Thür hinaus und ließ die Professoren voll Erstaunen sitzen. Diese blöden Tröpfe konnten mich natürlich nicht fassen und schimpften in gebrochenen Seufzern über Unverschämtheit. Morgen gehe ich zu Benker, der nicht wohl ist, dann auf Frauenfeld, den Herrn Antistes zu bitten um baldiges Examen.

Lebe wohl! Dein Freund.

Die Studenten des Carolinums traten auf Bornhausers Seite. Von der ganzen Schaar bis Winterthur begleitet, zog er mit wiedererwachtem Humor im März 1821 der Heimat zu, bereit, sich dort examiniren zu lassen und sich als Stipendiaten seinen Vorgesetzten zur Verfügung zu stellen. Stähelin führte ihn zu Wagen bis Frauenfeld, zwei Reiter bildeten die Begleitung bis in die thurgauische Hauptstadt. Hier schieden sie voneinander und Bornhauser wanderte des andern Tages allein und zu Fuß dem elterlichen Hause zu. Doch ihm lebte dort nur noch die Mutter, der Vater war schon 1814 an den Folgen harter Arbeit und einer innern Verletzung gestorben, wodurch sich die Verhältnisse der kleinen Familie noch ärmlicher gestaltet hatten. Geschwister waren keine vorhanden, aber der einzige Sohn, die Hoffnung und Kraft der alternden Mutter, hatte bis jetzt nur Opfer gekostet, hatte vielleicht im süßen Traume des akademischen Lebens bisweilen vergessen, wie ernst und entbehrungsreich die Tage der Wittwe in jenem kleinen Hause waren, wo seine Wiege gestanden.

Jetzt wollte er nicht säumen, in den Dienst der Arbeit und des Broterwerbes zu treten. Man bot ihm in Weinfelden die Lehrstelle an einer kleinen Freischule an, welche einige reichere Bürger großen Theils aus eigenen Mitteln errichtet hatten, um ihren Knaben unter väterlicher Aufsicht eine etwas weitergehende Bildung zu vermitteln, als die Gemeindeschule sie zu bieten vermochte. Bornhauser nahm diese Stelle, noch ehe er seine Examen bestanden hatte, ohne Bedenken an und begann sich einzurichten. „Wie gesagt, ich bin Provisor", schreibt er an Kesselring, „orthographischer: pro Vieh's Ohr. Ich habe zehn Knaben, 450 fl., aber nicht freien Tisch; rechnet man das Tischgeld 200 fl., so habe ich 50 fl. weniger als mein Vorgänger. Ich bin hier Bürger und habe Verbindlichkeit."

Die Stelle wurde sogleich angetreten und im Juni dieses Jahres dann auch das theologische Examen zur Befriedigung der gelehrten Behörde (evangelischer Administrationsrath) abgelegt. So war die Periode der Bildung und Entwicklung im Genusse der

Google

Freiheit rasch und frühe zum Abschluß gekommen. Die Lehrzeit im Pfarrhause hatte etwa 3 Jahre, das akademische Studium eben so lange gedauert. Noch nicht ganz 22 Jahre alt stand der junge Theologe im Amte, das ihm ein selbstverdientes Brot, seiner Mutter Erleichterung und seinem Geiste Gelegenheit zu praktischer Arbeit und wissenschaftlicher Weiterbildung bot.

Dritter Abschnitt.

Der Provisor. Leiden und Freuden des Schulmeisterlebens. Hans Waldmann.

Die Schule war ungefähr das, was man heutzutage in einer Sekundarschule zu suchen pflegt. Alte und neue Sprachen, Realien, Zeichnen und Gesang bildeten den Fächerkreis und waren allesammt Bornhauser übertragen, während der Religionsunterricht dem Pfarrer des Ortes, Joh. Kaspar Stumpf, vorbehalten blieb. Dieser, ein Verehrer Jung-Stillings und mit diesem persönlich bekannt, pflegte eine mystische Richtung in seiner Gemeinde und wollte sie auch von der Schule nicht durch allzu vielen Freisinn ausgeschlossen wissen. Er war übrigens eine gemütvolle, innige Natur, von seiner Gemeinde hoch und werth gehalten wie ein Vater, allein für die Geistesrichtung des jungen Provisors fehlten ihm doch das Verständniß und der richtige Maßstab. Bornhauser befand sich auch noch so sehr im Zustande des brausenden jungen Weines und nahm so wenig Rücksicht auf das Herkommen und die Anschauungen seiner Mitbürger, daß der ältere, würdige Pfarrer seine Art zu sein und zu wirken nur mit ernstem Kopfschütteln beobachten konnte. Mehr als einmal ließ der Pfarrer seinen jungen Collegen zu sich kommen

Google

und machte ihm als ehemaliger Lehrer und Seelsorger Vorstellungen. Er habe vernommen, daß der Provisor die Bibel als eine Sammlung von Fabeln und die Vernunft als die oberste Richterin auch in Sachen des Glaubens halte. Sei dem so, so möge er ihm versprechen, diese Ansichten ganz und gar für sich zu behalten und den Knaben gegenüber sorgfältig zu verwahren, oder er, Stumpf, wolle als Religionslehrer vom Institute zurücktreten und den Vätern die Anzeige machen, daß es ihrer verschiedenen Religionsansichten wegen geschehen müsse.

Man sieht, der würdige Mann verhielt sich zu seinem ehemaligen Schüler wie eine Mutterhenne, welche zum ersten mal ihre ausgebrüteten Entchen in's Wasser gehen sieht.

Bornhauser antwortete auf solche Zumutungen ausweichend, griff die Autorität des Katechismus an, ließ einzelne Zweifel durchblicken, beruhigte aber dennoch den besorgten Mann und fuhr unbeirrt fort zu wirken mit kühner Begeisterung für Wissenschaft und freie menschliche Entwicklung. Er bereichert seine noch bescheidene Gelehrsamkeit mit neuen Kenntnissen. Unermüdlich läßt er aus seinen eigenen Mitteln durch Kesselring Bücher aus Zürich kommen, wobei die alten Dichter und die neueren deutschen Klassiker den Vorrang haben. Seine Wünsche und Seufzer in dieser Beziehung sind bisweilen köstlich ausgedrückt. „Sei doch so gütig und schicke mir mit nächster Gelegenheit, wo möglich mit rückkehrendem Boten, Vossens „Luise". Ich will Dir dann das Geld, ich glaube sechs Gulden, für Dante und Ariost zugleich übermachen. Ich bin ganz wohl wieder in Weinfelden angekommen. Heute Abend kommt Mörikofer zu mir. Für etwelche Zeit bin ich jetzt wieder zur Ertragung gestärkt." Etwas später: „Nimm! — Sieh hier ist Geld! Schaffe mir doch noch einen „Homer" an, Preis und alles überlasse ich Dir. Freiheit ist die Seele der Handelschaft." Seine naturwissenschaftlichen Studien und seine beschränkten Geldmittel ironisirend fährt er fort: „A propos, jetzt studire ich Chemie in der Apotheke bei Herrn Tiefenbach. Ein kleiner, schwarzer Zauberer!

Hum, wie gefällt Dir dies? Gold machen will, muß ich lernen. Bist Du in Verlegenheit, bei mir ist die Quelle, also bei'm

Thomas Bornhauser."

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß er nach naturwissenschaftlichen Kenntnissen für sich und seine Schule verlangte, und daß die Kunst des Goldmachens als grundloser Aberglaube ihm verächtlich war. Eben so köstlich verspottet er sich selbst, wenn er erzählt, er habe vor Kurzem für seinen Pfarrer in Weinfelden gepredigt und sei dabei recht populär gewesen. Auch im Heuwagen und im Safte des Weinstockes habe er die Leute Gott erkennen gelehrt: „Und alle die Männer herum und Frauen auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen." —

Doch auch ernste und gehaltvolle Worte hat er seinem jüngern Freunde Kesselring nach Zürich und Berlin gesandt. An letzterem Orte herrschten der Pietismus und der Rückschritt nach dem Mittelalter wie in den Kreisen des Hofes und der Regierung so auch in manchen Hörsälen und Gesellschaften der Universität. Es kehrten junge Schweizer, früher von freier Geistesrichtung, total verändert, als kühle, prosaische Rückschrittsmänner oder als orthodoxe Eiferer gegen die Wissenschaft in die Heimat zurück. Auch der ernste, gedankenvolle Kesselring scheint in der preußischen Hauptstadt solche Anwandlungen gefühlt zu haben, worauf Bornhauser (1824) ihm schreibt: „Du bist oder warst düster, mein Freund? — ohne Glauben, ohne Hoffen? Das Negative (ungläubig Verneinende) in Wissenschaft, Leben und Religion beunruhigt dich? Je nun, diese Arznei muß jeder gebildete Mensch nehmen. Es sind die Uebergangswehen vom Jüngling zum Mann. Mancher süße Traum muß fliehen, mancher Glaube, manche Hoffnung schwinden, wenn uns das Leben in seine harten Arme nimmt. Resignation (Entsagung) ist das Losungswort, das es uns bei'm Eintritt zur treuen Bewahrung übergibt. Das fühle ich wahrlich tief. Aber wer unermüdet nach Erkenntniß ringt, wer im Busen eine treue Liebe hegt für Freiheit, Vaterland und Humanität, der kann auch bei mancher Beschränkung

viel Schönes wirken und dadurch das Leben sich lebenswerth machen. Wenn Du einst in einem angemessenen Wirkungskreise bist, so werden Dir die metaphysischen Zweifel weniger drückend erscheinen."

Drei Jahre dauerte Bornhausers Provisorat in Weinfelden. Sein Wirken als Lehrer erntete bei den Prüfungen vieles Lob, die wissenschaftlichen Fortschritte der Schüler überraschten die Inspektoren, doch wollte das Verhältniß zu dem Kammerer Stumpf und seinen Freunden kein anderes werden. Tiefe Meinungsverschiedenheit und gegenseitiges Mißtrauen übten ihren kränkenden Einfluß aus. Freimütig gesteht auch der Provisor in seiner Selbstbiographie zu, daß es in seiner Schule etwas burschikos herging (man sang u. A. die aus Zürich mitgebrachten Studentenlieder) und daß die Schüler seiner Geduld noch heute keine Lobrede halten wollen. Auch das Schachspiel wurde geübt, wofür nicht selten sogar ein Theil der Schulzeit zur Verwendung kam, eine Freiheit, welche von einigen Seiten übel vermerkt wurde. War das Wetter etwa einmal zum Studiren zu heiß, so zog die Schule, der Provisor an der Spitze, hinaus an die nahe Thur, um sich in den kühlen Fluthen durch Baden und Schwimmen zu erfrischen.

Von den Namen der Jünglinge, welche die Schule Bornhausers besuchten, sind mir noch mehrere mitgetheilt worden. Es befanden sich darunter die spätern Aerzte Lebrecht und Joachim Brenner von Weinfelden, Iselin von Benikon und Wachter von Hugelshofen, Jakob Keller, nachmals Pfarrer von Langrickenbach, und die beiden Söhne des Oberamtmanns Reinhard zum Scherbenhof. Die meisten von ihnen hingen mit großer Liebe an ihrem Lehrer und sprachen auch später nur von ihm mit Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung. Besonders gerne gedachten sie der Exkursionen, welche sie mit ihrem Provisor an freien Nachmittagen auszuführen pflegten, so nach dem Thurrain zu dem intelligenten und freisinnigen Landwirth Engeli, nach dem Ottenberg und nach Altenklingen zu dem Müller Boltshauser, der sich nebenbei mit physikalischen Instrumenten und Versuchen beschäftigte

und den Schülern seine Gastfreundschaft als Wirth und Privatgelehrter mit gleicher Bereitwilligkeit erzeigte.

Alle Jahre zwei mal zogen sie nach Müllheim, um mit der Lateinschule von Frauenfeld unter Mörikofers Leitung freundnachbarliche Zusammenkunft zu halten. Die beiden Lehrer, von Zürich her sich innig befreundet, umarmten und küßten sich, die Schüler beider Anstalten gaben sich die Hand. Im weitbekannten Wirthshaus zum „Löwen“ bei'm Gemeindeammann Wepf (das thurgauische „z'Mülen uf der Post“) hielten sie Einkehr und brachten im fröhlichen Vereine singend, musicirend und toastirend etliche Nachmittagsstunden zu, um erst mit den aufgehenden Sternen nach Hause zu kehren. Die Knaben verglichen ihre Lehrer mit Damon und Phintias, den edlen Pythagoräern aus Syrakus, den Musterbildern antiker Freundschaft und Treue, von welchen Cicero erzählt und welche Schiller in seinem Gedichte „die Bürgschaft“ verherrlicht hat. Eine Frau, welche einst Bornhausers Auftreten mit seinen Schülern sonderbar fand, sprach zu ihrer Nachbarin: „Ich will gerne sehen, was dabei noch herauskommt.“ „Das werdet ihr schon sehen“, rief ihr derselbe freundlich zu, „wenn ihr etwas älter und gescheidter werdet.“

Noch muß ich etwas davon mittheilen, wie in diesen Jahren Bornhauser mit den Ersparnissen seiner Lehrthätigkeit in Gesellschaft Mörikofers seine erste Alpenreise ausführte. Niemand hing mit solcher Liebe und Begeisterung an der vaterländischen Natur, und ganz besonders an der herrlichen Alpenwelt, wie er. Von Kindheit auf hatte er den hellstralenden Sentis und die kriegerisch sich anreihenden Kurfürsten vor Augen gehabt und sie als Jüngling und Mann stets lieber gewonnen. Waren sie ihm doch die Sinnbilder des Mutes, der Kraft, der Treue und Beständigkeit. Was Wunder, daß sein Herz verlangte, die alten Riesen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, daß es höher und freudiger schlug, als sein Wunsch endlich in Erfüllung ging. Es war in der Erntezeit des Sommers 1823, daß die jungen Männer von Weinfelden aus

ihre Reise antraten und ihre Schritte nach den Quellen des Rheines hinlenkten. Während sie auf der heißen Landstraße wandernd dahin zogen, sang Bornhauser seine Lieblingslieder so fröhlich und schallend, daß auf den Fluren des Thurgaus ganze Schnitterreihen aufstanden und ihm zujauchzten oder ein Lied zur Antwort anstimmten. Es gab damals noch wenig weltliche Lieder für das Volk, aber man wußte sich zu helfen und sang Psalmen und sog. Bachofen-Lieder[1], zur Abwechslung allerdings auch hin und wieder einen recht gemeinen Gassenhauer. Im St. Gallischen Rheinthale wurde der wandernde Sänger hie und da mit neckischen Zurufen begrüßt, aber unter den ernsten Völkern Graubündens verstanden sie seine sprudelnde Heiterkeit nicht mehr. Hier fand er keinen Widerhall, sondern unerschütterliche Ruhe und kühles Befremden. Dennoch sang Bornhauser jeden Morgen vor dem Thore des Gasthauses sein Wanderlied:

Närrisch ist, was lebt und webt auf Erden,
Und was nicht ist, das muß noch närrisch werden.

Sie sahen die Quellen von Pfeffers, das alte Chur, Reichenau, Dissentis und seine wilde Bergumgebung und kehrten dann mit den gewaltigen Eindrücken der Alpenwelt und durch manche Kenntnisse in Geographie und Naturgeschichte bereichert, zu ihren Hütten zurück, dankbar und froh, daß neben grauen Theorieen des Lebens goldner Baum auch ihnen blühte.

Es war im Jahr 1824, daß Bornhauser mit zwei andern jungen Theologen, Mörikofer und Hanhart, auf die Pfarrstelle Neukirch im Egnach aspirirte. Alle drei wurden von der Kirchenvorsteherschaft eingeladen, eine Probepredigt vor der versammelten Gemeinde zu halten; alle drei erschienen auf den gleichen Tag und kehrten bei dem abtretenden Pfarrer Joh. Georg Wirth, der eben

[1] Aus einer geistlichen Liedersammlung, so genannt von ihrem Herausgeber Bachofen.

nach St. Gallen berufen war, ein; alle drei predigten unmittelbar nacheinander und suchten ein jeder die Gemeinde mit seinen Gaben zu erbauen und wol auch zu gewinnen. Bornhauser sprach über den Text: „Das ist ein gewisses Wort: So Jemand nach einem Vorsteheramte strebt, der begehrt ein gutes Werk" (1. Timoth. 3, 1). Er redete schön, mit volltönender Stimme, eindringlich und schwungvoll; die Gemeinde schien sich entschieden ihm zuzuneigen. Mörikofer kam und predigte mit theologischer Gründlichkeit und frommem Ernste ebenfalls über eine paulinische Stelle: „Also ist weder der da pflanzet etwas, noch der da begießet, sondern Gott, der das Gedeihen gibt" (1. Cor. 3, 7). Zuletzt kam Hanhart (Johann Konrad, von Steckborn, damals noch in Matzingen). Er fing an, den herrlichen Gottesgarten des Oberthurgaus, wie er in seinem Blüthenschmucke dastand, mit anmutigen Worten zu schildern und die Menschen glücklich zu preisen, denen ein so herrliches Land zum Erbtheil geworden. „Der kann's", sagten die Egnacher Bauern, indem sie sich mit den Ellbogen freundnachbarlich in die Seiten stießen und damit zu verstehen gaben, wem sie ihre Stimme zu geben entschlossen seien. Noch am gleichen Tage fand die Wahl statt. Hanhart war gewählt, doch hatten Bornhauser und Mörikofer einen Achtungserfolg davon getragen. Wie ersterer den Sieger für seine Art zu werben mit Witzen züchtigte und den ganzen Vorgang zu einem Quelle unerschöpflichen Humors machte, das blieb den damaligen Bewohnern des Egnacher Pfarrhauses, deren einer mir diese Geschichte erzählte, in heiterer und unauslöschlicher Erinnerung. Damals war die Sitte der Probepredigten vor der Wahl im Thurgau noch ziemlich allgemein gebräuchlich, seither ist sie, wie sie es verdiente, zur Ruhe gegangen.

Bornhauser kehrte guten Mutes zu seinem Lehramte und seinen Studien zurück. Er hatte eben sein erstes größeres Werk zu Ende gebracht: Johannes Waldmann, ein Trauerspiel. Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne davon noch nähere Erwähnung zu thun. Das Stück ist bekanntlich nie im Druck erschienen, allein

es liegt mir in einem vollständig ausgearbeiteten Manuscripte vor, begleitet von einer Beurtheilung von Mörikofer und einem erklärenden Nachwort von des Dichters Hand. Waldmann ist als ein Märtyrer liberaler Gesinnung und moderner Freiheitsideen behandelt, der durch seinen Liberalismus zum Falle kommt. Allein dazu paßte das reichlich verwerthete geschichtliche Material nicht, weil es den Helden in anderem, fast tyrannischem Lichte erscheinen läßt. War er der liberale Mann? er, der den tapfern Frischhans Theiling ungerecht richten ließ? er, der den Kleiderschrank und den Schenktisch seiner Mitbürger beherrschen zu können glaubte? er, der die Hunde der Bauern auf der Landschaft todtschlagen ließ und das Landvolk in seinen wenigen Rechten und Freiheiten unterdrückte zu Gunsten der übermächtigen Stadt? So hat sich der Dichter vor seinem Werke selbst gefragt und ist zu dem Schlusse gelangt: „Entweder hätte man Waldmann nicht zu einem Helden der Ideen des 19. Jahrhunderts machen, oder sein Wirken und Walten anders durchführen und seinen Sturz aus andern Gründen herleiten sollen.“ Zugleich beklagt er aber auch, daß er das Stück zu lange habe hinschleppen müssen und über der Arbeit in eine Lage gekommen sei, welche auf seine Begeisterung abkühlend wirkte und welche eine praktische Erklärung zu Lukas 4, 24 genannt werden könne („Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande“).

Es fehlt indessen dem Gedichte nicht an manchen trefflichen Stellen, in welchen das Volksleben auf dem Lande in seiner wilden Kraft zur Darstellung kommt. Dahin gehört besonders die zweite Scene des zweiten Aktes, die Rede Rellstabs bei der Hochzeit seines Sohnes, worauf dann der Aufstand gegen Waldmann sich erhebt.

Ort: Grenze zwischen Herrliberg und Meilen.

Rellstab.

Geduld, ihr Leute, nur Geduld, und hört,
Bevor ihr trinkt, den alten Rellstab an,
Er will von seiner Jugendzeit erzahlen.

Nicht tadeln will ich, wie es jetzo geht,
Denn unsre Herren sind bekanntlich weise.
Allein vor Altem — seht, da war es anders,
Viel fröhlicher, viel lustiger, das glaubt!
Nicht immer mußte sich der Bauersmann
Nur plagen, manche Lust genoß er auch.
Ich kam zum Beispiel auf die Welt, da freute
Der Nachbar sich, der Vetter und die Base.
Die Weiber wußten dann bei'm Taufemahl
Dem Kind weiß Gott wie viel zu prophezeien.
Von mir da sagten sie, so viel ich weiß,
Ich würde mit der Zeit ein Geistlicher!
Doch ach, ich stieg nicht höher als zum Weber.
Ein junger Bursche, war ich denn auch stets
Bei jedem Trunk, bei jeder Schlägerei.
D'rauf legt' ich bald mein Schiffchen auch vor Anker,
Ich schaffte mir in meiner Liese hier
Ein Hauskreuz an — zwar glaubt' ich's damals nicht.
Der Himmel schien voll Geigen mir zu hangen.
Mein Hochzeitstag, das war ein fürstlich Fest;
Da ging es her mit Singen, Trinken, Tanzen!
S'sind dreißig Jahre schon vorbei und doch
Verspür' ich noch die Walzer in den Beinen. —
So war's zu meiner Zeit und Jeder kam
So gut, wol besser, durch die Welt als jetzt.
Nun aber ist das Alles abgeschafft,
Man muß fein züchtig, muß fein sparsam sein.
Kein Dorf darf mehr sich freuen mit dem andern,
Das Leben ist nur eine Fastenzeit,
Man trauert nur, daß man geboren worden.
Das will dem alten Rellstab nicht gefallen,
Sein Fehler ist, daß er am Alten hängt,
Es höher hält als manche Neuerung.
Und da mein Hans nun heute Hochzeit macht,
So hätt' ich gerne Herrliberg und Meilen
Nach altem Brauch den Freundestrunk gegönnt.

Allein das neu' Gesetz verbietet uns
Dem Trunk in fremden Dörfern beizuwohnen,
Auf eignem Boden soll ein Jeder trinken.
Wolan, es sei! Wir folgen dem Gesetz.
Der Steg hier macht seit langen Jahren her
Die Grenze zwischen Herrliberg und Meilen,
Drum wälz' ich dieses Faß hier auf den Steg,
In jedem Boden hat es einen Hahn.
Der Herrliberger bleibt jenseits des Baches,
Er schenkt den Wein vom untern Hahn sich ein,
Wir Meiler bleiben hier auf dieser Seite
Und laben uns am obern Hahnen dann.
So ehren wir das treffliche Gesetz
Und bleiben auch der Väter Sitte treu.

Alle.

Vortrefflich, brav gemacht, es lebe Rellstab!
(Sie trinken nach vorgeschriebener Weise.)

Jakob.

Hoch leben Herrliberg und Meilen!

Alle.

Hoch!
(Stoßen über den Bach an.)

Bauer
(auf der andern Seite).

Es lebe dieses junge Hochzeitspaar,
Es lebe Meister Rellstab und sein Witz!

Während die Bauern trinken, geht die Wechselrede weiter, Waldmann wird angegriffen, sein ausgelassenes Leben und seine strengen Gesetze verhöhnt, bis allmälig die Köpfe warm werden und die Losung zum Aufstand aus der erregten Menge wie von selber fällt.

Etliche.

Die Mehrzahl ist bei'm Volk.

Jakob.

Das mein' ich auch.

Einer.

Wir haben tausend Fäuste, wo sie zwei.

Rellstab.

Wir dürfen nur zusammenhalten.

Einige.

Genug, zum Teufel mit der Tyrannei!

(Nehmen Eisen aus dem Busen und stecken sie auf Stäbe.)

Einer.

Wohin, ihr Leute, mit dem Faß?
He, haltet doch, es hat noch Wein darin!

Andere.

Zur Kirche sogleich, laßt den Landsturm gehen!
Auf! Freiheit, gleiche Rechte für das Land!

Einer.

Was frag' ich denn der Freiheit nach, ihr Narren,
Wenn ihr den Wein uns nehmt?

Mehrere

(mit Sensen und Gabeln bewaffnet).

Auf, alle fort zur Stadt, bewaffnet euch!
Die alten Zeiten und die alten Rechte,
Und keine Schulden, keine Herren mehr!
Die Neuerungen weg, den Waldmann weg!
Potz Hagel, ja da bin ich auch dabei.

(Die Meisten ab.)

Rellstab und Jakob

(nacheilend).

Hört, haltet doch; das geht nicht an, ihr Leute,
Schickt lieber erst Gesandte nach der Stadt!

Digitized by Google

Andere.

Wir haben keinen Tambour, keinen Hauptmann!

Weiber.

Du Züsi, komm! und Kätherli, wir gehn
Nach Zürich mit, man setzt den Bürgermeister ab.

An diese heitern Scenen reihen sich immer ernstere an, düstere Vorzeichen geschehen, die Sprache wird in gleichem Maße mit den Ereignissen tragisch und feierlich. So wenn Waldmann im vierten Akte zu dem befreundeten Tagsatzungsboten von Bern spricht, als dieser ihm räth, für etliche Zeit die Stadt zu verlassen:

Mein Freund, die Stadt verlaß' ich ewig nicht.
Es mag daraus entstehen, was da will.
Ich bleibe fest in meiner Zürcher Mitte,
Hier will ich leben, hier so Gott will sterben.
Mit einem andern Plane trag ich mich:
Ich laß' die Zünfte heute sich versammeln,
Will alle nun der Reihe nach besuchen,
Will zeigen, wer des Aufruhrs Stifter sei;
Will sie zurück an jene Zeiten mahnen,
Wo ich für Zürichs Wohl mein Blut vergoß;
Will ihnen ganz das volle Herz eröffnen,
Das nur für Bürgerglück und Freiheit schlug.
Ich müßte meine Zürcher ganz mißkennen,
Wenn sie noch hart bei diesen Worten blieben.
So tief gewurzelt kann der Haß nicht sein,
Nicht ganz erloschen ihre Lieb' und Treue.

(Zu seinem Schwerte, mit dem er sich bewaffnet, um den Gang durch die Zünfte anzutreten:)

So komm du denn herab, mein gutes Schwert,
Ein Zeuge bist du mir aus bessern Zeiten.
Du warst mit mir bei Murten und bei Nancy,
Vor deinem Glanz erzitterte der Feind,
Es floh der Franke, wo mein Arm dich schwang.

Du hast mir Sieg und Ruhm und Macht erworben,
Mir einen Thron erbaut in Schweizerherzen.
Du rostetest in guter goldner Ruh, —
Jetzt gürt' ich dich zum zweiten mal mir um,
Allein nicht gegen die Burgunder, nein —
Vor denen soll mich deine Macht beschützen,
Für die ich Leib und Leben einst gewagt,
Beschützen mich vor Zürichs eignen Bürgern.

Die Versöhnung Waldmanns mit seinem Schicksale und seine Vorbereitung zum Tode läßt der Dichter durch den edlen Leutpriester Helfenberg geschehen, der den Verurtheilten im dunkeln Kerker des Wellenberges besucht.

Helfenberg.

O zweifle nicht, geliebter, theurer Freund!
Der für den Sperling auf dem Dache sorgt,
Hat seinen Zweck auch wenn ein Waldmann stirbt.
Den Giftkelch trank der Weise nicht umsonst;
Vergeblich starb kein Weisheitsfreund in Flammen,
Es rann des Welterlösers heilig Blut
Nicht zwecklos nieder von dem hohen Kreuz —
Ihr Tod war mitgezählt im Weltenplan,
Er war ein Flammenstern in der Geschichte,
Er war des Göttlichen Verklärungsstunde.
Geh also, stirb den Tod, den Gott dir gibt,
Stirb ihn gelassen und ergebungsvoll.
Der Höchste segne, tröste, stärke dich,
Im letzten, schwersten Augenblicke. Amen!

Bornhauser legte den „Waldmann" nach seiner Vollendung seinem verehrten Lehrer J. C. Orelli zur Beurtheilung vor. Unter freundlicher Anerkennung der Vorzüge des Stückes, der lebendigen Sprache und reichen Handlung machte dieser doch bedeutende Ausstellungen an den einzelnen Charakteren, gab auch zu verstehen,

daß die ganze Darstellung zwischen einer kunstgerechten und volksthümlichen die schwankende Mitte halte, daß es darum nicht gerathen sei, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Von dem Urtheil des Freundes überzeugt und ihm in allen wesentlichen Punkten zustimmend, ließ der Dichter sein Werk im Pulte liegen und scheint der Jugendarbeit keine weitere Bedeutung beigemessen zu haben.

Bevor wir seiner Entwicklung als Dichter weiter folgen, haben wir ihn auf einem Schritte in seiner äußern Lebensstellung zu begleiten. Im Frühjahr 1824 (7. Mai) wurde er auf geschehene Anmeldung hin von dem Kleinen Rathe des Kantons Thurgau, dem damals noch das Wahlrecht zustand, an die durch Hanharts Abgang erledigte Pfarrstelle Matzingen berufen. Von den ihn umgebenden Verhältnissen wenig befriediget und nach einem unabhängigeren, freieren Wirkungskreise verlangend, nahm er die dargebotene Stelle an und zog im Mittsommer gleichen Jahres hoffenden Gemütes, die Brust von Idealen geschwellt, in das freundliche Pfarrhaus des anmutig gelegenen Dorfes ein.

Digitized by Google

Dritter Theil.

In der Stille des Pfarrhauses und auf der Höhe des Lebens.

Was ihr Guten, ihr Besten wollt,
Hab ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur Keiner läßig ruh'n.
Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und euerm Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und besser!
Besser, sollt' es heißen, und vollkommner,
So sei denn Jeder ein Willkommner.

(Göthe.)

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Matzingen und seine Umgebung. Stillleben. Pastorales Wirken und freie Thätigkeit.

Matzingen liegt im waldreichen Murgthal, am Einfluß des Lauchenbaches in das Flüßchen Murg, im Eingang jenes Kantonstheiles, welchen man den „hintern Thurgau“ zu nennen beliebt. Nordöstlich erhebt sich der rebenreiche Höhenzug des Immenberges mit dem weithin schimmernden Schlosse Sonnenberg, einer herrschaftlichen Besitzung des Klosters Einsiedeln. Die Bevölkerung des Dorfes und der Umgegend ist intelligent, freisinnig und regsam, nur daß zu jener Zeit in den Wirthshäusern dem trefflichen Gewächse des Weinstockes etwas stark zugesprochen wurde und dadurch das Glück mancher Familien gefährdet erschien. Mit Matzingen kirchlich verbunden ist die Filiale Lommis, eine Stunde entfernt, im Lauchenthal gelegen, wo unter drei Viertheilen Katholiken eine geistesfrische, kirchlich gesinnte und wohlhabende evangelische Gemeinde wohnt. Dies also war Bornhausers erstes pastorales Arbeitsfeld. Hören wir vorerst, wie sein Wirken als Pfarrer und Seelsorger sich gestaltet.

Ein alter Mann, der zu seinen verständigsten Zuhörern zählte und sich noch heute eines klaren geistigen Blickes erfreut, gab mir davon eine recht lebendige Schilderung, der ich im Allgemeinen folgen kann.

„Was seine Predigtweise anbetrifft, weiß ich noch, daß seine Vorträge gehaltvoll und dabei leicht faßlich und volksthümlich gehalten waren, daß sie auch großen Eindruck auf seine Zuhörer machten. Er war ein ausgezeichneter Volksredner, auch äußerlich dazu gemacht, mit blitzenden Augen, voll Pathos und Leben. Mit

seiner klangvollen Donnerstimme wußte er seinen Worten eine solche Kraft zu geben, daß sie erschütternd, tief und bleibend in die Gemüter eindrangen. Wie in politischen so dachte er auch in religiösen Dingen sehr freisinnig und erklärte die Bibel auf der Kanzel und im Religionsunterricht, gleich den jetzigen Reformern, wie irgend ein anderes menschliches Buch. Dadurch erregte er bei den Strenggläubigen Anstoß und Viele hielten ihn für einen Ungläubigen. Ich hörte manchmal das Urtheil: „Unser Herr Pfarrer ist ein wackerer, braver Mann und ausgezeichneter Prediger, aber er glaubt an Nichts, was in der Bibel steht."

Als Seelsorger war er von großer Pflichttreue und hatte ein wachsames Auge auf die ihm anvertraute Gemeinde, besonders auf das heranwachsende Geschlecht. Er spendete Trost, wo es nöthig war, tadelte und strafte rücksichtslos und schonungslos jedes Laster, jeden Fehler gegen die Sittlichkeit. Er war in dieser Beziehung gefürchtet und Mancher hat ihm seine strengen Worte noch lange im beleidigten Herzen nachgetragen. Besonders verhaßt waren ihm die nicht gerade seltenen Erscheinungen von Trunk- und Spielsucht, Müssiggang und Liederlichkeit. Arme, die nicht ihre Kräfte anstrengten und sich der Sparsamkeit nicht beflissen, fanden bei ihm keine Unterstützung.

Geselligen Umgang hatte er in seiner Gemeinde wenig. Sein fast ausschließlicher Gesellschafter war Dr. Barth, ein politischer Flüchtling aus Württemberg, welcher als praktischer Arzt in Matzingen lebte, Freidenker und Politiker aus Neigung, trotz seiner schlimmen Erfahrungen für Volksbefreiung schwärmend. Bei ihm war Bornhauser fast täglich und ein enges Band der Freundschaft verknüpfte die beiden von politischen Idealen erfüllten Männer. Wirthshausgesellschaften besuchte er nur dann, wenn sich Männer zum Gesang oder zu gemeinnützigen Gesprächen zusammen fanden, sonst war er dem Wirthshausleben feind. Gesang und vorzüglich vaterländische Politik waren die Elemente, in denen er Erholung fand und worin seine ganze Feuerseele auflebte.

Der junge Pfarrer war aber auch ein Freund der Schule und besuchte diese, ehe er in das politische Treiben der Jahre 1829 und 1830 hineingezogen wurde, fast täglich. Er ertheilte selbst in manchen Fächern Unterricht. Sein Lieblingsfach war die vaterländische Geschichte, in welche er die ältern Knaben einführte, um sie für Freiheit, Vaterland und edles Streben zu begeistern. Er schaffte für die Schule in Matzingen Zschokke's Schweizer Geschichte an und suchte dieselbe auch als Familienbuch zu verbreiten.

Daneben that er Außerordentliches für die Pflege des Gesanges. Er strebte nicht nur den Kirchengesang zu verbessern, indem er nach der Kinderlehre selbst Singstunde hielt, sondern wollte auch den Volksgesang veredeln und die gemeinen und schmutzigen Gassenhauer daraus verdrängen. Er gründete und leitete den Gesangverein vom Immenberg, in welchem er Jünglinge und Männer auch aus den Nachbargemeinden Wengi, Stettfurt, Weingarten und Lommis versammelte und mit ihnen eine edle Geselligkeit, gehoben durch Kunst und Wissenschaft, pflog. Anfangs dirigirte Bornhauser die Gesangübungen des Vereines selber, erklärte indeß, daß er kein Musikkenner sei und war froh, als sich in der Person des A. Verkmüller, Zeichner und Maler in Wengi, ein tüchtiger Leiter des Gesanges fand. Man schaffte Nägelis neuerschienene Männergesanghefte an, schrieb fleißig, wenn auch fehlerhaft genug, Lieder aus andern Sammlungen von Weißhaupt, Egli, Kreuzer zusammen und übte dieselben in engeren Kreisen ein. Jede Woche einmal, im Winter am späten Abend, im Sommer des Sonntagnachmittags, versammelte sich der Verein aus den verschiedenen Dorfschaften, gewöhnlich in Matzingen oder Stettfurt, zu den Uebungen, aber auch zu politischen Gesprächen und edler geselliger Unterhaltung. „Das war eine schöne, herrliche Zeit", berichtet mir einer der Theilnehmer an diesem Bunde, „fruchtbar an Keimen zur Bürgertugend und gemeinen Wohlfahrt, eine Zeit, deren ich mich noch jetzt im Greisenalter mit Freuden erinnere. In jeder Versammlung hielt Bornhauser einen freien Vortrag aus der Schweizer

Geschichte mit solchem Feuer und Begeisterung, daß Jünglinge und Männer davon im Innersten ergriffen wurden. Darauf ertönten Freiheitslieder, wie z. B.: Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet; Dem Schweizerjüngling stolz und kühn; Stehe fest, o Vaterland; Verhaßt ist mir Despotenart. Das Alles begeisterte uns für Recht, Freiheit und Vaterland, aber auch unsere Verehrung für den Mann, der diese Ideale in uns zu legen und zu wecken verstand, nahm zu. Auch andere Lieder reihten sich an, wie die bekannten: Wer singt nicht gern, wenn Männerkraft; Freunde, durchziehet das Freie; Was schimmert dort auf dem Berge so schön; sie wurden mit wahrer Andacht gesungen und gingen aus den Vereinsversammlungen mit in das alltägliche Leben hinüber. Die Mitgliederzahl stieg von kleinem Anfange auf 50—60 hinauf, einige „seufzende Glieder", wie Bornhauser sie scherzend nannte, inbegriffen; sogar ein Dr. Wasmer von Elgg, ein trefflicher Bassist, nahm manche Jahre an unsern Versammlungen Theil." Der Verein blühte zwanglos, ohne Statuten, bis in die Vierziger Jahre hinein, ein Zeugniß für die geistige Kraft und Idealität, die ihn geschaffen und zusammengehalten hat. Als sein Gründer schon lange in Arbon lebte und einmal zum Besuch nach Matzingen kam, verbreitete sich bei den ehemaligen Vereinsgenossen, die gerade in Stettfurt versammelt waren, die Kunde von seiner Anwesenheit. Sogleich brachen sie auf, ihm einige seiner Lieblingslieder darzubringen und wurden von ihm mit einer warmen und herzlichen Ansprache begrüßt.

Ebenso eifrig bemühte sich Bornhauser um den Kirchengesang. Bis jetzt hatte man in den evangelischen Kirchen die Lobwasser'schen Psalmen gesungen, eine geschmacklose, wässerige und manchfach unrichtige Uebersetzung des Psalters in deutsche Verse. Der junge Pfarrer bemühte sich, in seiner Gemeinde das neue zürcherische Gesangbuch, welches schon eine gute Anzahl Lieder von Gellert, Lavater, Paul Gerhard u. A. enthielt, einzubürgern. Trotz der Geschmacklosigkeit des Alten fand doch das Neue erheblichen

Widerstand. Aeltere Leute hielten es für Unrecht und sündliche Verweltlichung, die Psalmen Davids bei Seite zu legen und dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs mit modernen Liedern dienen zu wollen, an denen er nach ihrer Meinung kein Wohlgefallen haben konnte. Einen solchen Unzufriedenen beschwichtigte einst Bornhauser mit den Worten: „Wenn David wiederkäme und hörte, wie wir noch immer seine Psalmen singen, so würde er sagen: habt ihr guten Leute seit den dreitausend Jahren, daß ich meine Lieder gemacht habe, im Kriegszelt und in der Felshöhle, auf der Flucht und im Elende, nichts Besseres zu Stande gebracht, daß ihr noch immer meine schwachen Worte singen müßt? und noch dazu in der Umarbeitung dieses Herrn Lobwasser, der nicht einmal ein Versmacher, geschweige denn ein Dichter ist?"

Es war aber auch danach, wie dieser Gelehrte die Poesie des Alten Testamentes in deutsche Reime zu bringen wußte. So singt er im 18. Psalm, Vers 3, von Gottes Strafgerichte:

Es hagelt sehr, vom Blitz war es voll Feuer,
Der Herr vom Himmel donnert ungeheuer,
Ein sehr erschrecklich Stimm er von sich gab,
Hagel und Blitz warf er auf Erd herab.

Und im 26. Psalm, Vers 10, von den Gottlosen:

In ihren Händen ist Bosheit und arge List,
Dieß ist all ihr Lust und Begier,
Sie nehmen Gift und Gaben
Und wollen das auch haben,
Daß man die Händ mit Geld ihn' schmier.

Besuchten auch manche alten Leute einige Zeit die Kirche nicht mehr, als man ihnen diese Psalmen nahm, so kehrten sie doch wieder, als die neuen Melodieen des Gesangbuches eingeübt waren und aus jugendlichem Chor vierstimmig ertönten.

Nachdem Bornhauser Vormittags zwei mal gepredigt, Nachmittags Kinderlehre gehalten, leitete er noch eine Stunde lang den

sogen. Nachgesang, sang vor, korrigirte, ermunterte, belehrte, um die neuen Lieder dem Verständniß und Gedächtniß seiner Pfarrkinder einzuprägen. Da nahmen denn auch Männer und Frauen an diesem Nachgesang Theil und seither ist die Kinderlehre nicht mehr so besucht gewesen.

Volksbildung und Volksbefreiung, das zweite durch das erste, war der Zweck, dem Bornhausers ganze Thätigkeit und anregende Begeisterung galt. Dabei hatte er zunächst sein heimatliches Thurgau im Auge, das kaum zur Selbständigkeit ausgekrochen die Eierschalen der Landvogtei und Vormundschaft noch deutlich genug erkennen ließ. Bei jenen politischen Gesprächen im Immenberger Verein gestand er es bisweilen voll ein, daß die Bevölkerung dieses Landes noch keineswegs zur Freiheit reif sei; allein es müsse zu dieser Reife erzogen werden, das sei die Aufgabe der Guten und Besten in dieser Zeit. Bei Vielen, namentlich dem jüngeren Geschlechte, fand er mit seinen Ansichten Verständniß und geneigtes Gehör, in manchen alten, bedächtigen oder durch persönliche Interessen befangenen Köpfen aber auch seine Gegner und unversöhnlichen Widersacher. Daß von Bornhausers Wirken und Streben aus sich ein mal eine gewaltige politische Volksbewegung erheben und wie ein Sturmwind die alten Zustände umstoßen werde, konnte schon damals geahnt werden. Einstweilen blieb es bei'm Stillleben.

Unter dieser vielseitigen Thätigkeit, die manchen andern erdrückt hätte, in der sich der jugendkräftige Mann aber fortwährend wohl befand, vergaß er doch nicht, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, eine belebende Seele für sein stilles Pfarrhaus, die darin herrsche mit Weisheit und Anmut. Er fand sie in einer jugendlichen Tochter des freundlichen Appenzeller Landes, Magdalena Rot von Teufen, Tochter des vermöglichen Fabrikanten Rot daselbst. Während ihres Brautstandes hat er ihr das Lied: „Der Säntis glänzt in stolzer Schöne" gesungen, das für eine Zeit lang im Thurgau zum Volkslied geworden ist. Am 15. November 1825 war die Hochzeit. Ein reines, friedliches und an edlen Freuden reiches

Familienleben haben sie miteinander geführt, und in dem Maße, als sein Ruhm sich mehrte und er selbst auch wuchs mit seinen größern Zwecken, hat sie ihn höher gehalten und geehrt, sich selbst glücklich schätzend, eines solchen Mannes Liebe gewonnen zu haben und seine Gehülfin zu sein. Und er nahm nicht das sog. Vorrecht der Dichter für sich in Anspruch, je der Schönsten auf dem Lebenswege zugethan zu sein; die Ehre seines Hauses und seines Standes, die Reinheit seines Namens waren ihm heilige Güter, die er treulich zu wahren in den Stürmen und Aufregungen der kommenden Jahre nie vergaß.

Zweiter Abschnitt.

Gemma von Art.

Schon lange war Bornhausers Seele getheilt. Auf der einen Seite zog es ihn hinaus auf die Bahn des politischen Lebens; das Volk über seine ihm noch immer vorenthaltenen Rechte zu belehren, es zur Freiheit reif zu machen und, wenn die glückliche Stunde komme, mit ihm das verrottete Gebäude des fünfzehner Bundes umzuwerfen und ein besseres aufzurichten, darin für Alle Freiheit, Recht, Bildung und Wohlfahrt gedeihen sollte, das war der eine Zug, der ihn weit über das Feld des pastoralen Berufes hinaus wirken ließ. Aber auf der andern Seite lebte in ihm auch eine begeisterte Liebe zur Dichtkunst. Er hört in sich die Harmonieen des Weltalls rauschen, die er im Liede ausklingen lassen will. Dunkle Gefühle gähren in seiner Brust, die er ausgestalten, die er im reinen, wohlklingenden Golde der poetischen Sprache ausprägen möchte. Staunend und bewundernd blickt er zu den großen Dichterfürsten empor, von ihrem Ruhm ein weniges für sich und sein

Volk zu gewinnen dünkte ihn köstlicher als die behagliche Muße des Landpfarrers zu sein. Darum sahen wir schon den armen Provisor ein gutes Theil seines bescheidenen Einkommens auf den Tisch des Buchhändlers legen, um klassische Werke, alte und neuere Dichter dafür einzutauschen. In einem Punkte jedoch hingen sein dichterisches Streben und sein politisches Träumen und Hoffen fest und innig zusammen, sie galten beide dem geliebten Volk und Vaterlande; ohne dieses schienen ihm eigenes Glück und eigener Ruhm undenkbar und völlig werthlos. Er hatte ein Recht zu sagen:

Weit wird mein Herz; die Arme schlingen
Sich um die Menschheit treu und warm.
Für Recht und Glück der Brüder ringen
Gießt Balsam auch auf eignen Harm.
Das macht das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

(Werth des Lebens.)

So entstand in den Jahren 1827 und 1828 Gemma von Art, ein Trauerspiel. Es spielt in der Zeit, da die Landvögte König Albrechts in den Waldstätten ihr Wesen hatten und ihre Gewaltthätigkeit und österreichische Hauspolitik die freiheitsliebenden Hirten zu den ersten Bünden trieb. Ohne Frage hat Schiller mit seinem Wilhelm Tell unserm Dichter mächtig vorgeleuchtet. Es mochte auch für ein größeres Talent damals schwer sein, sich im Drama den noch morgenfrisch dastehenden Schöpfungen Schillers zu entziehen und neben ihm selbständig eigene Wege zu wandeln. Trotzdem ist „Gemma von Art" dem Volke, dem sie zunächst gewidmet war, lieb und werth geworden. Sie ist im eigentlichen Sinne ein Seitenstück zum „Wilhelm Tell", die einfachere, ländlich erzogene Schwester des ruhmbedeckten Helden. Während dort die Freiheitsbewegung von ihrem Mittelpunkte aus prachtvoll geschildert ist, kommt hier in einem kleinen Seitengemälde die Noth des armen Volkes zur ergreifenden Darstellung, bis auch hier die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt wird und

die Flammenzeichen auf den Bergen den Tag der jungen Freiheit verkünden.

Gemma ist die Tochter des Altlandanmanns Heß von Art im Lande Schwyz. Mit Anmut, Tugend und irdischem Gute reichlich ausgestattet, ist sie von ihren Eltern in Folge eines Gelübdes dem Kloster bestimmt.

Oft flehten wir zur Hochgebenedeiten,
Gelobten oft in stiller Andacht ihr,
Wenn sie mit Elternfreuden uns beglücke,
Zu ihrem Dienst das junge Kind zu weihn.

Von den Nonnen fromm und sittsam erzogen, kehrt sie, ein Augentrost der Mutter, für ein Jahr in's elterliche Haus zurück, ehe sie den Schleier nehme und die heiligen Weihen empfange. Allein hier lernte sie den jungen, freien Landmann Walter kennen und bald war's um ihres Herzens Ruh' geschehn.

Es öffnete das unerfahrne Herz
Dem irdischen Gefühl der Liebe sich.

Man führt sie in's Kloster zurück, das Gelübde soll erfüllt werden, so sehr die Jungfrau selbst jetzt widerstrebt. Denn in Allem war sie sonst den Eltern folgsam, nur in diesem einen Punkte nicht. Es ist zu spät. Das blühende Kind fängt in den Klostermauern vor süßem Herzeleid zu kränkeln an, so daß die würdige Aebtissin selbst die Eltern bittet, es zurückzunehmen. So geschieht's. Im Vaterhause kehrt die Jugendkraft dem Mägdlein rasch zurück. Der sterbende Vater verlangt von seiner Gattin das Versprechen, die Tochter nie zum Klosterdienst zu zwingen. Schwer entschließt sich doch die Wittwe, dem liebenden Paare den Segen zum ehelichen Bunde zu geben. Ihr ahnt nichts Gutes um des früheren Gelübdes willen. Endlich willigt sie ein; Werner Stauffacher, ihr Bruder, hat ihr mit Mut und Rath das Herz gestärkt.

Sei ruhig, ängstige dich nicht vergeblich,
Was Gott vereint, soll Menschenhand nicht trennen.

Ein Aelplerfest mit Ringen, Tanz und Spiel läßt die Kraft und den edeln Mut des Verlobten im schönsten Lichte erscheinen. Kaum sind aber die fröhlichen Klänge vorüber, so treten unheilverkündende Boten auf. Der Vogt auf Schwanau spricht die hinterlassenen Güter des Konrad Heß (Gemma's Vater) als erledigtes Mannslehen an. Vergeblich protestirt die Wittwe, es wird ihr bedeutet, „sie soll das Haus auf's Baldeste verlassen, acht Tage sind ihr hiefür anberaumt.“ Das Vieh wird weggetrieben, der Gerichtsbote des Vogtes liest den Frauen einen schriftlichen Befehl vor, der die Gewaltthat in rechtliche Formen kleiden soll.

Walter, nunmehr die einzige Stütze der bedrängten Wittwe, ist auf der Alpe, wo er zu seiner Heerde sieht, die Sennhütte in Ordnung bringt und weidlich mit Hand anlegt, die fette Milch in Käse umzuwandeln.

Mit besonderer Liebe ist die großartige Schönheit der Bergwelt geschildert, wie in Ulys Gesang:

Ein Schweizer, das bin ich, ein fröhlicher Hirt,
Für Freiheit und Alpen geboren!
Den Fels da, wo einsam die Gemse nur irrt,
Den hab' ich zur Heimat erkoren.
Ich habe zur äußersten Marke der Welt,
Hoch über die Wolken mein Hüttlein gestellt.

Da seh' ich tief unten in schauriger Kluft
Den Adler im Fluge sich wiegen;
Die Thäler, verloren in bläulichem Duft,
Die Dörfer, die Städte dort liegen.
Ich seh' es und blicke mit freudigem Sinn
Hoch über die Sorgen der Sterblichen hin.

Doch die Noth des gedrückten Volkes steigt jetzt auch zu den Bergen empor. Der alte Heinrich Abderhalden, geblendet durch des Vogtes strafenden Grimm, ein Märtyrer des guten alten Rechtes, hat sich in diese Einsamkeit verirrt und wird von den rüstigen

Männern aus einer Felsenkluft heraufgezogen und gerettet. Während er dankend und seufzend von dannen zieht, kommt Gemma den Berg herauf, dem künftigen Gatten die Bedrängniß der Mutter zu klagen. Sie hat im Wohlstand stets und Ueberfluß gelebt und soll in ihren alten Tagen sich arm und dürftig sehen. Aber auch der Burgvogt von Schwanau, Adalhart von Straußberg, der des Waidwerks pflegt am Rigiberg, trifft bei der Sennhütte ein. Er wird von Walter angesprochen, daß er das Recht der Wittwe auf das Erbe ihres Mannes anerkenne. Da er sich aber von des Vogtes stolzer Antwort zum Zorne reizen läßt und Hand an den Ritter legen will, so wird er von den Schergen überwältigt und gefangen geführt. Gemmas Fürbitte macht ihn frei, aber die liebreizende Erscheinung der Jungfrau erfüllt den Vogt mit sträflichem Verlangen nach ihrem Besitz und mit dem Vorsatz, sie auf irgend eine Weise in seine Gewalt zu bringen. Hier schließt der erste Akt. Die Gefahr scheint überwunden. Walter und Gemma ziehen zu Thal, der Vogt und sein Gefolge kehren nach der Burg Schwanau zurück. —

Dort auf seiner festen Burg gibt Straußberg seinen benachbarten Freunden Geßler, Landenberg u. A. ein üppiges Gastmahl, dem doch zur Fröhlichkeit der Friede und die gute Sitte fehlen. Marianne, des Vogtes Haushälterin, ein Bild der verführten Unschuld, geht seufzend und gescholten ab und zu und der alte Diener Heinrich klagt:

> Du lieber Gott, wer hätte das geglaubt?
> Da war es anders unter'm alten Herrn —
> Gott hab' ihn selig, diesen guten Mann!
> Ja wohl! ja wohl, der hatte and're Gäste.
> Die Burg von Straußberg war ein Ehrenhaus,
> Wo gern des Minnesängers Lied erklang,
> Ein gastlich Dach für Ritter und für Pilger.
> Mit Achtung ging der Wanderer vorbei,
> Und seine Mütze zog der Landmann ab.

Unterdessen ist Balz, des Ritters gewissenloser Diener, hinüber nach Art gegangen. Er bringt der Wittwe ihre Heerde zurück, aber auch die freundliche Einladung an Gemma, auf das Schloß zu kommen und Haushälterin zu werden bei dem edeln Herrn. Mit zorniger Entrüstung abgewiesen, kehrt er zurück und räth dem Vogte zu frevelhafter That. An ihrem Hochzeitsmorgen, da sie in aller Frühe hingeht, um Blumen zu streuen und zu beten an des Vaters Grab, soll die Jungfrau geraubt werden zu des Vogtes Lust. Der Anschlag mißlingt; Martha, die Magd, fällt in der Schergen Hände und wird freigegeben. Die Hochzeit findet statt. Im Kirchlein zu Art knieen Walter und Gemma vor den Stufen des Altars, ein frommes Lied ertönt. Jetzt hebt der Priester an:

Im Namen Gottes, unsers Vaters, Amen! -
Andächtige in Gott, euch sei zu wissen,
Daß diese christlichen Personen da:
Herr Walter Hun und Jungfer Gemma Heß
Sich miteinander ehelich versprochen
Und dies Versprechen nun vor euch als Zeugen
Hier öffentlich bekennen, und vor Gott
Durch Priesterhand bestäten lassen wollen.
So jemand nun von euch ein Hinderniß
Dagegen weiß, so soll er's offenbaren.
— — — — — — — — — — — —

Das Jawort wird gesprochen, aber unter des greisen Priesters Schlußgebet tritt Adalhart mit seinem Gefolge ein; ein kurzer Kampf der bewaffneten Uebermacht gegen die wehrlosen Hirten; Walter, der sich vergeblich zur Wehr gesetzt, wird gebunden, und er und seine Braut nach der Burg des Landvogts weggeführt. Vergeblich sind des Priesters Fluch, der Mutter Bitten, vergeblich bietet sie Haus, Hof und Heerden als Lösegeld an, die Leidenschaft bleibt Sieger. —

Die nun folgenden Scenen sind an Blut und Thränen reich, voll schlagender Handlung, doch fast im Uebermaße traurig und

schreckhaft. Gemma, um sich des Ritters Gewaltthat zu entziehen, springt in der Nacht von der Burg hinab in den See und wird als Leiche von Fischern an's Land gebracht. Ihre Mutter, Frau Gertrud, verfällt über all' dem Jammer in Geistesverwirrung und kann nicht aufhören, die Tochter zu suchen und zu beklagen.

Ihr sagt mir wol! Ich hab es selbst gesehn,
Wie er sie weg vom Hochaltare schleppte.
Ihr sagt mir wol, es werde wieder Tag,
Und zwei mal zwei sei viere. Freilich wol!
Allein nun ist sie hülflos dort im Schloß.
O wäre doch der See, das Wasser nicht! —
Geht, esset nur, die Speisen werden kalt,
Ich muß noch fort, muß meine Gemma suchen.

Walter, durch den alten Diener Heinrich befreit, trifft mit seinen Landsleuten zusammen. Sie sind von Stauffacher geführt, bereit, die Frevelthat des Vogtes zu rächen und seiner Tyrannei ein Ende zu schaffen. Kaum vermag der weise Führer sie zurückzuhalten, bis der rechte Augenblick gekommen ist. An Gemmas Leiche thut Walter das Gelübde:

Des Landes Freiheit soll der Marmor sein,
Womit ich meiner Gemma Grab hier schmücke.

Von Küßnacht kommt die Botschaft, daß der gefürchtete Geßler unter Tells Geschoß gefallen sei. Zu spät erwacht in Straußberg das Gewissen; zu spät die Einsicht, daß Sünde und Leidenschaft nicht ungestraft bleiben können und daß die Unschuld einen Rächer im Himmel hat. Die Landleute stürmen seine Burg, etliche seiner Diener entweichen, mit dem Rest kämpft er den Kampf der Verzweiflung. Im ungesuchten, vergeblich gemiedenen Zweikampf mit Walter findet er den Tod; aber auch dieser soll den Tag der Freiheit nur von ferne schauen, siegreich, doch verwundet, stirbt er mit den Worten:

Die Alpen seh' ich noch in goldner Pracht.
Es ist der Freiheit Morgenroth. Lebt wohl!

Man sieht, der Dichter wollte nicht Originales, nie Dagewesenes schaffen. Sein Zweck war vielmehr ein Werk, daran das Volk, nicht blos der Gebildete, sich patriotisch erbauen und begeistern könnte. Und das Volk in seiner großen Mehrzahl stand damals noch nicht auf der Höhe, auf welcher Schillers „Wilhelm Tell" einhergeht. Der alte Josef von Laßberg hatte Recht, als er nach dem Erscheinen des Stückes Ende 1829 dem Dichter schrieb:

„Es ist eine eigene Sache, um die sogenannten vaterländischen und historischen Schauspiele. Die wenigsten sind so glücklich, den Beifall des größeren Publikums zu gewinnen; denn je mehr sie örtliche Eigenheiten beibehalten, je weniger kann der fremde Leser sich mit den Personen derselben befreunden. Es gibt aber auch Dichter, denen der Beifall ihrer Landsleute genügt und das deucht mich gut, denn so kommt Manches zu Tage, das sonst im Schreibpult verschlossen bliebe."

Das Stück, mit welchem sich Bornhauser in den Kreis der vaterländischen Dichter eingeführt, hat allerdings seine unverkennbaren Fehler. Seine Personen sind nicht kraftvoll und markig genug gezeichnet, ein sentimaler Zug haftet ihnen an; es kommen Verstöße gegen die geschichtlichen Zeitverhältnisse vor, wie wenn sich der Vogt Adalhart von Straußberg selbst einen Schweizer nennt, woran einem Edelmann aus dem Thurgau nicht von Weitem der Sinn kommen konnte; es kommen Anklänge an Schiller und Shakespeare vor und das Gesetz der poetischen Wahrscheinlichkeit ist nicht überall genau beobachtet. Allein die ganze Darstellung ist edel, warm und lebendig, an einzelnen Schönheiten keineswegs arm, besonders aber volksthümlich und gemütvoll. Es wurde dann auch vom Volke, dem es bestimmt war, mit freudiger Anerkennung aufgenommen und auf mancher ländlichen und kleinstädtischen Bühne zur Aufführung gebracht. Selbst einige größere Theater Süddeutschlands haben es nicht verschmäht und ein dankbares Publikum

dafür gefunden. — F. A. Stocker hat „Gemma von Art" später für das schweizerische Liebhabertheater umgearbeitet und dem Stücke dadurch eine einfachere, gedrängtere Fassung gegeben, so daß es sich bei den 250 Volksbühnen des Landes derart einbürgerte, daß die meisten es von Zeit zu Zeit in seiner neuen Gestalt zur Darstellung brachten.

Dritter Abschnitt.

Die Verfassung von 1814. Politische Sturmvögel. Die Unzufriedenheit mit den Restaurationszuständen wird genährt, Hoffnung auf Verbesserung angeregt.

Im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit hatten am 26. September 1815 die siegreichen Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen feierlich im Angesichte der ganzen Welt „ihren unerschütterlichen Entschluß erklärt, sowol in der Verwaltung ihrer Staaten als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung blos die Vorschriften der heiligen christlichen Religion zur Richtschnur zu nehmen, nämlich die Vorschriften der christlichen Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens, die, weit entfernt, blos auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr auf die Entschlüsse der Fürsten unmittelbaren Einfluß haben und alle ihre Schritte leiten müssen." Wer hätte damals geglaubt, daß aus so rühmlichem Vorsatze die Unterdrückung aller Volksrechte, die Niederhaltung jeder freiern Regung des Geistes hervorgehen könnte! Und doch war es so. Denn dieser heilige Bund war und wurde immer mehr eine Allianz der Fürsten und Regierungen gegen ihre Völker. Er sollte ähnliche Bewegungen und

Umwälzungen, wie die endlich gestillte französische Revolution gewesen, unmöglich machen und fing damit an, daß er überall das Streben nach Freiheit und Volksrechten im Keime erstickte. Väterlich sollte jede Regierung sein, d. h. mit unbeschränkter Gewalt über ihre Unterthanen ausgestattet. Kein Blatt Papier mit Verfassungsparagraphen sollte sich zwischen das Herz des Fürsten und seines Volkes drängen, und wo die Kinder eines solchen Vaters irgendwie ungehorsam und unartig werden, da sollten die andern ihm zu Hülfe eilen und seine Gewalt mit vereinten Kräften aufrecht erhalten. Das nannte man die Restauration oder Wiederherstellung der gesetzlichen Zustände; aber aus ihr ging wie ein Riesenschatten die Reaktion hervor, die Rückwärtsbewegung nach den Zuständen des Mittelalters, wo es den Regierungen gegenüber kein Recht gab, als welches sie selbst aus freier Gnade einräumen wollten.

Auch die Schweiz nahm an dieser Rückwärtsbewegung Theil. Die Verfassung, welche die Tagsatzung in Zürich endlich zu Stande brachte und von den Monarchieen des heiligen Bundes garantiren ließ (1815), führte die helvetische Republik wieder in die Gestalt eines lockern Staatenbundes zurück, darin jeder Kanton sich selbst überlassen blieb und in voller Unabhängigkeit hergestellt wurde. Im Vertrauen auf die schützenden Mächte Europas suchten denn in den alten Kantonen die aristokratischen Familien wieder das Regiment in ihre Hand zu nehmen, die Städte das Recht des Landvolkes zu verkürzen. Wie in Deutschland so wurden auch hier die Männer des Volkes zurückgesetzt. Karl Ludwig von Haller, Enkel des berühmten Dichters und Gelehrten Albrecht von Haller, schrieb eine „Restauration der Staatswissenschaften", worin er selbst das Gute und Berechtigte in den Ideen der französischen Revolution zurückwies und die Bestimmung der Völker zur Unfreiheit so trefflich zu begründen wußte, wie kaum ein Diener eines Monarchen es besser vermocht hätte; auch trat er, aus altprotestantischer Familie stammend, zum Katholizismus über, um das Beispiel des Gehorsams und der Unterwerfung auch praktisch zu geben. Im Jahre 1817

trat die Schweiz auf die Einladung des Kaisers Alexander von Rußland dem heiligen Bunde bei und bald darauf mußte sie auf das Andringen Oesterreichs die Preßfreiheit und das Asylrecht beschränken. Nur der Papst und der Sultan wurden nicht dazu eingeladen, ersterer nicht, weil von ihm keine Anerkennung eines heiligen Bundes außer der römischen Kirche zu erwarten war; letzterer nicht, weil die Allianz eine christliche sein wollte. England schloß sich nicht an, weil ein persönliches Bündniß der Fürsten ohne Minister-Verantwortlichkeit sich nicht mit seiner Verfassung vertrug.

Im Thurgau gab es keine aristokratischen Familien von Bedeutung mehr. Allein hier drohte die Aristokratie des Geldes und der höheren Beamten das Volk um seine Rechte zu bringen und seine freie Entwicklung niederzuhalten. Dazu war schon die 1814 revidirte Kantonsverfassung angethan. Der Große Rath war nach den Bestimmungen dieser Verfassung auf die künstlichste Weise zusammengesetzt. Jeder der zweiunddreißig Kreise ernannte durch seine Versammlung nur ein direktes Mitglied, sodann drei Candidaten, nämlich einen unter den Bürgern desselben und zwei außerhalb des Kreises. Einem besondern kantonalen Wahlcollegium kam die Wahl von ebenfalls zweiunddreißig Mitgliedern zu, und zwar konnte es dieselben in oder außer seiner Mitte ernennen, in seiner Mitte jedoch nur zur Hälfte. Dieses Wahlcollegium bestand aus den sämmtlichen Mitgliedern des Kleinen Rathes (Regierung), neun Mitgliedern des Obergerichtes, einer Abordnung des Großen Rathes und endlich aus sechszehn der reichsten, von der Klasse der weltlichen, große Güter besitzenden Kantonsbürger. Das letzte Dritttheil der Kantonsräthe wird vom Großen Rathe selbst ernannt.

Um wählbar in den Großen Rath zu sein, war erforderlich, daß der betreffende Kantonsbürger das 25. Altersjahr angetreten habe und ein Vermögen von wenigstens 3000 Gulden versteure, was bei dem damaligen Geldwerth einem jetzigen Vermögen von mindestens 12,000 Franken gleich kam.

Jedem Konfessionstheil stand unter der höhern Aufsicht der

Regierung die eigene Besorgung seines Kirchen-, Schul- und Ehewesens und die daherige Organisation zu.

Der Kleine Rath allein hatte das Recht, Gesetzesvorschläge vorzulegen und seine Amtsdauer war auf neun Jahre festgesetzt, so daß alle drei Jahre ein Dritttheil seiner Mitglieder zur Erneuerungswahl kam.

Die beiden Landammänner führten von Halbjahr zu Halbjahr abwechselnd den Vorsitz wie im Kleinen, so auch im Großen Rathe. Sie hießen Standeshäupter und fuhren in einer großen dreispännigen Kutsche auf die Tagsatzung. Wenn der Landammann Morell zur Kirche ging, so trug ihm der Weibel das Gesangbuch nach. Man nahm die Junker in den alten Schweizerstädten zum Vorbild und meinte die alten Zeiten festhalten oder wieder herbeiführen zu können. Die Mitglieder des Kleinen und Großen Rathes, reiche Grundbesitzer und Beamte höheren und niederen Ranges fühlten sich selbst als den Staat, während von gleichen Rechten für alle Bürger nicht die Rede war; die alten Landvögte, Obervögte und Gerichtsherren schienen aus ihren Gräbern erstanden. Kein Ohr eines Uneingeweihten durfte die Verhandlungen des Großen Rathes belauschen, der seine Sitzungen stets bei verschlossenen Thüren hielt. Wenige Mitglieder nur wagten es, einem Vorschlage des Kleinen Rathes Opposition zu machen oder einen leisen Tadel über seine Gesetzesvorlagen auszusprechen. Die wichtigsten und einträglichsten Stellen wurden unter einige angesehene Familien vertheilt, welche in stillem Einverständniß den Staat in Erbpacht zu haben schienen. „Die thurgauische Beamten- und Geldaristokratie schoß schnell und üppig aus einem Boden hervor, der mit Habsucht und Ehrgeiz gedüngt war."

Dazu kam die konfessionelle Theilung des Volkes und der wichtigsten Verwaltungszweige. Es war ein evangelischer und ein katholischer Administrationsrath, welche die Kirchen- und Schulangelegenheiten der Gemeinden ihrer Konfessionstheile neben- und durcheinander verwalteten. Einen Unterschied zwischen den beiden

Gebieten Erziehung und Religionsübung gab es in dieser Verfassung nicht. Es gab daher auch nur konfessionelle Schulen, welche freilich eher im Verfall als im Aufblühen begriffen waren. Der Präsident des evangelischen Administrationsrathes, Antistes Sulzberger, gab, als seine Behörde wegen Vernachläßigung des Schulwesens in der Presse angegriffen wurde, selbst zu: „wirklich ist seit zehn Jahren niemand aufgestellt, der für Visitation der Schulen Pflicht hätte, als die Herren Pfarrer und Schulvorsteher des Ortes. Daß das nicht so fortgehen könne hat der Administrationsrath eingesehen und im Herbste des vorigen Jahres ein Mitglied ersucht, seine Gedanken darüber vorzulegen." Und bezüglich der Schullehrervereine (Konferenzen) äußert derselbe: „Es stehen schon geraume Zeit 54, also doch mehr als der vierte Theil unserer Lehrer, unter der Leitung eines sehr geschickten und thätigen Mannes in einem solchen Verein. Derselbe leistet nicht wenig, aber schon darum nicht genug, weil er zu zahlreich ist und die Mitglieder zu weit auseinander wohnen." Weiter theilt derselbe Beamte mit, es sei schon vor mehr als einem Jahre eine Kommission beauftragt worden, einen Plan zu entwerfen, „nach welchem mehrere solcher Vereine gebildet, geregelt, geleitet und von uns unterstützt werden sollen", sei aber dieselbe, obgleich mehrmal erinnert, mit dem Plane noch nicht fertig geworden. Das war noch im Jahre 1829, und im andern Konfessionstheil war es vielorts noch schlimmer bestellt.

Es ist wahr, Freienmuth, der Finanzdirektor und Staatskassier, arbeitete mit unermüdlicher Thätigkeit an der materiellen Entwicklung des Landes, an der Hebung des privaten und öffentlichen Wohlstandes durch Ordnung und Sparsamkeit. Aber er selbst war von den Fortschritten auf diesem Gebiete nichts weniger als befriedigt, wenn er z. B. in der gemeinnützigen Gesellschaft die zunehmende Verarmung des Volkes beklagte oder durch neue Gesetze den Bodenkredit zu beschränken suchte, um der wachsenden Verschuldung des Bauernstandes entgegenzuwirken.

Gerade zur ökonomischen Entwicklung der Kräfte des Landes

fehlte es dem Volke an Bildung und Einsicht. Wie der Großvater und Urgroßvater seinen Acker bebaut hatte, so und nicht anders meinte man, müsse es heute und in alle Zukunft geschehen. Ein Dritttheil des Landes blieb wie vor Alters als Brache liegen, im Schweiße des Angesichtes und unter vielen Entbehrungen wurde das Uebrige angebaut, allein es fehlte an Dünger, um es fruchtbar zu machen, und an Futter, um einen schönen, einträglichen Viehstand zu halten. Darum gab es Orte, wo man in der Ernte mit dem doppelten Ertrag der Aussaat zufrieden war und ganz und gar von dem evangelischen Worte abstrahirt hatte: Etliches brachte dreißigfältig, etliches sechszigfältig, etliches hundertfältig. Wenn daher der neueste Geschichtschreiber des Thurgaus, Häberlin-Schaltegger, auf der Grenzscheide der zwanziger und dreißiger Jahre sagt, „daß das Land unter dem milden Scepter seiner Oberen sich glücklich zu fühlen schien und gewiß im Ganzen auch war, daß die Unzufriedenen nicht sowol das Mangelnde reformiren, als vielmehr alles Bestehende über den Haufen werfen und etwas ganz Neues schaffen wollten", so ist die Wahrheit, daß jenes Wohlbefinden nur von einem kleinen Theile der Bevölkerung gilt, von den Reichen und den Gebildeten, welche im Stande waren, auf schuldenfreiem Grundbesitz oder in einträglichen Aemtern oder wissenschaftlichen Berufsarten eine sichere Existenz zu finden. Das eigentliche Volk dagegen war gewiß in einer keineswegs beneidenswerthen Lage, ist doch sein Grundbesitz um jene Zeit im Werthe so tief gesunken, daß er für wahrhaft unglaubliche Preise weggeworfen wurde und daß es einem Manne von 100,000 Gulden Vermögen ein Leichtes gewesen wäre, den Besitzstand eines ganzen Dorfes an sich zu bringen. Diese Geringschätzung des von den Vätern ererbten Bodens beweist uns hinreichend, daß Diejenigen sich nicht glücklich schätzen konnten, die darauf lebten. Bejahrte Männer wünschten die Zeiten der Landvögte zurück, wo es weniger Herren und weniger Abgaben zu leisten gab. Um die Schätze des Bodens aufzuschließen und die Arbeitskräfte des Volkes in nützliche Thätigkeit

zu setzen, bedurfte es der Bildung und der Industrie, welche wiederum nur mit vermehrter und erweiterter Einsicht wohlthätig zu wirken im Stande war. Um dem Bürger das glückliche Gefühl zu geben, daß es sein Land sei, darin er wohne und dessen Scholle er bebaue und daß er sich dessen freuen dürfe, mußte man ihm Antheil an der Verwaltung des Gemeinwesens verschaffen, und ihn ausrüsten und befähigen, der Uebermacht des Kapitalisten und des höheren Beamtenthums gegenüber unabhängig dazustehen. Statt dessen war die reiche Kraft des Volkes gebunden durch seine eigene Unwissenheit, sein Gemüt von Mißtrauen und Menschenfurcht erfüllt, sein Leben in der steten Sorge um das tägliche Brod entbehrungsreich und kümmerlich.

So wirkte die Aristokratie des Reichthums im Bunde mit einem selbstbewußten Beamtenthum, das sich zu dem Grundsatze bekannte: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk.

Hier setzte Bornhauser ein. Er bestritt nicht den guten Willen der obersten Gewalthaber, aber er zeigte, daß ihre Mittel der Volksbeglückung durchaus nicht überal die richtigen seien und verlangte für das Volk, was sich in einem freien Staate eigentlich nicht so schwer verstand, ein unbeschränktes Wahlrecht, Oeffentlichkeit, Freiheit der Presse, Schulbildung, in Summa die äußere und innere Möglichkeit, an den Angelegenheiten des Staates kräftig mitzuwirken. Er war, wie wir gesehen haben, arm von Geburt, in drückenden Verhältnissen aufgewachsen, ohne ein einflußreiches Amt, ohne freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen mit den obersten Kreisen. Darum wußte er, wie es einem einfachen Bürger im Lande zu Mute war und gewann die Ueberzeugung, daß die Stellung desselben weder eine freie noch eine würdige sei.

Das einzige öffentliche Blatt im Thurgau war die von Buchdrucker Fehr in Frauenfeld herausgegegebene „Thurgauer Zeitung". Sie beschäftigte sich in ihren Mittheilungen weit mehr mit Nachrichten aus dem Ausland als mit den naheliegenden innern Angelegenheiten, mehr mit Unglücksfällen, Kuriositäten und kleinen

Neuigkeiten als mit politischer Belehrung. Auch zeigte sie einen so tiefen Respekt vor den beiden Standeshäuptern Morell und Anderwert und vor dem ganzen Personal des neungliedrigen Kleinen Rathes, daß von einer Opposition gegen die Inhaber der Staatsgewalt oder auch nur von einer bescheidenen Kritik des Bestehenden darin nicht die Rede sein konnte. So kam es, daß Bornhauser, von politischen Idealen und von einem gewissen republikanischen Unmut getrieben, ein anderes Organ suchte, um an das Gemüt und den Verstand des Volkes zu gelangen. Das waren die „Schweizerische Monatschronik", „Der Beobachter" und namentlich die „Appenzeller Zeitung" von Meyer in Trogen. Diese gab sich zuerst von allen Blättern der Ostschweiz der Strömung des neuen Geistes hin und hat bei den nun folgenden Umgestaltungen eine hervorragende Rolle gespielt. Viele Freisinnige aus St. Gallen, Thurgau, Aargau und Zürich boten sich ihr als Korrespondenten an und machten sie durch ihre kühne und geistvolle Sprache interessant und bedeutsam. Ihr bester Korrespondent in Poesie und Prosa ward Bornhauser. Ihre Artikel wurden im Thurgau mit solcher Begierde gelesen, daß jede Nummer des nur wöchentlich erscheinenden Blattes mit Spannung erwartet wurde und zu lebhaften Diskussionen Veranlaßung gab. Daß die „Appenzeller Zeitung" „alles Gift über Behörden, Beamte und selbst einzelne Familien in ihren Blättern sich ablagern ließ", wie der neueste Geschichtschreiber des Thurgaus meint, ist mindestens eine starke Uebertreibung. Man war aber allzu schnell bereit, als Gift und Galle zu bezeichnen, was verhältnißmäßig zu der Haltung des Unterthanenvolkes frisch, freimütig und entschieden, allenfalls auch unmutig und unzufrieden war. So eröffnete sie den Jahrgang 1829 mit einer Reihe von kräftigen Wünschen, von denen ich einige als Beispiele von Ton und Styl des Ganzen hiehersetzen will:

Ich wünschte, daß man alle Rechte und Gerechtigkeiten an Recht und Gerechtigkeit vertauschen möchte.

Ich wünschte, man sähe im Schweizerlande mehr Schulhäuser und weniger Zollhäuser.

Ich wünschte hie und da einem Rathsherrn halb so viel Verstand als er Hochmut hat,

Ich wünschte, daß die Jesuiten und andere Pfaffen den Regierungen nicht über den Kopf wachsen.

Damit sind wir der Eröffnung des politischen Kampfes nahe gekommen, an welchem Bornhauser als hervorragender Führer sich betheiliget hat und dem er mit seinem Geiste sein eigenthümliches Gepräge gab. Bevor ich zur Darstellung desselben übergehe, will ich nur der Vorbereitungen und Anzeichen noch kurz erwähnen, welche demselben vorausgegangen sind.

Anfangs der zwanziger Jahre hatte sich in der Schweiz der Sempacher Verein gebildet. Er bestand zumeist aus ehemaligen Mitgliedern des Zofinger Vereins, welche in's praktische Leben übergetreten, die Ideale ihrer Studienzeit bewahren und sie in festlichen Zusammenkünften, am liebsten auf den Schlachtfeldern der alten Eidgenossen, wo der Geist der Ahnen ihnen noch zu wehen schien, auffrischen wollten. Auch Bornhauser war dieser Gesellschaft beigetreten. Am 27. Heumonat 1826 feierten sie auf der Höhe bei Gais mit den appenzellischen Sängervereinen die Schlacht am Stoß. Neben Dekan Frei von Trogen und Dr. Johannes Trümpy von Ennenda trat der in weiteren Kreisen noch wenig bekannte junge Pfarrer von Matzingen als Redner auf. Und er sprach so beredt und gewaltig von den Tugenden der Väter, von der Nothwendigkeit eines Aufschwunges im Vaterlande, von wahrer Freiheit und eidgenössischem Zusammenhalten, daß ihm unbestritten die Palme des Tages zukam.

„Wo edle Menschen lebten oder starben“, sprach er, „wo große Thaten geschahen für der Völker Freiheit und Glück, da ist ein heiliger Boden für die Nachwelt, ein Verklärungsort menschlicher Tugend und Seelengröße. Glücklich das Land, das viele solcher

Verklärungsorte aufzuweisen hat. Ist sein Flächenraum gleich klein, so ist sein innerer Gehalt, sein geistiger Werth um so größer. Und dieses Glück besitzt die Schweiz in vorzüglichem Grade. Aus weiter Ferne kommt der Fremdling her, um einmal auch in seinem Leben dieses Land großer Erinnerungen zu sehen. Was der Fremdling thut, das sollte der Sohn des Landes um so weniger unterlassen. Freilich glaubten wir früher nicht, daß wir die Wallfahrt zu der Väter Grab entschuldigen müßten. Wir haben uns getäuscht. Oeffentlich und im Stillen erhielten wir manchen schelen Seitenblick, und vornehm wurden unsere Wanderungen belächelt, als wären es räthselhafte und wenn nicht gefährliche, doch thörichte Irrfahrten. An manchen Orten unsers schweizerischen Vaterlandes ist denn auch der Name der Freiheit geächtet, das Volk um seine Rechte betrogen, die Aristokratie auf den Thron gesetzt, das Licht der Aufklärung ausgelöscht, mit einem Worte alle die Mißbräuche wieder eingeführt, die uns die Revolution und mit ihr Zwietracht und Erniedrigung brachten. Die Revolution, diese große Lehrerin der Regierungen und Völker, ist auch bei uns vorübergegangen, ohne uns zu belehren; für alte Fehler hat sie uns bestraft, aber vor neuen nicht bewahrt." —

Die Reden der „Sempacher" am Stoß wurden gedruckt und verbreitet; sie halfen mit ein dumpfes Grollen der Unzufriedenheit bewirken gegen jene Regierungen, welche auf Oesterreich und Preußen hinblickend dem Volke seine Rechte vorenthielten und wo möglich wieder hinter das Jahr 1798 zurückgehen wollten.

Aber auch im eigenen Kanton suchte Bornhauser mit der Kraft seines von Begeisterung und Ueberzeugung tönenden Wortes auf freisinnige Umgestaltung der bürgerlichen Zustände hinzuwirken. Wie er selbst erzählt, machte er dazu den Anfang in der Pastoralgesellschaft des Kapitels Frauenfeld, wo er 1827 eine Abhandlung über die thurgauische Staatsverfassung vortrug. Allein er verfehlte damit die beabsichtigte Wirkung gänzlich. Der Eine kaute an den Nägeln; ein Anderer schlummerte während der Vorlesung ein, weil ihn die

thurgauische Verfassung als Nichtkantonsbürger nichts bekümmere; ein Dritter meinte, das Volk sei zufrieden und wünsche keine Veränderung; ein Vierter schlug vor, die Sache an den Großen Rath zu leiten; ein Fünfter sah sich ängstlich um, ob nicht ein Regierungsrath oder Polizeimann den Kopf zur Thüre hereinstrecke. Am Schlusse erklärte endlich der Herr Dekan: Er verbitte sich in Zukunft dergleichen politische Sachen und wünsche, daß die Unterhaltung sich innert den Schranken der Pastoraltheologie bewege.

Als Bornhauser hier keinen Boden für seine Ideen fand, wandte er sich an die thurgauische gemeinnützige Gesellschaft, deren Mitglied er bald nach seinem Amtsantritt in Matzingen geworden war. Aber dieser um das Wohl des Kantons vielfach verdiente Verein bildete damals die Spitze der vornehmen Gesellschaft, den Sammelpunkt der Geistes- und Geldaristokratie im Thurgau. Nur hier war es dem Bürger vergönnt, seine regierenden Herren gleichsam im Negligé zu schauen und mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes ein schüchternes Wort zu reden. Zudem hatte die „Gemeinnützige" alle politischen Fragen und Diskussionen aus ihren Verhandlungen von Anfang an ausgeschlossen. An ihrer Spitze standen damals u. a. die Regierungsräthe Hirzel und Freienmuth, vor deren gestrengem Angesicht es Manchem nicht rathsam erschien, Dinge zur Sprache zu bringen, die ihnen nicht genehm sein mochten. Bornhauser ging auch hier einen kühnern Gang. Sein erster Vortrag in der Gesellschaft handelte über die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Errichtung einer höheren Lehranstalt (Kantonsschule) im Thurgau. Er wurde günstig aufgenommen, an eine Kommission gewiesen, von dieser begutachtet und von Provisor Mörikofer in einem gedruckten Berichte noch näher beleuchtet. Die Ausführung freilich blieb einer spätern Zeit überlassen und es brauchte noch viel Geduld und Mühe, Worte und Werke, bis das Projekt endlich unter der kräftigen Mithülfe der Stadt Frauenfeld schön und zukunftverheißend in's Dasein trat.

In der Herbstversammlung des Jahres 1829 brachte Bornhauser

eine andere Herzensangelegenheit vor, er hielt einen halb politischen, halb pädagogischen Vortrag über bürgerliche Bildung in den Schulen. Darin verlangte er, daß durch vaterländische Geschichte und Verfassungskunde jedem Schulkinde ein gewisses Maß von bürgerlicher Einsicht, ein elementares Verständniß seiner Rechte und Pflichten im Staat mitgetheilt werde. Die Anregung wurde höflich aufgenommen, in üblicher Weise verdankt und in das Archiv gelegt, da der Gegenstand schon zum Theil jener Natur war, die man als unpassend für die eigentliche Verhandlung hielt. Durch dieses stillschweigende Verweigern der weitern Folge wurde das Band zwischen Bornhauser und der gemeinnützigen Gesellschaft bedeutend gelockert, später gänzlich aufgelöst, ja mit einer gewissen gegenseitigen Leidenschaftlichkeit zerrissen. „Der Staat kann für das Schulwesen nichts thun", äußerte Regierungsrath Hirzel, „bis er Garantie hat, daß das Geld wol angewendet werde." Und Regierungsrath Freienmuth bemerkte: „Sie reden immer von Volksbildung, allgemeine Volksbildung ist unmöglich. Nehmen Sie ein Beispiel am Landbau. Man bringt den Dünger auf die guten Wiesen und läßt die schlechten für Streue liegen. Machen Sie, daß in jeder Gemeinde ein oder zwei gebildete Männer seien, so werden diese die übrigen schon leiten."

Im Herbst des Jahres 1830 war die Gesellschaft in Kreuzlingen versammelt. Oberrichter Kesselring trug ein Gutachten über die nothwendige Errichtung einer Schulmeisterschule vor und brachte Vorschläge zur bessern Versorgung entlassener Sträflinge. Dann erhielt mit Mühe Dr. Merk von Pfyn, ein Gesinnungsgenosse Bornhausers, das Wort. Er warf einen Rückblick auf die Verhandlungen der Gesellschaft in den letzten Jahren und deutete ihre Aufgabe für die nächste Zeit an; als solche bezeichnete er mit kühnem Freimute die Anregung zu einer verbesserten Staatsverfassung und die Einleitung zu einem staatlich geordneten Erziehungswesen. Es waren mehrere Persönlichkeiten aus dem Kreise der Regierung anwesend, Oberst Hirzel präsidirte. Bornhauser begehrte das Wort

und stellte vor, daß der Thurgau am Vorabend wichtiger Ereignisse stehe und daß die Gesellschaft sich um den Kanton sehr verdient machen würde, wenn sie die gegenwärtige politische Lage desselben in ernste Erwägung ziehen wollte. Es war vergeblich, obgleich rauschender Beifall im Saale über die Voten der beiden Redner sich kundgethan hatte, welcher die zustimmende Gesinnung eines großen Theiles der Versammlung bewies. Die Geschäftsführung fand die Anregung als nicht in den Kreis der Gesellschaft gehörig und unzuläßig. Oberst Hirzel klingelte und erklärte die Sitzung für beendigt, weil es Zeit zum Mittagessen sei. Dieses Verfahren, obwol grundsätzlich richtig und den Statuten entsprechend, hätte doch leicht verhängnißvoll für die Gesellschaft werden können. Nach dem Essen versammelten sich die Freunde Bornhausers und Merks in einem Nebenzimmer des Gasthauses zur Berathung der unterlegenen Sache. Aufgeregt von der kühlen, abweisenden Aufnahme ihrer Vorschläge, im Gefühle etwas Rechtes zu wollen und ohne Aussicht auf die Mithülfe dieses Vereins, erklärten sie sämmtlich ihren Austritt aus der gemeinnützigen Gesellschaft. Zugleich beschloßen sie, eine Volksversammlung nach Weinfelden, dem Mittelpunkt des Kantons, anzuordnen und der politischen Umgestaltung des Kantons ihre Kräfte zu widmen. Es folgte darauf in der Geschichte der „Gemeinnützigen"[1] eine Periode der Erschöpfung, wo es sich vielmehr darum handelte, die Gesellschaft zu erhalten, als ihren Einfluß zu verstärken und auszudehnen.

---

[1] Vergl. Verhandlungen der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau, 1871. Denkschrift auf das 50jährige Jubiläum derselben, von J. Christinger, S. 13 ff.

Vierter Abschnitt.

Politisches Auftreten. Ein Redner nach dem Herzen des Volkes. Eine Regierung, welche am Ende ihrer Macht und Weisheit angekommen ist.

(1829—1830)

Daß die gemeinnützige Gesellschaft zur politischen Umgestaltung des Kantons nicht Hand bieten wollte, vermochte Bornhauser von seinem Reformgedanken nicht abzubringen, es steigerte im Gegentheil seine Energie. Schon früher hatte er in einer Versammlung jenes Vereines, als man die Frage, ob Bezirksschulen oder eine Kantonsschule, behandelte, das kühne Wort gesprochen: „Meine Herren, so viel ist gewiß, es muß Licht kommen, gleichviel komme es von oben oder von unten." Zuerst wandte er sich an den um einige Jahre ältern, durch Klarheit des Geistes und Reife des Urtheils schon damals hervorragenden Diakon Pupikofer in Bischofszell. Dieser hatte eben den ersten Theil seiner Thurgauer Geschichte veröffentlicht und damit so freudige Aufnahme gefunden, daß sein Name unter den ersten des Landes genannt wurde. Bornhauser besuchte ihn in seiner Helferei, wo er neben seinem geistlichen Amte eine gelehrte Schule hielt, und wandte alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bewegen, eine Volksversammlung einladen zu helfen und eine Rede über die Verbesserung des Staatswesens zu halten. Der Gelehrte weigerte sich mit freundlicher Entschiedenheit, bei dem Ding zu sein; das war der Grund, warum die Freundschaft der beiden Männer auf eine Reihe von Jahren erkaltete, bis sie später unter veränderten Verhältnissen und nachdem die Zeit ihre versöhnende Kraft geübt, einander wieder näher getreten sind. War es doch, als ob der

kühle Philosoph und Geschichtschreiber im Strome des Lebens sich erwärmte, während der Dichter und Politiker nach mancher bitterer Erfahrung eine gewisse Abkühlung erkennen ließ.

Schon seit dem Entstehen der „Appenzeller Zeitung“ (Juli 1828) hatte Bornhauser darin eine entschiedene, doch maßvolle und anständige Opposition gegen die thurgauische Regierung geführt. Er hatte zunächst das Ehehaften-Gesetz[1] bekämpft, welches man in einer neuen Gestalt dem Volke aufdrängen wollte. Diesem Gesetze zufolge sollten die größeren Gewerbe, nämlich Mühlen, Bleichen, Ziegelbrennereien, Tavernenwirthschaften, Bäckereien und Metzgereien nicht frei oder auf eine jährliche Taxe hin ausgeübt werden können, sondern das Recht dazu auf einmal um eine größere Summe von 25—250 Gulden erworben werden und dann auf dem Hause haften bleiben. Nicht alle ehrenhaften Bewerber sollten zu einigen Gewerben zugelassen sein, sondern in jeder Ortschaft nach ihrer Größe nur eine bestimmte Zahl. Die Gemeinderäthe sollten vorschlagen, welchem unter den verschiedenen Bewerbern das Recht zu ertheilen sei, wenn es nicht schon auf einem Hause haftete. Damit wollte man offenbar zwei Zwecke erreichen: die Kasse des Staates durch jene Zahlungen verstärken, aber auch die Zahl gewisser Geschäfte verringern oder auf ein gewisses Maximum beschränken.

Bornhauser zeigte, wie jenes Gesetz die freie Gewerbsthätigkeit des wenig bemittelten Mannes verhindere und den Geist der Unzufriedenheit und des Neides in jede Hütte zu tragen im Stande sei. Er nannte es eine gute Schule der Aristokratie, welche den Geist des Bürgers erziehe zum Grundsatz der Ungleichheit. Das Gesetz mußte denn auch später vor dem Unmute des Volkes, besonders am See, zurückgenommen werden.

Ebenso brachte er den Stillstand, ja den allmäligen Verfall

[1] Bei diesem Worte ist nicht an „Ehe“ im heutigen Sinne zu denken. Es bedeutet ein rechtlich erworbenes Eigenthum oder Privilegium, welches für ein Haus gilt und auf demselben verbleibt, wenn auch sein Besitzer wechselt.

Digitized by Google

des Volksschulwesens zur Sprache und forderte zur Einrichtung besserer Lehrerbildung und zweckmäßiger Schulinspektion auf. Er rügte es, daß die „Thurgauer Zeitung" nicht einen ordentlichen Bericht über die Thätigkeit des Großen Rathes bringe, sondern nur einige ausgewählte Notizen darüber; daß man die Staatsrechnung dem Volke vorenthalte und überhaupt den republikanischen Grundsatz der Oeffentlichkeit so wenig als möglich zur Anwendung bringe. Die indirekten Wahlen in den Großen Rath beleuchtete er mit demokratischem Lichte und deckte die aristokratischen Zwecke auf, welche denselben zu Grunde liegen.

Hören wir, wie er das Schulwesen der zwanziger Jahre im Thurgau näher beschreibt:

„Da unsere Schulmänner (Administrationsrath) durch den Großen Rath von den Lorbeeren aufgerüttelt wurden, auf welchen sie sich allzu früh schlafen gelegt hatten, so sei es mir erlaubt, auf einige Gebrechen unsers Schulwesens aufmerksam zu machen. Allervorderst fehlte man darin, daß man die Bildung der künftigen Schullehrer acht Instruktoren oder Schulmeistern anvertraute, deren Bildungsgang selbst ein mangelhafter war. Diese werden nun von dem Wenigen, das sie aufgefaßt, den Schülern wieder etwas Weniges beibringen und so fort, bis der Unterricht auf Null herab kommt. Ferner thut man zu wenig für die Fortbildung der Schullehrer. Die Schullehrergesellschaften hätten wol verdient, vom Administrationsrath ermuntert und befördert zu werden. Doch was wollen wir davon sagen? Hat sich doch seit neun Jahren kein Schulinspektor in einer evangelischen Schule sehen lassen. Ein Haupthinderniß ist an manchen Orten auch die schlechte Besoldung des Schulmeisters. Was nützen da die Gesetze? Ist die Gemeinde klein und arm, so akkordirt sie mit ihrem Lehrer, der mit 24 bis 30 Gulden zufrieden ist, weil er fühlt, daß er nicht mehr verdient, und weil er in der Schulmeisterei nur einen Nebenerwerb für den Winter erblickt. Man denke sich eine solche Schule! Nach Martini geht sie zwar an, aber die Kinder kommen meist erst um's Neujahr

und im März sind sie wieder fort. An vielen Orten, selbst in größeren Gemeinden, fehlt leider im Sommer die Alltagschule, ohne welche aller Unterricht nur Wasser ist, das man in ein Sieb schöpft. Auch der Grundsatz der Schulenzersplitterung taugt nichts. Statt eines tüchtigen Schullehrers hält man auf jedem Hofe einen Pfuscher und die Alltagschule des Sommers wird unmöglich."

Diese Beurtheilung war für jene Zeit allerdings nicht höflich und rücksichtsvoll, allein sie war sachlich und wahrheitsgetreu; wußte doch der Vorsitzende des Administrationsrathes in einer langen Entgegnung nicht viel anderes zu sagen, als daß es sich so verhalte, daß man aber vor Jahr und Tag schon einzelne Mitglieder mit der Aufgabe betraut habe, darüber nachzudenken, wie geholfen werden könnte; diese seien leider mit ihrem Nachdenken noch zu keinem Abschluß gelangt.

Ernster wurde der Kampf, als Bornhauser es wagte, den tüchtigen und geachteten Leiter des thurgauischen Finanzwesens, Regierungsrath Freienmuth, auf seinem eigenen Gebiete anzugreifen. Dieser hatte schon seit einiger Zeit über die zunehmende Verarmung und Verschuldung des thurgauischen Volkes, namentlich des Bauernstandes, geklagt, als er im Sommer 1830 eine Broschüre zur Beleuchtung und Würdigung der Schuldversicherungsanstalten erscheinen ließ. Als Ursachen der Mehrverschuldung führte Freienmuth auf: Die Aufhebung der Lehen und die dadurch entstandene Zerstückelung der Höfe, den Verkauf vieler herrschaftlicher Güter, die Ablösung der Grundzinse und Zehnten, die in den letzten dreißig Jahren erst steigenden, dann wieder sinkenden Preise der Landesprodukte, die freie Niederlassung von Fremden und Kantonsbürgern, die Fehljahre von 1812—1817, Luxus und übermäßigen Genuß geistiger Getränke, die Einführung der obligatorischen Häuserassekuranz und die gemeinderäthlichen Garantieen für Hypothekarschulden. In Folge dieser Umstände, welche theils den Wohlstand mindern, theils zum leichtsinnigen Schuldenmachen einladen, bleibe dem Landmann nichts übrig als Armut und Arbeit. Das Bild

war düster gemalt; die Zustände waren nicht gerade rosig, allein viel besser, als sie dem sparsamen Fiskusbewahrer erscheinen mochten. Wie bisweilen der Polizeibeamte in jedem geistvollen oder verwitterten Gesichte einen Verbrecher zu sehen meint, so der Finanzmann, vor dessen Adlerauge jeder Wohlhabende seinen Mammon verbarg, an dessen gefüllter Geldkiste so mancher Dürftige anklopfte; er kam auf den Glauben, daß das Land voll Bettler und Hülfsbedürftiger sei.

So waren denn auch die Abhülfsmittel, die Freienmuth vorschlug, nicht alle von richtiger Einsicht und Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit eingegeben, sondern mehrere zeugen von fast krankhafter Aengstlichkeit und angewöhnter Vielregiererei. Seine Vorschläge gehen dahin: 1) Es seien alle gemeinderäthlichen Garantieen abzuschaffen, ein Punkt, über welchen sich auch manche Gegner mit ihm einverstanden erklärten. 2) Man solle ein Gesetz erlassen, daß keiner seine Liegenschaften höher als um die Hälfte des Kaufpreises verpfänden könne. 3) Es sei auf alles liegende Eigenthum eine Grundsteuer einzuführen und dabei nicht zu unterscheiden, ob es frei oder verschuldet sei. 4) Man soll die Einnahmen und Ausgaben des Staates so ordnen, daß dadurch ein alljährlicher Vorschlag erzielt werde; mit diesem seien nach und nach alle Kapitalbriefe auswärtiger Herren auf inländischen Grundbesitz anzukaufen und für den Staat zu erwerben. 5) Die Häuser auf den Dörfern sollen nicht mehr zu Kapitalaufnahmen verpfändet werden können.

Diese Heilmittel sind zum Theil so verzweifelter, auch wol gewaltthätiger Natur, daß Bornhauser in seinem leichtverletzlichen Freiheitsgefühl sich nicht enthalten konnte, ihnen den Krieg zu erklären und eine Fehde mit dem angesehenen Finanzmann auf dessen eigenstem Gebiete anzuheben. Er schreibt: Freienmuths Schrift erregt viel Aufsehen, Schrecken und Unwillen. Ein Mann, den man bis jetzt in diesem Fache für einen sachkundigen Richter hielt, tritt auf und malt den ökonomischen Zustand unsers Landes mit

so schwarzen Farben, daß er nur in verzweiflungsvollen Maßregeln ein Heilmittel gegen das Uebel erblickt. Wer darf bei der Geschäftskenntniß dieses Mannes noch an der Richtigkeit seiner Behauptungen zweifeln? Und doch scheint mir gerade hierin ein Grund zum Mißtrauen zu liegen. Der Arzt, der eine sehr große Praxis hat, meint, die halbe Welt sei gegenwärtig krank. Ist es ein Wunder, wenn der Finanzmann, der überallher um Hülfe angegangen wird, zu ähnlichen Anschauungen in ökonomischer Beziehung kommt? Herr Freienmuth glaubt, die Schulden und somit auch die Verarmung unsers Landes haben in den letzten dreißig Jahren ungeheuer zugenommen; und vielleicht täuscht er sich in beiden Punkten. Der Thurgau war nie reich, wie die Geschichte bezeugt. Der Bürger hatte Schulden mit und ohne Unterpfand.

Wie das Urtheil so bekämpft er auch die Maßregeln, welche Freienmuth zur Verbesserung der ökonomischen Zustände vorschlägt, die Aufhebung der gemeinderäthlichen Garantie ausgenommen. Besondern Nachdruck legt er darauf, daß auch der kleine Mann die Freiheit haben soll, ein Gut zu erwerben, sich durch Mut und Thätigkeit emporzuarbeiten, daß daher sein Kredit durch kein Gesetz zu beschränken sei. Ebenso weist er nach, daß der Kleinbauer durch die persönliche Nähe seines Schuldherren in der Ausübung seiner Rechte und Freiheiten gar leicht beschränkt werde und schon darum kein Grund vorliege, das auswärtige Kapital aus dem Lande zu schaffen.

Die Widerlegung der Freienmuth'schen Broschüre erregte Aufsehen; ängstlich verwahrten sich einige Thurgauer gegen den Verdacht, den Artikel geschrieben zu haben. Da veröffentlichte Bornhauser die Erklärung, daß er der Verfasser desselben sei. Es wurde der Sache keine weitere Folge gegeben, aber Viele waren dem kühnen Schreiber dankbar, daß er dem Standpunkte der Regierung gegenüber die Sache des Volkes ruhig und mannhaft vertheidigt hatte.

Bei dieser Gelegenheit kann ich mir nicht versagen, eine

allgemeine Bemerkung zu machen, welche die Art und Weise der Zeitungsfehde von damals und heute betrifft. Die Opposition Bornhausers in der „Appenzeller Zeitung" wird vielfach in der Ueberlieferung als eine scharfe und schneidende geschildert, die allem Ansehen der Regierungsgewalt mit Hohn und Trotz entgegen trat. Allein seine verhältnißmäßig heftigsten Artikel sind so frei von persönlichen Angriffen, so zahm und rein sachlich gehalten, und dabei so harmlos munter, daß man sie noch heute in jeder Primarschule lesen und erklären könnte, und manche Zeitung hat jetzt in ihren objektiv sein wollenden Leitartikeln bei Weitem nicht mehr jenes Maß von Anstand und Würde aufzuweisen, das in jenen kühnen Kritiken beobachtet ward.

So standen die Sachen im Mittsommer des Revolutionsjahres 1830: auf der einen Seite eine Regierung, durch manchfache Bande und Interessen mit dem Großen Rathe, den Beamten und der Geldaristokratie des Landes zu einer scheinbar unüberwindlichen Macht im Staate verbunden, ja den Staat selbst vorstellend, auf der andern Seite ein talentvoller Geistlicher, als Dichter, Redner und Schriftsteller bereits wol bekannt, von den guten Wünschen einiger Freunde begleitet, aber anscheinend bei Weitem nicht stark genug, jene vereinigten Mächte auf andere Bahnen zu zwingen oder die Kraft des Volkes zu gesetzesmäßigem Widerstande zu bewegen. Da brach Ende Juli dieses Jahres in Paris die Revolution aus. Karl X. aus dem Hause Bourbon hatte die Verfassung durch seine Ordonnanzen zu schreiend verletzt, zu hochmütig die Rechte des Volkes verachtet, zu kurzsichtig sich auf sein Königsrecht verlassen. Nach drei Tagen blutigen Straßenkampfes waren seine Truppen in Paris geschlagen und flüchtig, war das Herz der Bevölkerung für immer von ihm abgewandt. Er mußte aus Frankreich entfliehen und froh sein, in England ein schützendes Asyl zu finden. Sein Verwandter, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, von bürgerlichen Sitten und einfachem Wesen, ein Spaziergänger mit dem Regenschirm unter dem Arme, wurde auf den französischen

Thron erhoben, wo er die Rechte des Volkes besser als seine Vorgänger zu achten versprach. Das war ein Ereigniß, welches ganz Europa durchzitterte, weil damit eine Einrichtung der heiligen Allianz in die Brüche ging; denn diese hatte die Bourbons in ihre Herrschaft eingesetzt und mußte sie, wie man glaubte, auch darin zu schützen bereit sein. Allein keine Macht des heiligen Bundes schickte sich zum Kriege an, sie waren beschäftigt, in ihren eigenen Staaten die freisinnigen Elemente niederzuhalten. Das gab den Reformfreunden in der Schweiz Mut und Entschlossenheit. Also ist es doch nicht so, sagten sie, daß man für jede innere Veränderung den Monarchen Europas Rechenschaft ablegen muß; also werden sie es wol auch geschehen lassen, wenn wir auf unserem Boden die aristokratischen Verfassungsgebäude abbrechen und neue herstellen, darin Recht und Freiheit für Alle Platz finden sollen.

Dieser Gedanke lebte nicht blos in einem Geiste, sondern in vielen zugleich auf. In jenen Tagen war eine Gesellschaft deutscher Flüchtlinge und freisinniger Schweizer auf dem Rigi versammelt, welche unter der vornehmen Welt Englands und Frankreichs unverhohlen ihre Freude über den Sieg des Volkes in Frankreich ausdrückten und damit die hohen Herrschaften so sehr ärgerten, daß viele derselben bei'm schönsten Wetter dem herrlichen Berge den Rücken kehrten. Die Männer, welche vom Geist der Freiheit angeweht, sich dort besprachen, was nun im Schweizerlande zu hoffen und zu thun sei, waren die Brüder Ludwig und Wilhelm Snell aus Nassau, Fr. Chr. Kortüm, die Professoren Hagnauer und Riz von Aarau und der Staatsanwalt Ulrich von Zürich. Die meisten von ihnen haben nachher an der Umgestaltung der verschiedenen kantonalen Verfassungen mitgeholfen und ein gut Theil der leitenden Ideen und des wissenschaftlichen Materiales dazu geliefert.

Auch auf Bornhausers Seele hatte das Ereigniß der Juli-Revolution einen gewaltigen Eindruck gemacht. Man sah ihn jetzt mit glühender Begeisterung in seiner Gemeinde von einem Hause zum andern eilen und überall, wo er für sein Ideal Verständniß

erwarten konnte, hörte man ihn erzählen, belehren, ermuntern und anregen, das Ziel, die politische Umgestaltung des engern Vaterlandes, fest und mutig in's Auge zu fassen. Doch hat er niemals die Kanzel, den heiligen Boden des christlichen Predigers und Religionslehrers, mißbraucht, um daraus politisches Kapital zu machen. Hier schien er oft mit Absicht alles Andere zu vergessen, um die Tugenden dessen zu verkünden, der den Weg der Demut und des Gehorsams gewandelt ist und gesprochen hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und litte Schaden an seiner Seele?“

Gewiß glaubte er doch auch im Sinne seines Meisters zu handeln, wenn er alle seine Kraft aufwandte, um dem unwissenden und eben darum auch unfreien Volke das Licht der Bildung, Freiheit und gleiches Recht zu verschaffen. Dafür konnte er sich berufen auf das Wort eines Paulus: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen.“

So ließ er denn im Oktober desselben Jahres die viebesprochene politische Schrift ausgehen: Ueber die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung, welche in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte und nicht blos im Thurgau, sondern auch in den Nachbarkantonen lebhaftes Aufsehen und freudige Zustimmung, aber auch heftigen Widerspruch erregte. Hören wir daraus einige Grundgedanken!

„Jede Verfassung ist gut, wenn sie gut verwaltet wird, so sprach einst ein englischer Dichter, und viele Leute haben es ihm seitdem nachgesagt, weil sie es selber glauben, oder weil sie es gerne sähen, wenn es Andere glaubten. Aber wenn irgend ein Ausspruch nur eine glänzende Halbwahrheit, ein verderbliches Einschläferungsmittel für ein freies Volk enthält, so ist es der Fall bei dem oben angeführten Satze. Die Verfassung ist nächst Klima und Religion die stärkste Bildnerin der Menschen. Das erkannten die Weisen des Alterthums, die daher auch kein Opfer und keine Forderung zu groß fanden, wo es sich um die Einführung einer

zweckmäßigen Staatsverfassung handelte. Das fühlen immer mehr die Völker Europas und Amerikas, die schon seit mehr als fünfzig Jahren einen geistigen, leider durch blutige Zwischenakte oft getrübten Kampf kämpfen zur Erringung veredelter Staatsformen. Glücklich das Land, dem die Vorsehung schon frühe einen Moses, Solon oder Lykurg verlieh. In weiser Hand wird die Verfassung ein wohlthätiges Erziehungsmittel, das auch dem Enkel des entarteten Sklaven Freisinn und Gemeingeist einzuflößen vermag. Wehe hingegen dem Volke, wo blinder Zufall und Gewalt, kurzsichtige Laune und Selbstsucht die ersten Grundgesetze des Staates entworfen."

Nach einem mehr philosophischen Eingange unterwirft Bornhauser die thurgauische Kantonsverfassung einer eingehenden und schonungslosen Kritik, wobei er von allen Persönlichkeiten gänzlich Umgang nimmt. Kein Wort des Tadels oder des Mißtrauens gegen die Inhaber der vollziehenden Gewalt kommt da aus seiner Feder, aber er zeigt, daß eine solche Landesverwaltung des Volkes unwürdig sei, weil sie ihm keine Theilnahme daran und keine Einsicht gestatte. „Das ewige Gängelband taugt nichts, man überlasse dem Volke die Wahl und somit auch sein eigenes Schicksal. Wählt es gut, so kommt es ihm zu gut; wählt es schlecht, so muß es auch den Fehler selber büßen. Und am Ende tragen wir einen Fehler, den wir selber begangen, immer noch viel leichter als die Thorheit, die ein Anderer in unserm Namen und auf unsere Kosten hin anrichtete. Ja wir werden vielleicht gerade durch Schaden klug."

Die Anregungen und Vorschläge, welche hierauf folgen, sind: Der Große Rath ist durch das Volk zu wählen. Seine Verhandlungen sollen bei offenen Thüren geführt werden. Die Staatsrechnung ist alljährlich der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Kantonsräthe sollen für die Sitzungen eine Entschädigung beziehen, damit nicht blos die Reichsten im Lande Volksvertreter sein können. Damit die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes bekannt werden, führe man Preßfreiheit ein: was einer ungestraft reden darf, das soll er auch ungestraft drucken dürfen. Das Petitionsrecht

der Bürger ist sicher zu stellen. Die Freiheit von Handel und Gewerbe soll ausgesprochen und die Ehehaften (erkaufte Privilegien) abgethan werden.

Dieses bescheidene Programm schloß er mit einem Bekenntniß und einer direkten Aufforderung in folgenden mächtig wiederhallenden Worten: „Unter dem Jubel des entfesselten Volkes ward ich geboren. Freiheit, Gleichheit waren die ersten Zauberworte, die mein Ohr begrüßten. Sie wurden zum Wahlspruche meines Lebens, zum Grundton meines Wesens. All' mein Denken, all' mein Empfinden ist nur ein vielfacher Wiederhall dieser Worte. Freiheit ist das Lebensblut meines Herzens, der Himmel meiner Seele. Darum war auch die gegenwärtige Verfassung seit sechszehn Jahren für mich ein Gegenstand des Schmerzes; darum verfolge ich jedes Ereigniß im In- und Auslande mit aufmerksamem Blicke, ob ich kein Zeichen sehe, das den nahen Tag der Freiheit uns verkünde. Der Hahn hat gekrähet, die Morgenröte bricht an; Thurgauer, wachet auf, gedenket eurer Enkel und verbessert eure Verfassung!" —

Damit war das Zeichen zum friedlichen, gesetzmäßigen Kampfe gegeben und verstanden. Vergebens hatte Bornhauser mit einem der Häupter der Regierung, Landammann Morell, einen Briefwechsel angeknüpft, um diese Behörde selbst zum Vorgehen auf der bezeichneten Bahn zu bewegen. Er hatte den greisen Staatsmann, der ein Jahr früher seinen einzigen Sohn verloren, bittend daran erinnert, „daß er jetzt keine Kinder mehr habe als die 80,000 Einwohner unsers Kantons und daß der Abend seines verdienstvollen Lebens nur noch dieser großen Haushaltung angehören möge." Morell hatte ihm freundlich geantwortet, allein zu einem thätigen Vorgehen und Eingehen auf Bornhausers Ideale war er zu alt, zu sehr auch in den Anschauungen einer ablaufenden Zeit erzogen und mit ihnen verwachsen.

Und wer waren die andern hervorragenden Glieder dieser Regierung, die den kleinen Freistaat nach selbsteigener Einsicht und

eigenen Grundsätzen zu lenken gewohnt war? Das war Josef Anderwert von Emmishofen (geboren 1767), vieljähriger Landammann und Standeshaupt, eine hohe, schlanke, edel gebaute Gestalt, von feiner Bildung und wohlwollendem Herzen, aber eine wenn auch im bessern Sinne durchaus aristokratische Natur. Neben ihm stand Joh. Konrad Freienmuth von Wigoldingen (geboren 1775), wissenschaftlich gebildeter Arzt, aus Neigung und Befähigung zum Staatsdienste übergetreten, redlicher und sparsamer Finanzmann, die ökonomischen Angelegenheiten des Landes, besonders auch den Straßenbau mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit verwaltend. Neben ihnen ragte nur noch Heinrich Hirzel aus Zürich (geboren 1783) hervor, der seine Laufbahn als Staatsschreiber unter Morell begann und von 1822 an dem Militärwesen mit Einsicht und Strenge gegen sich und Andere vorstand. Zum Oberst befördert und zum Herrscher mehr als zum demokratischen Vollziehungsbeamten angethan, machte er kein Hehl daraus, daß das Streben nach einer demokratischen Verfassung ihm in hohem Grade widerwärtig sei. Das nominelle Haupt dieser Gruppe, Joh. Morell von Egelshofen, war schon 1751 geboren und hatte also bei'm Beginn der Verfassungskämpfe bereits die sechsziger Jahre überschritten. Von diesen durchwegs achtbaren Männern, die aber für den neuen Geist und das Gefühl des Volkes kein Verständniß mehr hatten, war Morell durch seine Würde und vieljährige Stellung der angesehenste, Anderwert der gewandteste und klügste, Freienmuth der thätigste und praktisch wirksamste, Hirzel der strammste und unbeugsamste, der große Lust bezeugte, gegen den anhebenden Revisionssturm die imponirende Macht seines thurgauischen Militärkontingentes in's Feld zu führen. Die übrigen Mitglieder des neungliedrigen Kleinen Rathes, weil sie ganz von dem überwiegenden Ansehen der genannten gedeckt waren, kommen hier nicht in Anbetracht.

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung des politischen Kampfes. Die großen Volksversammlungen. Drohende Unordnung. Sieg der Volkssache. Wahl eines verfassunggebenden Rathes.

(1830.)

Auch Bornhauser hatte sich seit seinem politischen Hervortreten mit gleichgesinnten Freunden und Parteigenossen umgeben. Absichtlich setze ich diese beiden Ausdrücke neben einander, denn nicht alle, die zu seiner Partei gehörten, sind als seine Freunde anzusehen, und manche, die bisher seine Freunde waren, wollten jetzt nicht seine Parteigenossen sein. Eine kraftvolle und tüchtige Natur war der Arzt Dr. Wilhelm Merk von Pfyn (geboren 1791). Der Sohn einer wohlhabenden bäuerlichen Familie hatte er sich einige Jahre dem Dienste eines Dorfschullehrers in seiner Heimatgemeinde gewidmet und war erst im reiferen Jünglingsalter zu wissenschaftlichen Studien gekommen. Mit ruhiger Besonnenheit, aber warmen Herzens, schloß er sich ganz an Bornhauser und seine Bestrebungen an. Ebenso der Stadtammann Wegelin von Dießenhofen und die benachbarten Industriellen Quartiermeister Bachmann von Wengi und Jakob Bachmann, Sohn des Amsrichters von Stettfurt. Auch die Aerzte Dr. Walder in Münchweilen und Dr. Häberlin in Illighausen traten dem vertrauten Kreise bei, und etwas später gesellte sich der energische Dr. Keller (geboren 1802) von Weinfelden hinzu. Endlich sind noch einige Geistliche zu nennen, welche von Bornhausers Persönlichkeit angeregt und seiner Kühnheit fortgerissen, mit treuer Verehrung zu ihm gestanden sind, so Hauser in Aawangen, Meßmer in Kirchberg und später W. F. Bion in Affeltrangen. Aber auch manche andere in geistlichen und

weltlichen Aemtern stehende Männer waren ihm und seinem Unternehmen im Herzen zugethan, gaben es ihm auch zahlreich durch Briefe zu erkennen, wollten aber nicht mit ihm in's erste und gefährlichste Feuer gehen. Merkwürdige Schreiben dieser Art liegen vor mir, Huldigungen angesehener Landmagistraten und ehrwürdiger Geistlicher, deren Inhalt allzumal an das Wort des Ritters Frundsberg anklingt: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen harten Gang. Bist du aufrechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen nur zu und sei getrost!"

Ende Oktober war die Zeit, da ein Theil des Großen Rathes durch die Wahlen erneuert werden sollte. Die entschiedensten Freunde der Neuerung machten das Volk aufmerksam, daß es gut thun werde, die Vornahme der Wahlen zu verweigern, bis man ihm Garantieen gegeben habe, daß eine Revision der Verfassung im Sinne seiner Wünsche unverzüglich in's Werk gesetzt werden solle. Die Regierung suchte das Volk im Gehorsam zu erhalten und erließ eine Proklamation (13. Oktober), von Hirzel verfaßt, die jedoch übel aufgenommen wurde, weil sie die Sprache des Machthabers zu seinen Unterthanen und nicht diejenige des republikanischen Beamten zum souverainen Volke redete. Die Proklamation blieb nirgends lange angeschlagen, an vielen Orten wurde sie zerrissen oder verbrannt oder anderswie geschändet. Die auf den 28. Oktober ausgeschriebenen Großrathswahlen verweigerten mehrere Kreise; aus fast allen Bezirken erhielt die Regierung von ihren Beamten Nachricht, daß es gerathen sei, diese Wahlen zu verschieben, da sie theils gar nicht, theils unregelmäßig vorgenommen würden. Jetzt erst erkannte die Regierung, daß sie es nicht mit der künstlich erregten Unzufriedenheit Einzelner, sondern mit dem weit überwiegenden Volkswillen zu thun habe, der mit dumpfem Grollen erwacht war und sich anschickte, die lange vergessenen Rechte in Anspruch zu nehmen.

Man hat es Bornhauser und seinen Freunden übel genommen, daß sie zu jenem Vorgehen des Volkes gerathen; allein man muß das Ansehen des Kleinen Rathes und die durchaus konservative,

aller Neuerung abgeneigte Richtung der einflußreichen Beamtenkreise kennen, mit welchen sie es zu thun hatten, dann wird man zugeben: sie mußten ihnen den ganzen Ernst des Volkswillens zeigen, wenn wirklich etwas bei ihren Bestrebungen herauskommen sollte, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, daß die neubestellte gesetzgebende Behörde mit einigen halben Maßregeln über die Wünsche der Neuerer zur Tagesordnung schreite. Dann erst wurde die Situation gefährlich, weil für das Volk hoffnungslos, dann konnte die angeregte und mißlungene Revision in Revolution übergehen.

Da auf den 28. Oktober die Erneuerungswahlen in den Großen Rath angeordnet waren, so war es nun hohe Zeit, die verabredete Volksversammlung in Weinfelden abzuhalten. Noch hatte Dr. Merk Bedenken dagegen; er war bis jetzt, wie Nikodemus zu Christus, nur zur Nachtzeit zu Bornhauser gekommen und schien zu einem offenen Vorgehen nicht entschlossen zu sein. Dies veranlaßte Bornhauser, vorerst eine kleinere Versammlung freisinniger Männer in aller Stille nach Weinfelden zu berufen, um mit ihnen eine vertrauliche Vorberathung zu halten und den weiter einzuschlagenden Weg zu verabreden. Diese Vorversammlung fand am 18. Oktober statt und bestand aus etwa dreißig Männern aus allen Theilen des Kantons, welche der Volkssache zugethan und in ihren Gemeinden von etwelchem Einflusse waren. Bornhauser eröffnete die Verhandlungen und hielt Umfrage, um die Ansichten der Mitglieder zu vernehmen. Stadtammann Wegelin von Dießenhofen schilderte die Mängel der gegenwärtigen Verfassung und der damit zusammenhängenden Zustände und schlug eine Petition an den Großen Rath vor. Dr. Keller von Weinfelden bezeichnete die Zielpunkte, nach welchen reformirt werden müsse: freie Volkswahlen, Trennung der Gewalten, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit. Quartiermeister Bachmann von Wengi trug auf eine große Volksversammlung an, welche einen Verfassungsrath begehren und ihre Wünsche zu Handen desselben aussprechen sollte. Scherrer von Märstetten glaubte, weil das Volk sich mündig fühle, habe es auch das Recht,

die angeordneten Wahlen zu verweigern, was von Andern bekämpft wurde. Bornhauser, um Uneinigkeit zu vermeiden, schlug vor, die Wahlen weder anzurathen noch zu hintertreiben, sondern die Sache dem natürlichen Takte des Volkes zu überlassen. Seinen Anträgen wurde mit Mehrheit zugestimmt und beschlossen, daß die in Aussicht genommene größere Volksversammlung, wozu jedes Mitglied eine Anzahl gleichgesinnter Freunde mit sich bringen solle, am 22. Oktober in Weinfelden abzuhalten sei. Am Ende dieser Verhandlungen erhob sich Stadtammann Wegelin und sprach feierlich und bewegt: „Thurgauische Brüder, geben wir uns die Hand, daß wir für Volk und Freiheit treu und besonnen wirken wollen." Die Männer reichten sich die Hände, manche mit Thränen in den Augen, und gingen dann auseinander, um ihren Freunden zu Hause zu erzählen, was geschehen und was weiter noch gethan werden solle.

Der 22. Oktober erschien und mit ihm strömten aus allen Theilen des Kantons freisinnige Bürger nach Weinfelden, bei 2500 an der Zahl, nur durch die mündliche Mittheilung jener Vertrauensmänner gerufen. Die geräumige Kirche that sich auf, um die ernste Versammlung aufzunehmen. Am Taufsteine standen als verantwortliche Leiter Dr. Merk, Stadtammann Wegelin und Bornhauser. Der erstgenannte eröffnete die Versammlung mit einer trefflich gehaltenen Rede, welche belehrte und erwärmte, ohne die Leidenschaften aufzuregen. Er sprach von dem erwachten Freiheitsstreben, welches die europäischen Nationen und die Bevölkerungen des Schweizerlandes durchziehe und auch im Thurgau ein Recht habe, sich geltend zu machen. Wegelin leitete dann die Verhandlungen, die in bester Ordnung von Statten gingen. Der Rathschlag von Oberamtmann Kesselring, für jetzt nichts zu beschließen, sondern nach Hause zu gehen und die weitern Schritte der Regierung abzuwarten, wurde abgelehnt. Widmer von Herrenhof stellte den Gegenantrag, heute in einer Petition die Wünsche des Volkes zusammenzufassen und den obern Behörden zu übermitteln. Die Petition, von Bornhauser verfaßt, wurde nun von ihm selbst mit gehobener Stimme langsam

vorgelesen. Sie bezeichnete in ehrerbietiger Sprache die wichtigsten Klagepunkte in der bestehenden Verfassung und begehrte, daß eine gesetzmäßige Verbesserung derselben, und zwar durch einen vom Volke unmittelbar zu wählenden Verfassungsrath, beförderlichst vorgenommen werde, daß man bei Abfassung eines neuen Grundgesetzes die Wünsche des Volkes einhole und berücksichtige, und endlich die Kreise über Annahme oder Verwerfung des vollendeten Werkes abstimmen sollen.

Nach Verlesung der Petition wurden die Anwesenden angefragt, ob sie derselben ihre Zustimmung und Unterschrift ertheilen wollen. Einmütig und in feierlicher Stille hoben sich die Hände aller Anwesenden empor. Dann schloß Bornhauser mit einigen kräftig ermunternden Worten: „Brüder, diese Stunde wird merkwürdig bleiben in den Jahrbüchern unsers Thurgaus. Das Recht, das Gott in jedes Menschen Brust legte, das Recht, das keinem Volke vorenthalten werden darf, das heilige Recht verlangen wir zurück. Da ist das Papier, in welchem wir es verlangen. Kommet, setzet eure Namen darunter, damit eure Kinder und Kindeskinder in späten Jahren noch sagen können: auch unser Vater war dabei."

Das Geschäft des Unterzeichnens begann und dauerte bis zur Dämmerung fort. Dennoch konnten nur 516 Unterschriften gezeichnet werden, weßhalb die Gegner an der Zahl der Anwesenden und Zustimmenden viel zu mäkeln wußten. Es dauerte aber länger, bis ein Bauer in jener Zeit seinen Namen auf einen Bogen Papier geschrieben hatte, als die klugen und gebildeten Leute der Gegenpartei sich vorstellten, und so blieb es dabei, daß nur ein Viertheil der Anwesenden zur Unterzeichnung kam. Möglich, daß auch die Furcht des gemeinen Mannes vor einer Bestürmung der Regierung und des Großen Rathes Manchen abhielt, seinen Namen auf das bedeutsame Papier zu setzen. Eine Deputation aus vier Männern überbrachte folgenden Tages die Petition dem regierenden Landammann Morell, der sie mit Thränen in Empfang nahm. Der Kleine Rath war einen Augenblick wie vernichtet. Anderwert

dachte daran, die Mächte der heiligen Allianz anzurufen, welche die schweizerischen Zustände von 1815 gewährleistet hatten; Morell fragte um Rath und Unterstützung in Zürich an; Hirzel führte vertrauliche Unterhandlungen mit den ersten Würdenträgern des thurgauischen Offizierskorps und hatte Lust, Verfassung und Regierung unter den Schutz der Waffen zu stellen. Bald fühlten sie indeß, daß sie, wenn nicht ganz andere Dinge geschehen, sich selbst überlassen bleiben und entschloßen sich zum Nachgeben. Durch Beschluß des Kleinen Rathes vom 25. Oktober wurden die Wahlen abgestellt und der Große Rath auf den 8. November einberufen, um die Petition der Volksversammlung von Weinfelden anzuhören und das Weitere zu beschließen.

Die Tage des 8. und 9. November gehören zu den stürmischen in der Geschichte dieser Bewegung. Am Morgen des ersten Tages fand sich zugleich mit den Kantonsräthen zahlreiches Landvolk in der Hauptstadt Frauenfeld ein, um zu erfahren, welches Schicksal das Begehren der Weinfelder Versammlung haben werde. Anderwert eröffnete den Großen Rath mit einer würdigen und gemessenen Rede und verlangte, wie gewohnt, Verhandlung bei geschlossenen Thüren. Als dies nicht ohne Widerspruch durchgesetzt war, kam der Dekretsvorschlag des Kleinen Rathes zur Verlesung: Es seien die Großrathswahlen in der Weise vorzunehmen, daß alle Kreise zusammen 64 Mitglieder ernennen sollen; ein aus den gleichen Kreisversammlungen hervorgegangenes Wahlcollegium von 96 Männern hätte die übrigen 36 Wahlen zu vollziehen. Ganz überflüssiger Weise war die Amtsdauer wieder auf 6 Jahre festgesetzt und zugleich bestimmt, was bisher keineswegs der Fall war, daß nur stimmfähige Bürger weltlichen Standes in die gesetzgebende Behörde ernannt werden können. Als der Beschluß des Großen Rathes dem Volke in den Straßen Frauenfelds und den ebenfalls dort anwesenden Führern der Bewegung bekannt wurde, entstand Unmut und zornige Aufregung. Sie brachten den im Hotel zur „Krone“ tafelnden Kantonsräthen ein Pereat nach dem andern aus, schimpften

auf Frauenfeld und die Regierung und drohten sogar, das Aristokratennest, wie sie es nannten, in Flammen zu setzen.

Doch geschah keine Gewaltthat. Bornhauser war anwesend; er wußte, daß seine und seines Volkes Ehre auf dem Spiele stand und daß sie einen unauslöschlichen Makel empfange, wenn es zum Schlagen oder zu andern Ausschreitungen kam. Seine ungemeine Popularität, sein gewinnendes Wort, sein gebietender Blick beherrschten das Volk und hielten es auch während der größten Aufregung in den Schranken der Gesetzlichkeit. Am Abend begab er sich mit einigen Freunden zu den Standeshäuptern und stellte ihnen vor: der Volkswille müsse Beachtung finden, wenn die Ordnung im Kanton aufrecht erhalten werden solle; die Begehren der Volksversammlung von Weinfelden seien umgangen, aber keineswegs erfüllt worden. Das wirkte; am andern Tage (9. November) trug der Landammann die Frage dem Großen Rathe noch einmal vor. Nach langer heißer Debatte wurde nun beschlossen: die nächste Aufgabe des Rathes soll die Revision der Verfassung sein; die Wünsche des Volkes seien darüber anzuhören, das vollendete Werk den Kreisversammlungen zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen. Von der Amtsdauer wurde nichts mehr bestimmt, sondern diese festzusetzen dem verfassunggebenden Rathe überlassen. Dagegen blieb die Bestimmung „weltlichen Standes" in dem provisorischen Wahlgesetze stehen, was Viele so verstanden, daß man weiterer Rathschläge von Seite Bornhausers enthoben zu sein wünsche. Damit war der Sturm der Unzufriedenheit zum großen Theile gestillt, doch das Mißtrauen nicht völlig überwunden. Das Volk lärmte noch gewaltig in den Wirtshäusern und auf den Straßen herum und wurde abermals durch Bornhausers persönliches Auftreten in Zucht und Schranken gehalten.

Daß er die Geister, die er gerufen, nicht zu bändigen vermochte, wie Häberlin-Schaltegger meint, ist umgekehrt wahr; denn nie hat vielleicht ein Schweizer so die politischen Leidenschaften zu wecken und zu beherrschen verstanden, wie er. Mit Recht sagt

Baumgartner[1] am Schlusse seiner Darstellung dieser Vorgänge: „Die ganze Bewegung im Thurgau hatte durch eine gewisse Munterkeit und poetische Wärme sich ausgezeichnet und damit die Persönlichkeit des ersten Führers gleichsam im Spiegel wiedergegeben. Daher der völlig unschädliche Verlauf derselben.“ In den Kantonen Aargau, Bern, Baselland und Schwyz hat die Umgestaltung in der That einen viel ernstern Charakter angenommen. Die Gemeindekammer der Stadt Frauenfeld erließ denn auch auch am 10. November ein besonderes Dankschreiben an Bornhauser, worin sie u. a. sagt: „Wir haben mit lebhaftem Vergnügen Ihre Gegenwart in den jüngsten bewegten Tagen in hier wahrgenommen. Manche Drohung ist über den hiesigen Ort ausgegangen; manche Rede, von Männern geführt, deren Bildung Besseres hätte erwarten lassen, mußte unsere Bürgerschaft mit banger Sorge für ihr Eigenthum erfüllen. Ihrer und Ihrer Freunde unbegrenzter Mühe und Ihrer wohlwollenden Aufsicht gegen Alles, was die Ruhe und Ordnung stören konnte, verdanken wir vorzugsweise, daß unser Ort vor schwerem Unglück verschont blieb.“

Auch Bornhauser war mit dem zweiten Großrathsbeschlusse nicht recht zufrieden und erklärte dies in einem offenen Briefe an den Staatsschreiber Mörikofer in der „Thurgauer Zeitung“ mit Angabe der Gründe. An seinem Ausschluß aus dem Großen Rathe war ihm nicht viel gelegen, da er sich an der Spitze des Volkes größerer Ehre und Macht bewußt war. Aber ein Theil des dumpfen Mißtrauens, das in dem lange bevormundeten und politisch einsichtslosen Volke lebte, hatte auch in seinem Herzen eine Stelle gefunden. Die Furcht, getäuscht zu werden und dem Volke schließlich das gegebene Wort nicht halten zu können, gab er erst dann auf, als alles Mögliche gethan war, um einen guten Enderfolg sicher zu stellen. Er schrieb darum an den Staatsschreiber: „Nun sollen

[1] Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850.

wir auf einmal einen souverainen Großen Rath haben, der seine Amtsdauer selbst bestimmen kann. Wenn es nun diesem Rathe einfallen sollte, sich lebenslängliche Amtsdauer beizulegen?[1] — Von allen Seiten erhalte ich Deputirte, welche mir die Unzufriedenheit des Volkes schildern. Eine Versammlung von Kreisdeputirten scheint das einzige Mittel zu sein, stürmische Auftritte zu verhüten. Diese Versammlung wird wirklich im Laufe dieser Woche stattfinden."

Als der Kleine Rath diese Kunde hörte, schickte er einen Expressen mit einem Schreiben an Bornhauser ab und verlangte unverzügliche Auskunft, warum man nun abermals, da alle die wesentlichen Forderungen der Weinfelder Petition erfüllt seien, eine Volksversammlung veranstalten wolle? Dieser kam selbst, erhielt zuerst von den Standeshäuptern die feierliche Versicherung, daß Alles ernst gemeint sei und daß der Große Rath ohne Verzug die Verfassungsänderung an Hand nehmen werde, erklärte dann aber, daß eine Versammlung von Kreisdeputirten dennoch stattfinden müsse, damit man sich über ein gemeinschaftliches Vorgehen einige, entweder

---

[1] Treffend begründet Bornhauser den Widerstand des Volkes in der „Appenzeller Zeitung":

„Wir wählen nicht mehr, ruhig wollen wir sein, aber wir wählen nicht mehr. Der Obrigkeit wollen wir in Allem gehoren, aber einen Wahleid, der ein Gaukelspiel ist, schwören wir nicht mehr." So lautet es wie aus einem Munde von Steckborn bis nach Fischingen, von Arbon bis nach Dießenhofen. Gewisse Leute haben zwar Alles gethan, um das Volk zu dieser Wahl zu bereden; sie haben ihm von Empörung, Schande vor der Eidgenossenschaft u. dergl. vorgeschwatzt. Umsonst! Der Thurgauer sprach sein festes: „Wir thun es nicht." Und nun fragen wir alle unbefangenen Schweizer: Hat sich jetzt wirklich unser Volk geschändet? Hat sich dasselbe wirklich empört? Gegen wen? Wer ist der Souverain des Landes? Das Volk selbst. Hat sich das Volk gegen sich selbst empört? Oder etwa gegen ein paar Männer, denen es anfängt, für ihre Stellen bang zu werden? Nun, nun, das ist etwas Anderes. — Man sagte: „Wählet doch, die Weigerung ist unnöthig, man will ja eure Verfassung abändern.„ Aber der Thurgauer sprach: „Es ist mir nicht blos um's Abändern, es ist mir um's Verbessern zu thun."

die Wahlen vertrauensvoll vorzunehmen oder sie abermals zu verweigern. Am 18. November kamen dann die Vertrauensmänner der Kreise in Weinfelden zusammen und in deren Gefolge ca. 3000 Bürger. Die Mehrzahl der Redner sprach sich dahin aus, nach dem Gesetze vom 9. November die Wahl vorzunehmen, doch den Gewählten gleichzeitig bestimmte Aufträge (Instruktionen) mitzugeben. Diese faßte dann Bornhauser sogleich in sieben Punkte zusammen; es sind die sogen. sieben guten Räthe. Sie lauten:

Gute Räthe an das Thurgauer Volk

für die bevorstehende Wahl des neuen Großen Rathes.

Da diese Wahl äußerst wichtig ist, so rathen wir den Kreisen, daß sie den Kantonsräthen, welche sie zu wählen im Begriffe sind, folgende Aufträge geben, an die sie sich strenge zu halten haben:

1) Dieselben sollen das Werk der Verbesserung unserer Verfassung so sehr beschleunigen als möglich.
2) Sie sollen über die Berathungen, die dabei gepflogen werden, unbedingte Oeffentlichkeit eintreten lassen, wobei also dasjenige wegfallen muß, was in dem vorgeschriebenen Pflichteid mit diesem Auftrage streitet.
3) Sie sollen dafür wirken, daß in der neuen Verfassung jede Art von Wahlcollegium abgeschafft und für den Großen Rath lauter direkte Wahlen des Volkes eingeführt werden.
4) Sie sollen den Grundsatz unbedingter Oeffentlichkeit über alle Verhandlungen des Großen Rathes sowie über alle Zweige der Staatsverwaltung in die neue Verfassungsurkunde aufnehmen.
5) Die Wahlmänner sollen verlangen, daß sie den Präsidenten des für dieses mal vorgeschriebenen Wahlcollegiums aus ihrer eigenen Mitte selbst wählen möchten.
6) Sie sollen darauf halten, daß die Wünsche des Volkes bei Entwerfung der Verfassung eingeholt und die Verfassung selbst nachher dem Drucke übergeben und dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werde.

7) Die Mitglieder dieses neuen Großen Rathes sollen sich nur als provisorisch betrachten und dieser sich auflösen, sobald die Verfassung von den Kreisen genehmigt ist, damit alsdann die Wahlen vorgenommen werden, wie die neue Verfassung es vorschreibt.

Diese Aufträge wurden zuerst von den Vorstehern im Rathhause, dann von den unter freiem Himmel versammelten 3000 Bürgern mit rauschendem Beifall gebilligt, und in vielen Abschriften verbreiteten sie sich am gleichen Tage noch in alle Theile des Kantons. Damit hatte die Demokratie ihren Höhepunkt erreicht. Was sich heute von selbst verstände, konnte dazumal als eine große Errungenschaft betrachtet werden. Am 25. November wurden in allen Kreisen die direkten Wahlen vorgenommen. Mehrere Kreise, wie Bußnang, Schönholzersweilen, Berlingen, Romanshorn, Egnach, beschlossen mit Einmut, daß Bornhauser, obwol durch seinen Stand vom Großen Rathe ausgeschlossen, wegen seiner Verdienste und des allgemeinen Vertrauens in seine Person, als Ehrenmitglied zu den Verhandlungen über die neue Verfassung beizuziehen sei, von welchem Beschlusse sie in begeisterten Ausdrücken dem Gewählten Mittheilung machten. Aus Romanshorn schreibt ihm der betreffende Beamte, „daß Sie mit vollem Vertrauen und Liebe als Ehrenmitglied in den Großen Rath erwählt worden sind.“ Besonders bemerkenswerth ist das Schreiben des Kreisamtmanns Reiffer von Bisegg, welcher mit andern Honoratioren seines Kreises lange gegen Bornhauser gestimmt war:

„Die Kreisversammlung Bußnang ertheilt ihren Repräsentanten den gemessenen Auftrag, so viel vom hiesigen Kreise möglich, dafür besorgt zu sein, daß Sie dem neu gebildeten Großen Rathe für den hohen Zweck einer gründlichen Verbesserung unserer Kantonsverfassung als Ehrenmitglied beiwohnen, — und wenn von dem Großen Rathe die Arbeit der Entwerfung einer Kommission übertragen werden sollte, daß Sie in dieselbe gewählt werden möchten. Mittlerweile sorgen Sie auch dafür, daß durch Folgsamkeit des

Volkes Friede, Ruhe und Ordnung durch die bisherigen Behörden erhalten werden, bis die neuen an die Stellen treten und die Gewalt zum Schutze des Frommen und zur Strafe des Bösen ausgeübt werden könne." —

Es war keine geringe Zumutung, den Pfarrer von Matzingen für Ordnung und Sicherheit im Lande verantwortlich zu machen, allein indem das Volk ihm eine Ausnahmestellung ertrotzte, wurde ihm auch ein ausnahmsweises Pflichtenheft zugestellt.

Einige Tage später (15. Dezember) fanden dann unter Anderwerts Leitung die indirekten Wahlen der 32 ausstehenden Kantonsräthe durch das Wahlcollegim statt. Hiebei wurden nun auch die alten Häupter des Staates fast alle in die verfassunggebende Behörde gewählt, so Morell, Anderwert und Mörikofer. Aber aus den direkten Wahlen waren weit überwiegend Freunde der neuen Ordnung und Anhänger Bornhausers hervorgegangen. Unter diesen ragten Dr. Merk, Dr. Keller, Bachmann von Wengi und Advokat Eder als kühne und konsequente Träger des neuen Gedankens hervor. Leonz Eder, aus Unterwalden stammend, ein vielerfahrner und vielgewandter Odysseus, hat neben Bornhauser maßgebend auf die Gestalt der neu zu schaffenden Verfassung eingewirkt. Noch an der Scheide des Jahres 1830 wurde der neue Große Rath einberufen, um die Gesandtschaft zur eidgenössischen Tagsatzung zu bestellen und derselben die üblichen Instruktionen mitzugeben. Zugleich wurde beschlossen, daß der Rath auf den Anfang des neuen Jahres (3. Januar) zur Verfassungsarbeit sich versammeln und Bornhauser als Ehrenmitglied der betreffenden Kommission anerkannt werden solle.

So ging das vielbewegte Jahr 1830 mit seinen Volksversammlungen und Aufregungen dem Ende zu. Es hatte für Bornhauser die Summe von Ereignissen und Erfahrungen eines halben Jahrhunderts gebracht. Sein Erfolg hatte die höchstgespannten Erwartungen überflügelt; sein Ruhm war weit herum über die Grenzen des engeren Vaterlandes gedrungen. Binnen Jahresfrist

war er der volksbeliebteste Mann im Thurgau geworden, dessen Bild auf Tabaksdosen und an den braunen Wänden der bäuerlichen Wohnstuben prangte. Die „Appenzeller Zeitung" feierte seinen Sieg mit einem köstlichen Kapitel nach dem Buche der Richter:

„Und es begab sich in den Tagen, da die Edomiter einen andern König (Louis Philipp) eingesetzt hatten, daß sich ein fast großer Streit erhub in dem Lande der Verheißung zwischen denen, die auf den Stühlen saßen und denen, die ihnen unterthan sein sollten nach der Einfalt und Weise der Väter. Und man nannte die ersten stabil, das heißt verdollmetscht: werde nicht besser; die andern hießen mobil, das bedeutet verdollmetscht: jage dem Guten nach. Etliche aber unter den Stabilen riefen und sprachen: Ei, Lieber, hat uns nicht der Herr berufen, daß wir herrschen sollten auf den Stühlen, die er selbst gesetzet hat, und unsere Beutel füllen mit den Silberlingen der Kinder Isaschars, Assers und Sebulons? Warum murret denn das Volk und stellet sich so ungeberdig? — Ein Prophet aber aus dem Stamme Thur, wo die Kelter voll Most sind und wo sie Kornes genug haben, bewegte das Volk mit seiner Rede und sprach: Was wollen wir thun, ihr Männer von Gad, Asser und Nephtalim? Lasset uns wegwerfen die alten Satzungen, die uns weder der Herr gegeben, noch sein Volk gewählet hat. Schaffet her aus eurer Mitte kluge und verständige Männer, die setzet über euch zu Häuptern, daß sie das Land wol regieren und jährlich Rechnung geben vor allem Volk. Und alle, die seine Rede hörten, frohlockten und riefen: Hosianna dem Sohne Bornusaim, er hat wahr und tapfer geredet vor dem Herrn. Er soll einer von denen sein, die uns neue Satzungen geben, damit wir sie prüfen und annehmen. Aber die auf den Stühlen saßen und alle die Stabilen mit ihnen entsatzten sich und bissen in ihre Lefzen; denn sie dachten in ihren Herzen: Unsere Herrlichkeit hat ein Ende genommen, die Krone unsers Hauptes ist abgefallen." —

Schwindelte dem Vielgefeierten im Weihrauche des Ruhmes und unter dem Donner des Erfolges, der seinen Schritten folgte?

Es ist wahr, sein Selbstgefühl war gewachsen. „Thurgauer, seid ruhig, gehorchet den Gesetzen, bis die bessere Verfassung da ist. Ich beschwöre euch und ihr wißt, daß ich es redlich meine.“ So hatte er zum Aergerniß seiner Gegner in einem Aufrufe an das thurgauische Volk geschrieben. Allein er hatte ein Recht, ein ungewöhnliches Maß von Vertrauen von seinem Volke zu begehren; denn er liebte es mit aufrichtigem, warmem Herzen und er hatte Vieles eingesetzt, um ihm Freiheit, Bildung und Wohlfahrt zu erringen, es auf die Bahn einer neuen, segensvollen Entwicklung zu führen. Es verbirgt sich oft hinter viel bescheidener klingenden Worten mehr des Stolzes als hinter dem freimütigen Bekenntniß des Volksfreundes, der an seine Verdienste erinnert.

Uebrigens hatte Bornhauser im heißen Kampfe des Jahres Dreißig auch seine Verluste erlitten. Nicht nur war er in den sogen. aristokratischen Häusern und Gesellschaftskreisen als ein Feind des Vaterlandes und des Friedens verpönt; nicht nur seufzten fromme Amtsgenossen über ihn, daß er den geistlichen Stand mißbraucht habe und daß es ihnen äußerst schwer werde, noch ferner mit ihm in diesem Stande zu leben; nicht nur sagten es ihnen ängstliche Seelen nach und breiteten die Rede weiter und weiter aus: er hatte auch wirkliche Freunde verloren. Mörikofer, der treue Studiengenosse, hatte sich von ihm abgewandt, um dem Zuge seiner Vaterstadt und Familie folgend die sinkende Burg der Regierung zu stützen. Pupikofer, den er vor vielen geachtet, hatte ihm ebenfalls nicht folgen wollen. Nachdem er einige werthvolle Beiträge zum Revisionsprogramm geliefert, zog er sich zurück.[1] Und als politisches Getümmel mehr als nöthig den Führer des Volkes begleitete, schloßen sich die alten Freunde der gemäßigten Partei an, welche jetzt die „Thurgauer Zeitung“ zu ihrem Organ erwählte. Auch Heinrich Kesselring, der reichbegabte, gemütvolle Jurist, der einst gemeinsam mit Bornhauser von künftigen schönen Thaten geschwärmt

[1] Schreiben eines Oberthurgauers an den Kantonsrath N.

und ihm innig zugethan war; der auch bestimmt schien, einmal die erste Stelle unter den thurgauischen Magistraten einzunehmen, auch er war nicht in seinen Reihen und hatte sich mit Mörikofer zur Partei der „Thurgauer Zeitung" gestellt. Ging diese Gruppe, die sich „Weiß und Grün" (thurgauische Landesfarben) zu unterzeichnen pflegte, auch schonend und maßvoll gegen Bornhauser vor, so that ihm doch die Gegnerschaft der Freunde weh und verletzte ihn tief. Mörikofer sandte er alle seine Briefe zurück, welche Freundeshand seit den Tagen der Studienzeit geschrieben, und fing an, ihn „Sie" zu nennen.

Daneben sparten seine eigentlichen Gegner es nicht, ihm des Bittern und Kränkenden genug zu sagen. Der Candidat der Theologie Ernst Müller verfaßte gegen ihn ein Spottgedicht mit dem Refrain: „Hilf, St. Thomas, hilf", das ihm vorwarf, er habe das Gottesreich an das Reich der Welt vertauscht, der Dankbarkeit vergessen, welche er den Wohlthätern seiner Jugend schuldig war, und selbst die Bande der Ehrfurcht und frommen Sitte des Hauses aufgelöst. Warnend schloß diese äußerst bittere Muse mit den Worten:

Doch, Freiheitsmann, sei auf der Hut,
Geht unsre Sache nicht so gut,
Die uns dein weckend Wort versprach,
Folgt Sturm der Morgenröte nach.
Nimm dich in Acht, Herr Thomas!

Denk' an St. Januarius,
Bringt er sein Blut nicht gleich in Fluß,
Speit Welschlands Volk ihm in's Gesicht,
Und besser ist dein Völklein nicht.

Es ist kaum zu verwundern, daß aus der Zeit der politischen Bewegung von Bornhauser auch nicht ein einziges Gedicht vorhanden ist. Er stand den Dingen zu nahe, war zu unmittelbar von der tobenden Fluth umgeben, trug zu viel Verantwortung auf sich und war auch wol zu vielfach beschäftigt, als daß er Zeit und

Stimmung gefunden hätte, der Laier zarte Saiten zu spannen und ihr die goldenen Töne der Liebe und Lust zu entlocken. Aber mit Sehnsucht blickte er aus der unruhevollen Gegenwart in die Zukunft hinaus. Dort winkte ihm an den herrlichen Gestaden des Bodensee's eine Zeit poetischen Stilllebens. Mitten in den Wirren der Revision, am 17. November 1830, hatte ihn der Kleine Rath auf seinen und den Wunsch der dortigen Gemeinde zum Pfarrer von Arbon erwählt. Mit dem kommenden Frühjahre und den milderen Lüften der Osterzeit wollte er dort einziehen und fern von weltlichen Händeln seiner Gemeinde, seinen Lieblingswissenschaften und seinen dichterischen Arbeiten leben. Glücklich wollte er dann zurückblicken auf den vollbrachten Kampf, der Zwietracht und des Harmes vergessen und sich freuen an des Volkes Freiheit, Bildung und wachsenden Wohlfahrt. Bis dahin galt es noch eine Zeit lang fest und mutig im Kampfe zu stehn.

Sechster Abschnitt.

Das Attentat und seine Folgen. Die Verfassungsarbeit wird vollendet. Charakterzüge des neuen Grundgesetzes.

(1831.)

Die Wogen des Parteikampfes gingen bei'm Anbruch des neuen Jahres noch immer hoch. Die aristokratische Partei war zwar durch die Volksversammlungen und die Neuwahlen für den Großen Rath überstimmt und in ihrem Machtbewußtsein gewaltig erschüttert, überwunden war sie nicht. Noch schien es, daß sie bei der Verwaltung des Landes und Gesetzgebung geradezu unentbehrlich sei, weil sie allein eine Anzahl im Staatsdienste geschulter Männer

zählte. Es fanden sich auch nach den ersten Stürmen der erwachten Demokratie wieder mehrere jüngere Kräfte ein, bereit, die Männer der alten Schule in ihren Stellungen zu stützen und die angehobene Neuerung auf ein möglichst bescheidenes Maß zurückzuführen. Mit Spannung sah man auf beiden Seiten den kommenden Verfassungsarbeiten entgegen, wozu der Große Rath auf den 3. Januar sich versammeln sollte. Da wurden durch ein unerwartetes Ereigniß die Leidenschaften auf's Neue wachgerufen und zu den heftigsten Bewegungen angefacht.

Bornhauser saß am Abend des 2. Januar mit zweien seiner politischen Freunde, den Kantonsräthen Bachmann von Stettfurt und Bachmann von Wengi, an seinem häuslichen Tische, als ein Mann bei ihm eintrat, der als eines der angesehensten Glieder der aristokratischen Partei auf dem Lande galt. Der Advokat Konrad Häberlin, Major, von Bisegg, führte sich in etwas befangener, doch keineswegs anstößiger Weise bei ihm ein. Es wurde ihm nach Landessitte ein Glas Wein angeboten, das er dankend annahm, indem er sich zu den drei anwesenden Herren setzte, die ihr politisches Gespräch über die bevorstehenden Verhandlungen des Großen Rathes weiter führten. Auch Häberlin nahm an dieser Unterhaltung Theil und forderte Bornhauser auf, doch ja den andern Tag schon nach Frauenfeld zu gehen und der Eröffnung des Großen Rathes beizuwohnen. Er habe Kunde, daß dort ernste Unruhen und Excesse des Volkes bevorstehen und großes Unheil geschehen werde, wenn nicht der einzige Mann, der das Herz der Thurgauer lenke wie Wasserbäche, zugegen sei. Auch die aristokratische Partei werde sich einfinden und ein Aufeinanderstoßen der aufgeregten Haufen sei nahezu gewiß, wobei auch unschuldige Opfer fallen könnten. Man halte ihn für einen Aristokraten, allein mit Unrecht, er sehe Gutes aus Bornhausers Absichten und Wirken hervorgehen. Ja, er habe sich letzthin mit dem Gedanken beschäftigt, es gebüre sich, daß diesem Manne ein Denkmal errichtet und eine jährliche patriotische Feier zum Gedächtniß seines Werkes gehalten werde. Zum Beweise, wie

aufrichtig er den Bestrebungen der Neuerer zugethan sei, las er den drei Männern die Rede vor, welche er am jüngstvergangenen Wahltag in der Kreisversammlung zu Bußnang gehalten hatte. Auf die Bemerkung hin, daß diese Rede ganz gut sei, nur für einen politischen Zweck beinahe zu viel moralisire, äußerte er, daß Alles vom religiösen Standpunkte aus betrachtet werden müsse und daß der Mensch unter einer höheren Hand stehe. Auf den Gedanken an diese höhere Hand kam er im Verlaufe des Gespräches noch mehrmals zurück und wollte sie auch über seinem Wirthe erkennen, weil derselbe bis jetzt allen ihn umschwebenden Gefahren so glücklich entronnen sei. Wiederholt drang er in Bornhauser, daß er ihm versprechen möchte, morgen nach Frauenfeld zu gehen, um dort unschuldigem Blutvergießen entgegen zu treten. Als die beiden Kantonsräthe aufstanden und „Gute Nacht" sagten (es war inzwischen 8½ Uhr geworden), empfahl sich auch Häberlin und erklärte, daß er im benachbarten Wirtshaus, bei Statthalter Bachmann, über Nacht bleiben werde. Man legte sich zu Bette. Gegen Morgen, es mochte vier Uhr sein, klopfte es an die Pfarrhausthür; Bornhauser stand auf, den frühen Besucher einzulassen. Es war Häberlin, der mit verstörtem Gesichte eintrat und nach den gewöhnlichen Begrüßungsworten ungefähr folgendes sprach: Ich habe diese Nacht unter den schrecklichsten Kämpfen zugebracht. Sie stehen unter einer höheren Hand. Hier ist der Beweis dafür (indem er mit einiger Heftigkeit einen Dolch auf den Tisch legte). Ich war in Versuchung, Sie damit zu tödten, wenn Sie nicht auf meine Forderung hören würden. Doch das ist jetzt vorüber; ich glaube wieder an die Reinheit Ihrer Absichten — und hier ist noch etwas. Bei den letzten Worten zog er das Neue Testament aus der Tasche und schien geneigt, seinen politischen Standpunkt daraus des Näheren rechtfertigen zu wollen. Jetzt merkte Bornhauser, daß er es mit einem durch die jüngsten Ereignisse und eigene Reizbarkeit krankhaft aufgeregten Manne zu thun habe, und suchte ihn zu beruhigen. Auf Häberlins neues Andringen, daß er doch an diesem Tage

nach Frauenfeld gehen möchte, um dort Gewaltthätigkeiten zu verhindern, versprach er es ihm endlich. Dafür nahm er jenem das Versprechen ab, selbst nicht, wie er beabsichtigte, nach der Hauptstadt zu reisen, sondern ruhig in seinem Schlitten heim nach Bisegg zu fahren. Nachdem Häberlin in diese Aenderung seines Planes eingewilligt, bat er noch um Verzeihung, die ihm gerne gewährt wurde, und verabschiedete sich. Er hielt Wort und lenkte seinen Schlitten nach der Heimat zurück. Aber auch Bornhauser erfüllte sein Versprechen und eilte dem Versammlungspunkte des Großen Rathes zu, um den geweissagten Unordnungen allen Ernstes sein gebieterisches Halt! entgegen zu rufen.

Aus diesem ziemlich ungefährlichen Vorgange entstanden nun in Kurzem so schreckliche Gerüchte und so gewaltige Bewegung, daß zu bedauernswerthen Ausschreitungen und Blutvergießen von Seite des übel unterrichteten Volkes nicht viel gefehlt hätte. Bornhauser war mißtrauisch geworden; der Nachtwächter des Dorfes hatte ihm von vermummten Gestalten gesprochen, die er einige Nächte früher vor des Pfarrers Schlafzimmer gesehen habe und die zuerst eine drohende Haltung angenommen, dann aber entflohen waren. In dem durch Geistesarbeit und Anspannung erregten Gemüte gestalteten sich die Dinge so, daß Häberlin nur als ein Glied einer Gesellschaft von Verschworenen erschien, welche sich zur Aufgabe gestellt hatte, den kühnen Neuerer und Feind der Mächtigen im Lande aus dem Leben zu schaffen. So kam es, daß er einigen Freunden von dem Vorgefallenen vertrauliche Mittheilung machte. Aber auch die Frau Pfarrerin, ängstlich für das bedrohte Leben ihres Gatten, fühlte sich verpflichtet, den Freunden den Schutz seines Hauptes dringend zu empfehlen und Andeutungen von den Gefahren zu machen, die ihn umschwebten.

So wurde der seltsame Morgenbesuch mit dem Dolche ruchbar in immer weiteren Kreisen. Niemand schien über einen so aufregenden Vorfall Stillschweigen beobachten zu können. Man sieht hier eine Bestätigung jener prachtvollen Schilderung der Fama,

des Gerüchtes, welche Virgil im vierten Buche der „Aeneide“ so trefflich zeichnet:

Alsbald macht das Gerücht sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht, die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigstes, die schnellste aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht kriecht sie aus des Erfinders Schooß,
Ein Wink — und sie ist riesengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

So schritt die Fama furchtbar wachsend von Ort zu Ort. Häberlin hat Bornhauser mit dem Dolche bedroht, sagte der Erste; er hat ihn tödten wollen, der Zweite; er hat ihn ermordet, den Freund und Wohlthäter des Volkes, der Dritte. Als diese Kunde in die Gegend von Weinfelden und Bußnang kam, brachen etliche hundert Männer mit starken Stöcken auf, theils nach Bisegg, theils nach Frauenfeld ihre Schritte richtend, um selbst nach dem wahren Thatenbestande zu sehen und, wenn es sich so verhielte, den Frevler mit eigener Hand zu strafen oder zu sorgen, daß er seinem Richter nicht entrinne.

Unterdessen saß Häberlin friedlich zu Hause und Bornhauser war am 4. Januar ohne Widerspruch nicht blos in die Verfassungskommission, sondern in den Großen Rath selbst aufgenommen worden. Nach seinem Eintritte versicherte er die Behörde in kurzen Worten von der Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absichten und daß er vom politischen Schauplatz zurücktreten werde, sobald der Thurgau eine freisinnige Verfassung erhalten habe. Dabei ließ er jedoch das unbedachte Wort fallen, er werde nicht ruhen und nicht rasten, bis die Verfassung beendigt sein werde, wenn auch der Dolch des Fanatikers seinem Leben gedroht habe. Mit seinen Freunden hatte er indeß verabredet, den Vorfall, welcher die Massen auf's Neue zu tumultarischen Auftritten erregen konnte, geheim zu halten.

Am Morgen des 4. Januar kamen die ersten Schaaren bewaffneten Landvolkes in Bisegg an. Häberlin vernahm mit Staunen, daß ihr Zorn und ihre Drohungen ihm gelten, er glaubte seinen Besuch im Pfarrhause zu Matzingen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch benahm er sich würdevoll. Die Tumultuanten drangen in seine Stube und beschimpften ihn; er wies ihnen einen Brief vor, welchen Bornhauser an seine (Häberlins) Frau geschrieben hatte und worin er sie bat, ihren Mann wegen seines anscheinend etwas gestörten Zustandes zu Hause zurückzuhalten. „Mit dem besten Herzen von der Welt", schrieb er, „und mit dem redlichen Willen, Unordnungen zu verhüten, könnte er vielleicht gerade Unordnungen verursachen, wenn er heute in Frauenfeld sich aufhielte." Mehrere der Bauern hielten es nicht für unpassend, im Hause des Aristokraten sich restauriren zu lassen und begehrten zu trinken, was ihnen reichlich bewilligt wurde.

Vom Gerüchte gerufen kam gegen Mittag der Oberamtmann Kesselring von Boltshausen herüber, theils um den Schwerverdächtigen zu beschützen, theils um ein erstes Verhör mit ihm vorzunehmen. Häberlin hatte aber bereits an die Regierung geschrieben und um Verhaftnahme, Untersuchung und Urtheil ersucht, daher er die Antwort vorläufig verweigerte. Um Mittag erschienen zwei Abgesandte des Kleinen Rathes, Dr. Keller und Kantonsrath Kesselring, in einer Kutsche mit dem Auftrag, den Angeschuldigten nach Frauenfeld in Untersuchungshaft zu bringen. Aber auch ein Brief von Bornhauser traf ein, daß der bedrängte Mann ungerecht beschuldigt worden sei und er selbst sich wohl befinde. Das Volk, dem der schöne Wagen und die bequeme Reiseart für diesen Fall mißfielen, widersprach und begehrte, daß Häberlin wie ein anderer Verbrecher gebunden und unter Geleit von Landjägern abgeführt werde, denn es wollte in der Art der Verhaftnahme bereits eine Bevorzugung des reichen Mannes erkennen. Auf die Vorstellungen des Beamten hin wurde endlich von den Bauern abgestimmt und mit Mehrheit die Zustimmung zum Abfahren ertheilt.

Mittlerweile war in Frauenfeld noch größerer Tumult ausgebrochen. Während der Große Rath damit beschäftigt war, die Verfassungskommission (aus fünfzehn Mitgliedern) zu bestellen, zogen lärmende und drohende Volksmassen in die Stadt und umstellten das Rathhaus. Der Präsident mußte die Sitzung aufheben und forderte Bornhauser auf, das Volk zu belehren und zu beruhigen. Dieser trat, von zwei andern Mitgliedern begleitet, auf den Balkon, versicherte die Aufgeregten, daß er lebe und gesund sei und bat sie, ruhig nach Hause zu gehen; ihm sei kein Leid geschehen, vielmehr sei er Tags zuvor willig in die Mitte des Rathes aufgenommen worden. Die Tumultuanten, welche halb freudig, halb unwillig von der Grundlosigkeit ihres Zornes überzeugt wurden, wollten doch von der guten Gelegenheit, Lärm zu machen, nicht sogleich abstehen. Darum erließ Bornhauser noch eine gedruckte Bekanntmachung, worin er das Mißverständniß berichtigte und schloß: „Thurgauer, seid ruhig und hütet euch vor politischer und religiöser Schwärmerei!“ Das wirkte endlich. Viele kehrten nach Hause, um den Ihrigen die merkwürdigen Dinge des Tages zu erzählen; andere nahmen in den Wirtshäusern Platz, ihren Zorn mit einem Trunk kühlen Weines vollends zu beschwichtigen; die Nacht brach herein und mit ihr kam Häberlin mit seiner großräthlichen Bedeckung in der Hauptstadt an und wurde im Untersuchungsgefängniß in sichere Verwahrung gebracht Die Gefahr schien abgewandt, die Wahrheit siegreich und Alles zur Ordnung zurück zu kehren.

Aber des andern Tages (5. Januar) erschienen die drohenden Volkshaufen auf's Neue, mit ihnen auch Schaaren von Katholiken aus dem hintern Thurgau, ihre Unzufriedenheit zu bezeugen, weil durch einige Artikel in der „Thurgauer Zeitung“ die Aufhebung der Klöster angeregt worden war. So kamen Unruhestifter von ganz verschiedener Gesinnung zusammen, unter ihnen auch manche catilinarische Existenzen, Leute von zerrütteten Vermögensverhältnissen, welche nach Bornhausers Ausdruck im Trüben

fischen und in der Revolution ihre ökonomische Auferstehung feiern wollten. Als sich unter ihnen das abermals grundlose Gerücht verbreitete, Häberlin sei entflohen, drängten sie sich um sein Gefängniß, drückten die Thüre ein und tumultirten, bis der vielbedrohte Mann endlich mit der Bibel unter dem Arme am Fenster erschien und rief: „Tödtet mich, aber verschonet unschuldiges Blut." Es geschah ihm indeß kein Leid als mit Worten; so rief ihm einer der Führer der Hinterthurgauer zu: „Du Achtzigtusig-Seele-Mörder, komm use!" Mit wachsender Ungeduld war Bornhauser dem Auflauf des Volkes gefolgt. Es kränkte ihn tief, daß es im Augenblicke, da es zur Freiheit berufen wurde, sich selbst entehren sollte. Entblößten Hauptes sah man ihn unter den Schaaren herum gehen, zur Ruhe auffordern, zur Heimkehr ermahnen, von Unrecht und Gewaltthat abhalten. „Lieber wollte ich, Häberlins Dolch hätte mich getödtet, als erleben zu müssen, daß das Volk sich durch eine Gewaltthat schände und den Feinden der Freiheit Anlaß zu gerechten Vorwürfen gebe", so hat er nachher mit unwilliger Erregung bekannt. Es gelang ihm endlich, der wilden Bewegung Herr zu werden; kein Blut war geflossen, keine Zeche unbezahlt gelassen, kein Eigenthum zerstört worden, aber sein früher so unerschütterliches Vertrauen auf die Würde und Tüchtigkeit seiner Mitbürger hatte einen empfindlichen Schlag erlitten.

Häberlin wurde auf das Begehren der Volksführer nach der Strafanstalt Tobel gebracht, um dort verhört zu werden, weil sie fürchteten, es möchte ihm seine Partei in Frauenfeld zur Flucht verhelfen. Eine Verhörkommission von drei Mitgliedern (Ammann, Kesselring und Reding) mit einer Abordnung des Großen Rathes führte die Untersuchung gegen ihn in musterhafter Weise durch, konnte aber einen eigentlichen Mordanschlag durchaus nicht ermitteln. Aus den gedruckten Verhörakten mit Beiziehung der übrigen Berichte, aus einer sorgfältigen Betrachtung der Handlungsweise des Angeschuldigten vom Anfange seines Unternehmens an habe ich folgende Ueberzeugung gewonnen: Häberlin hat in einer vorüber-

gehenden krankhaften Seelenstörung gehandelt, welche durch die vorausgegangenen politischen Ereignisse und seine eigene Hinneigung zu religiöser Spekulation hervorgerufen war. Hatte er doch vor seiner Reise nach Matzingen manche Tage in einer kalten Oberstube vor der heiligen Schrift gesessen und sich mit der Frage beschäftiget, was dem Christen gegenüber seiner Obrigkeit zu thun erlaubt sei, wie weit die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams nach den Lehren des Evangeliums gehe. Hatte er doch in der Kreisversammlung zu Bußnang seinen Mitbürgern eine Rede gehalten, welche, vorwiegend sittlich-religiösen Inhaltes, auf das ernsteste Nachdenken und einen gewissen melancholischen Tiefsinn schließen läßt, bevor er noch den Gedanken faßte, Bornhauser persönlich gegenüber zu treten. Seiner Reise nach Matzingen lag sogar ein edles Motiv zu Grunde: er hatte sich vorgestellt, daß in Frauenfeld Bürgerblut fließen werde, wenn der Vertrauensmann des Volkes, der die Geister allein in seiner Gewalt hatte, nicht rechtzeitig dort erscheine. Es war ihm mitgetheilt worden, daß einige heißblütige Demokraten den Kreisamtmann Reiffer und Andere aus dem Großrathssaale hinausführen wollen, weil er die Instruktion der sieben guten Räthe nicht annehmen wollte und doch seinen Platz im Rathe einzunehmen gedachte. Zugleich war es dem nach Wahrheit strebenden Manne angelegen, durch ein ernstes Zwiegespräch mit Bornhauser, den er nur oberflächlich kannte, volle Klarheit über den Charakter und die Absichten dieses vielgepriesenen und vielgehaßten Führers zu erlangen, um sich ihm dann entweder mit vollem Vertrauen anzuschließen oder im andern Falle mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Was er zu Hause beabsichtigte, führte er am Orte der Handlung in Folge seines gestörten Zustandes ungeschickt aus und lud dadurch weit mehr Verdacht auf sich, als nöthig war. Das Uebrige thaten Bornhausers Aufregung und begleitende zufällige Umstände, die Reizbarkeit des Volkes und die Geschäftigkeit von Leuten, welche an der Störung der Ordnung Freude oder Interesse zu haben schienen. So hat sich Mißverständniß

an Mißverständniß gereiht und eine wahre Comedy of errors, ein Drama von Irrungen, daraus entwickelt, welches leicht einen tragischen Ausgang hätte nehmen können. Mit Recht wurde Häberlin des Mordversuches unschuldig erklärt und vom Obergerichte am 29. Juli 1831 gefunden: „Herr Major Häberlin ist von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen und seiner bürgerlichen Ehre bestens verwahrt; jedoch ist ihm, da er sich eines polizeilichen Vergehens schuldig gemacht, die ausgestandene eilfwöchentliche Haft als Strafe angerechnet."

Uebrigens ist das sogen. Attentat im Pfarrhause zu Matzingen später von aristokratischer Seite mit gehässiger Parteilichkeit gegen Bornhauser selbst gedeutet und ausgebeutet worden. Der Bedrohte hätte nur Schweigen, absolutes Stillschweigen beobachten müssen, meinten diese Tapfern, dann wäre das Volk nicht alarmirt worden, dann hätte es keine Aufläufe gemacht, dann hätte der politisch-religiöse Schwärmer in aller Ruhe sich abkühlen können, dann wären der Große Rath und die Hauptstadt unbehelligt geblieben. Allein das ist in Betracht aller Umstände eine unbillige Forderung. Bornhauser war es seiner Gattin und war es seinen Freunden schuldig, von dem Vorgefallenen vertrauliche Mittheilung zu machen. Hat es sich denn in so ernster Zeit nur um die Erhaltung des guten Namens und der Ruhe eines in jedem Falle nicht ungefährlichen Gegners gehandelt? Konnten nicht Mitverschworne vorhanden sein, welche mit mehr Ausdauer und Thatkraft das Vorhaben zur Ausführung brachten? Konnte nicht nach den Voraussagungen des Bedrohers der geweihte Raum des Rathhauses zum Schauplatze blutiger Thaten werden, wenn niemand benachrichtigt, niemand zur Vorsicht gemahnt war, als dieser eine Mann, dessen Aufnahme in den Rath noch zweifelhaft erschien?

Schien nicht bei näherer Betrachtung der Dolch, der in Bornhausers Gewahrsam zurückgeblieben war, in jüngster Zeit auf den Stich geschärft zu sein? Konnte der schwärmerisch aufgeregte Gegner, der mit so tiefem Mißtrauen gegen die Neuerer und ihren Führer

erfüllt war, nicht sein Abstehen von der ursprünglichen Absicht bereuen und zu einer Zeit plötzlich wieder auftreten, wo dann weniger leicht mit ihm zu verhandeln sein mochte? Galt nun wirklich die Sache des Volkes, die Durchführung des angefangenen Werkes, die Liebe zu den Freunden, dem trauten Weibe und dem eigenen Leben nichts und die bürgerliche Ehre des Gegners Alles? Wer diese Fragen bejahen kann, der mag seinen Stein nach Bornhauser werfen, weil er ihm nicht redlich genug gehandelt zu haben scheint. Nur die politische Leidenschaft, die neidische Eifersucht und das geschädigte Interesse konnten so gegen den treuen und uneigennützigen Freund des Volkes vorgehen, wie dies später von gewisser Seite geschehen ist. Möchten nur solche Leute sich vorerst eine richtige Vorstellung von ihrem Idealismus, ihrer Freundestreue, ihrer Aufopferungsfähigkeit machen, dann würden sie vielleicht über der Kleinheit dieses Vorrathes eine gesunde Beschämung empfinden und ihren Witz zu bessern Zwecken verwenden.

Es lag im Geiste jener Zeit, daß auch die Dichtung oder eine Art von Handwerk, welches gerne diesen Namen führt, sich mit dem aufregenden Vorfall beschäftigte. So erschien ein Gedicht mit der naiven Zumutung: Nach der Melodie von „Gott ist mein Lied" zu singen, dessen Anfang lautete:

Ein Häberlin, der allen Witz gefressen,
Als Advokat mit allen sich will messen,
Wollt' nicht, daß uns die Sach' geling.

Ein Bänkelsängerlied auf Thomas Bornhauser hebt in schwungvoller Begeisterung also an:

Bornhauser, der als Pfarrer zu Matzingen ist,
Mußt' durch sein treues Herze erfahren böse List.
An einem schönen Morgen, da kam ein Advokat,
Der hat wol in dem Sinn gar eine schlechte That.

Nach einer kurzen Erzählung des Thatsächlichen fährt es fort:

Nun sei es, wie es will — er that sich selbst angeben,
Es war nicht Gottes Will', Bornhauser der mußt leben.
Denn er ist für das Land aufrichtig immer gwesen;
Das wird man überal, an allen Orten lesen.

Mit Widerwärtigkeiten ist er nun auch umgeben,
Viel Widerwärtigkeiten verzehren ihm das Leben.
Doch ob er schon nicht Herr aus einem Adelssamen,
Hat er ein gut Gewissen und einen Ehrennamen.

Man kennt auch manchen Mann, der ist aus reichem Stammen,
Bald sagt man ihm zur Schand niemals mehr seinen Namen.
Bornhausers Namen soll man ewig nicht vergessen,
Weil er nicht blos an dem: wenn ich nur hab', Intressen.

Damit kann ich endlich die Geschichte des Attentates verlassen. Ich habe sie ausführlicher, als mir selbst lieb war, erzählen müssen, weil die Gegner den Vorfall mit seinen Folgen eifrig benutzt haben, um Bornhauser eine Schlappe beizubringen und sein Ansehen bei'm Volke zu schwächen. Es gelang ihnen dies auch in der That zum Theil, besonders bei den Katholiken, welche aus Sorge für ihre Klöster mißtrauisch auf ihn blickten. Daß er den Volksauflauf gerne gesehen und heimlich veranstaltet habe, ist eine Vorgabe, welche durch seinen Charakter wie durch augenscheinliche Thatsachen hinreichend widerlegt wird.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die Bürger von Matzingen mehrere Wochen hindurch während der Nachtzeit eine starke Schutzwache in der Nähe des Pfarrhauses aufstellten, um alle Gefahr von seinen Bewohnern abzuwenden. Es blieb indeß fortan Alles ruhig, ja eine gewisse Abspannung trat nach den starken Aufregungen im Volke ein, in Folge dessen es selbst der Regierungspartei und ihren Freunden williger als zuvor das Ohr lieh.

Die Verfassungskommission trat am 17. Januar zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Sie wählte Bornhauser zum Präsidenten, Eder zum Vizepräsidenten und den Staatsschreiber Mörikofer zum

Protokollführer. Jetzt galt es aufzubauen, was bis jetzt blos in Träumen und Gedanken vorhanden war. Die sieben guten Räthe, schon vom Großen Rathe in's Protokoll aufgenommen und als verbindliche Wegleitung anerkannt, wurden auch hier zu Ehren gebracht. Ganz besonders gute Dienste that ein Verfassungsentwurf von Dr. Ludwig Snell, damals in Basel, welcher tüchtige Jurist seine demokratischen Grundsätze auch staatsmännisch anzuwenden wußte. Eine große Zahl sogen. Volkswünsche, wirklicher und angeblicher, lag in Petitionen und Zuschriften vor, welche mehr oder minder Berücksichtigung fanden. Die meisten dieser Begehren zeigten übrigens so viel Begriff von einem gesunden republikanischen Staatswesen, daß daraus hervorging, es sei das Volk weder so ungeschickt, noch so gedankenlos gewesen, um mit guten Gründen bevormundet zu werden. Bornhausers wankendes Vertrauen zu seinen Mitbürgern hob sich wieder, ihr Verstand und guter Wille hatten sich in mehr als einer Eingabe gerechtfertigt.

Die Verfassungskommission war im Ganzen gut zusammengesetzt. Das Haupt derselben vertrat darin vorzugsweise den Grundsatz der Volkssouverainetät und die Interessen der allgemeinen Bildung. Dr. Keller von Weinfelden schlug trotz seines ungefügen Sprachorganes die Bedenklichkeiten der Unentschlossenen durch kühnen Freisinn und mutige Konsequenz nieder. Eder stand ebenfalls zu liberalen Grundsätzen und zeigte eine überlegene Erfahrung und Gewandtheit in politischen Dingen, welche den meisten andern Mitgliedern abging. Doch konnte er sich insofern von seinem konfessionellen Standpunkte nicht frei machen, als er mit großer Hartnäckigkeit für die staatliche Garantie der Klöster eintrat. Auch machte er in dem Bestreben, die Regierungsgewalt zu beschränken, den aus der französischen Revolutionsgeschichte entnommenen Vorschlag, ein Tribunat aufzustellen, das ist eine Kommission, welche die oberste Vollziehungsbehörde im Namen des Volkes zu überwachen hätte. Niemand bezeigte indessen Lust, auf den sonderbaren Gedanken einzugehen. Quartiermeister Bachmann von Wengi schloß sich in

den Debatten und Abstimmungen gewöhnlich an Bornhauser an, dessen idealen Gedankengang er mit praktischen Gründen begleitete. Aehnlich verhielten sich Forster von Hauptweil, Häberlin von Bürglen und besonders Quartiermeister Kern von Berlingen. Auf der konservativen Seite der Kommission stand Präsident Wüst von Frauenfeld, ferner der Katholik Stähelin von Sommeri, der sich von den Interessen seiner Konfession bestimmen ließ; aber auch Lieutenant Kesselring von Boltshausen und Dölly von Uttwyl, welche beide sich erinnerten, daß sie aus sogen. guten Familien stammten und gerne dem Reichthum einen größern Einfluß auf die Staatsverwaltung einräumen wollten.

Am 21. März begann der Große Rath seine Verhandlungen über den von der Kommission vorgelegten Verfassungsentwurf und beendigte dieselben am 14. April. Im Allgemeinen beflissen sich die Redner der Würde und Mäßigung, doch kamen auch heftige Debatten vor. Der Pädagog und Griechenfreund Stähelin von Sommeri (nachmals Regierungsrath) wohnte als Stenograph den Verhandlungen bei und gab dieselben im Drucke heraus, doch wurde die Richtigkeit seiner Auffassung in manchen Punkten angefochten.

Als Grundzüge der Verfassung von 1831 sind aufzuführen: Alle Gewalt geht vom Volke aus, daher es seine Stellvertreter, die Mitglieder des Großen Rathes, nunmehr alle selbst in seinen Kreisversammlungen erwählt. Die vollziehende Gewalt des Kleinen Rathes wird eingeschränkt, ja aus Furcht vor seiner frühern Uebermacht allzusehr verkürzt, so daß seine Mitglieder z. B. nur „auf Gutfinden und Einladung des Großen Rathes hin" den Verhandlungen der gesetzgebenden Behörde beiwohnen können. Die Staatsgewalten, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende, dürfen nie vereinigt werden. Die ganze Verwaltung ist öffentlich und alle Beamten sind für ihre Verrichtungen verantwortlich. Alle Bürger des Kantons genießen die gleichen politischen Rechte und Freiheiten. Jedermann hat das Recht, sich mit Bitte und Zuschrift an die oberste Behörde zu wenden. Jedem

steht frei, seine Gedanken mündlich, schriftlich oder gedruckt Andern mitzutheilen, unter der Bedingung jedoch, für den Mißbrauch dieses Rechts verantwortlich zu sein. Alle Bürger des Kantons genießen volle Arbeits-, Erwerbs- und Handelsfreiheit. Der Verkehr im Innern soll keiner Hemmung unterliegen. Der Boden soll mit keiner nicht-loskäuflichen Beschwerde belegt sein oder belegt werden. Alle ewigen Lasten sind ablösbar. Die Steuern zu den allgemeinen Bedürfnissen können nur unter Einwilligung der Stellvertreter des Volkes bestimmt und ausgeschrieben werden. Die Vertheidigung des Vaterlandes ist Pflicht eines jeden Bürgers. Die Sorge für Vervollkommnung des öffentlichen Unterrichts ist Pflicht des Staates. Frauenfeld bleibt Hauptort des Kantons, aber in Anerkennung der geschichtlichen Bedeutung von Weinfelden sind die Sitzungen des Großen Rathes abwechselnd an beiden Orten zu halten. Es wird bereits in mehreren wichtigen Punkten in der Verfassung die Geneigtheit zu schweizerischen Centralisationen ausgesprochen, namentlich für Aufstellung eines obersten Gerichtshofes, für Errichtung gemeinschaftlicher Korrektions- und Arbeitshäuser, für Gemeinsamkeit des politischen Verkehrs mit dem Auslande, für eine gemein-eidgenössische Verwaltung der Posten, des Münzregals, des Militärwesens und der Zölle. Die Verfassung ist, wie man sieht, reich an fortschrittlichen Gedanken, die später erst ihre volle Ausgestaltung gefunden haben, und ebenso reich an garantirten Rechten und Freiheiten für den Bürger, wie sie in jener Zeit nach langen Jahren der Bevormundung besonders schätzenswerth erscheinen mußten. Freilich kommen auch Mißstände darin vor, so namentlich ein Zug des eifersüchtigen Mißtrauens gegen die oberste Vollziehungsbehörde, welche man nicht genug einschränken zu können glaubte; die Uebermacht des Großen Rathes, der von keinem Veto abhängig ist; endlich die mangelhafte Ausbildung des Gerichtswesens.

Mitten in der Verfassungsarbeit erhob sich noch ein heftiger Kampf über die Wählbarkeit der Geistlichen in den Großen Rath. Weder die Verfassung von 1803 noch diejenige von 1814

hatte diesen Stand von der Volksvertretung ausgeschlossen. Erst nachdem Bornhauser dem Volke über Vieles die Augen geöffnet und es zur Betheiligung an seinen eigenen Angelegenheiten geweckt und angeführt hatte, fand der damalige Große Rath für gut, seinen Stand von einem der wichtigsten bürgerlichen Rechte abzusperren. Auffallend war nun aber, daß im neuen, Verfassung gebenden Rathe jener Antrag erneuert wurde und Bornhauser selbst alle Kraft aufbieten mußte, denselben zu vereiteln. Der Antragsteller war Lieutenant Kesselring, der sich zuvor der Reform mit großer Entschiedenheit angeschlossen hatte, aber allmälig wieder auf Seite der Aristokraten übertrat, mit denen er auch wol mehr innere Verwandtschaft haben mochte. Schon in der Verfassungskommission hatte er auf Ausschließung der Geistlichen angetragen, war aber dort von der freisinnigen Mehrheit zurückgewiesen worden. Im Großen Rathe nun wiederholte er seinen Vorschlag in der Sitzung vom 23. März. Bornhauser hatte einen harten Stand. Er konnte den hingeworfenen Handschuh nicht liegen lassen, und doch war es schwer, ihn mit gutem Anstand aufzunehmen. Doch entschloß er sich kurzweg und vertheidigte die Rechte seines Standes in mehreren Voten mit unfangenem Mute und großer Lebhaftigkeit, wobei er die Ausdrücke allerdings nicht abwog und es wagte, die Repräsentanten des Volkes an seine Verdienste zu erinnern. Er sprach unter Anderm:

„Die Wählbarkeit der Geistlichen wird angegriffen. Dies bringt mich in eine unangenehme Stellung. Spreche ich für die Wählbarkeit dieses Standes, so wird man mich beschuldigen, ich kämpfe für den eigenen Vortheil. Spreche ich nicht dafür, so wird man mir vorwerfen, ich gebe die Rechte einer ehrenwerthen Bürgerklasse feige oder treulos preis. Was mich anbetrifft, so will ich, wenn Sie meinen Amtsbrüdern unbedingte Wahlfähigkeit zugestehen, gerne die Wahl, die auf mich fallen sollte, ausschlagen. Aber jetzt erlauben Sie mir auch, daß ich Ihnen geradezu erkläre, die Ausschließung der Geistlichen sei ebenso ungerecht als unklug. Sind die Geistlichen nicht Bürger wie andere? Haben sie etwa weniger

Kenntnisse als der Gastwirth und der Kaufmann, um in diesem Saale an der Gesetzgebung Theil zu nehmen? Raubt ihnen etwa der gründliche Studiengang, welchen sie machen müssen, oder der Beruf, der sie verpflichtet, Religion und Sittlichkeit im Volke zu verbreiten, den Sinn für Freiheit und Bürgerglück? Wie Sieyes in der Nationalversammlung rufe ich den Menschen, die Sie zu solchem Unrecht verleiten wollen, zu: „Diese Menschen wollen frei sein, aber sie wissen nicht gerecht zu sein. Gerechtigkeit aber ist die größte Staatsklugheit des Republikaners." Wen wollet ihr beschränken? Die Geistlichen? Nein, das Volk ist es, das ihr zu beschränken im Begriffe seid."

Kreisamtmann Bachmann von Thundorf, einer der angesehensten und beredtesten Männer der aristokratischen Partei, entgegnete: „Wenn man von gleichen politischen Rechten spricht, so müssen auch die Pflichten für Alle gleich sein. Jeder weltliche Bürger muß Soldat sein, der Geistliche nicht. Die Pflichten des Geistlichen sind so groß, daß es seine ganze Zeit, um Sittlichkeit und Religion zu befördern, kosten wird. Ein würdiger Geistlicher verlangt nicht, in den Großen Rath gewählt zu werden."

Bornhauser erwidert ihm: „Ist es doch, als ob man in Sparta oder unter den Vandalen lebte, wo man dem Staate nur durch Dreinschlagen nützen zu können glaubt. Jeder Geistliche hat, wie jeder andere Bürger, auch Pflichten gegen das Vaterland; und mancher wird Zeit finden, sie zu erfüllen, ohne seine Gemeinde zu vernachläßigen."

Nachdem auch Eder sich für die Wahlberechtigung des geistlichen Standes ausgesprochen, wurde im ersten Rathschlag der Antrag Kesselrings verworfen. Aber im zweiten, ganz nahe am Schluß der Session, trat derselbe noch einmal damit hervor und sprach: „Ich wiederhole meinen Antrag zu § 40, daß die Geistlichen von der Wählbarkeit in den Großen Rath ausgeschlossen sein sollen. Sie sind Diener der Gemeinden und die Kreise haben kein Recht, über diese Herren zu verfügen." Kreisamtmann Bachmann von

Thundorf unterstützte ihn abermals und sprach: „Kein Freund des Staates kann die Geistlichen von ihrem hochwichtigen Berufe entfernen wollen. Was ist nöthiger, als daß die Achtung vor der Religion und dem Seelsorger gesichert bleibe, und welche großen, wichtigen Verpflichtungen liegen nicht auf den Geistlichen? Bildung der Jugend, Lehre, Mahnung, Trost, Leitung unserer Seelen zum Ewigen, Vereinigung der entzweiten Haushaltungen, der entzweiten Gemeinden — wahrlich, einen höhern Beruf kann kein Sterblicher wünschen. Auch hat der Geistliche einen Theil seiner freien Zeit seiner eigenen Fortbildung zu widmen, damit er Andern geistige Nahrung darbieten könne."

Nachdem Bornhauser noch zweimal gesprochen, auf sein politisches Wirken und auf die Geistlichen Zschokke im Aargau, Alberti im Tessin, Monnard im Waadtland, Rüscheler in Zürich hingewiesen, welche für eine freisinnige Verfassung kämpften, ehe die Herren Kesselring und Bachmann an eine Reform gedacht oder eine solche gewünscht haben, schloß er mit den Worten: „Ich rathe noch einmal, begehet keine Ungerechtigkeit!"

Nach langer und heftiger Debatte, in welcher man sich gegenseitig noch manches scharfe Wort zugeschleudert, fand sich endlich ein Ausweg zum Frieden. Dr. Keller schlug vor: Die Geistlichen seien in den Großen Rath wählbar, können jedoch nicht von dem Kreise gewählt werden, in welchem sie eine Pfründe besitzen. Dieser Antrag wurde angenommen und am gleichen Tage das Verfassungswerk beendigt.

Mit bewunderungswürdiger Kühnheit, aber auch Heftigkeit, hat sich Bornhauser in diesem Kampfe gegen die Angriffe der Aristokraten vertheidigt. Allein man wird es dem tief gekränkten Manne verzeihen, wenn er in der Aufwallung eines gerechten Zornes seine Gegner nicht säuberlicher behandelte, als Joab den Knaben Absalon.

Die neue Verfassung wurde vom Volke mit starker Mehrheit freudig angenommen und beschworen. Am 26. April 1831 rief feierliches Glöckengeläute alle Bürger des Kantons in die Gottes-

Digitized by Google

häuser, um über das neue Grundgesetz abzustimmen. Von den 18,888 stimmfähigen Bürgern waren 10,502 anwesend. Von diesen stimmten 10,044 für Annahme, 432 für Verwerfung. Die Abwesenden wurden nicht gezählt. Auch wenn man sie zu den Verwerfenden rechnete, so war doch die Verfassung mit überwiegender Mehrheit angenommen.

Im Laufe des Monats Mai wurde dann ein neuer Großer Rath gewählt, auch fanden in guter Ordnung die Wahlen der verschiedenen Staats-, Bezirks- und Munizipalbeamten statt. Von den neun Mitgliedern des alten Kleinen Rathes traten nur vier, Morell, Anderwert, Müller und Freienmuth, in die neue Regierung ein. Bornhauser zog sich, seinem gegebenen Worte getreu, von der politischen Thätigkeit in den engern Kreis seines Berufes und seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, zurück. Mehrere seiner Mitkämpfer, wie Dr. Merk und Dr. Keller, wurden als Träger der neuen politischen Gedanken in den Dienst des Staates berufen, und so begann denn mit dem Jahre 1831 für den Thurgau eine neue Zeit. „Diese Zeit", so schließt der erste Erzähler dieser Vorgänge in der „Helvetia"[1], „wird besser sein als die frühere, wenn die Thurgauer ihren Freiheitssinn treu bewahren und um ihre Verfassung einen Kranz von Bürgertugenden winden."

Bald nach ihrem Verlaufe hatte die Umgestaltung im Thurgau die Ehre, in den schweizerischen Annalen von Karl Müller von Friedberg, gewesenem Landammann von St. Gallen, geschichtlich behandelt zu werden. Geschichtlich mißhandelt, so würde ich wol richtiger sagen. Denn da setzte ein des Herrschens gewohnter alter Mann, den der Sturm des demokratischen Geistes von seinem Stuhle geworfen hatte, die Feder an, um die ganze fortschrittliche Verfassungsbewegung in der Schweiz als Verirrung und Demagogie darzustellen, besonders über Bornhauser und sein Werk den bittersten Tadel und diplomatischen Spott auszugießen. So gewandt und

[1] „Helvetia", Denkwürdigkeiten, Jahrgang 1833.

anscheinend urkundlich seine Erzählung der Ereignisse ist, so sieht man doch die verletzte Eitelkeit des gestürzten Magistraten und einen hämischen, übelwollenden Sinn überall durchblicken. Seine Quellenbenutzung ist eine durchaus einseitige, indem sie sich auf offizielle Aktenstücke und Mittheilungen seiner aristokratischen Parteigenossen beschränkt. Seine Auffassung der schweizerischen Vorgänge wird dadurch noch schiefer und unwürdiger, daß er sie in stetem Zusammenhange mit der Geschichte Frankreichs behandelt.

Ihm trat denn auch mit Recht ein Freund der demokratischen Umgestaltung und verständnißvoller Sprecher des neuen Geistes entgegen, der uns das erste lebensvolle und im Ganzen richtige Bild der thurgauischen Vorgänge entwirft. Der Verfasser, der sich selbst nicht nennt, ist übrigens nicht Bornhauser, wie Häberlin-Schaltegger annimmt, sondern ein Nicht-Thurgauer, der aber mit den Ereignissen und handelnden Personen genau vertraut war und wahrscheinlich von diesem selbst einzelne Mittheilungen erhalten hat.[1]

Einseitig und ganz vom Standpunkte der alten Regierungspartei aus gehalten ist auch der „Rückblick in meine Vergangenheit"[2] von Heinrich Hirzel, in welchem er sich selbst zu der Anschauung von Müller-Friedberg bekennt und andeutet, daß wol Landammann Anderwert demselben die thurgauischen Materialien geliefert habe.

Es ist merkwürdig und nicht gerade ein glänzendes Zeugniß für unsere Generation, wenn sich die Geschichtschreibung über die dreißiger Jahre an jene Männer anlehnt, welche gerade dem neuen Geiste schroff und verständnißlos gegenüber standen, weil sie von seinem Wehen auch nicht eine Spur vernahmen.

[1] Es war Kasimir Pfyffer, der jene berichtigende Darstellung der Umgestaltung im Thurgau zur Steuer der Wahrheit und Ehrenrettung Bornhausers veranlaßte, welche dann in der Zeitschrift „Helvetia" 1833, III. Heft, erschienen ist.

[2] Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, VI. Heft, 1865.

Siebenter Abschnitt.

Arbon.

Vom lauten Markte und Getümmel des politischen Lebens kehren wir endlich in Bornhausers Häuslichkeit zurück und folgen ihm nach seinem neuen Wirkungskreise. Ende Februar des Jahres 1831 verließ er Matzingen, um seine neue Stelle in Arbon anzutreten. Ohne Geleite — er hatte sich ein solches verbeten — schritt er allein, stillbewegten Sinnes die Straße hinauf, welche von seinem bisherigen Pfarrhause nach Frauenfeld führte. Warum er die üblichen Ehrenbezeugungen ausgeschlagen, weiß ich nicht. Vielleicht wollte er es vermeiden, daß ihm Huldigungen dargebracht werden, welche wiederum Anlaß zu gehässiger Beurtheilung geben konnten; vielleicht wollte er durch die Feierlichkeit eines förmlichen Abschiedes nicht gerührt werden; denn sein Herz war voll, Freude und Schmerz, Hoffnung und Sorge wogten darin auf und ab.

Arbon, ein kleines Städtchen von ca. 1100 evangelischen und 300 katholischen Einwohnern, liegt auf einer Landzunge zwischen den großen Hafenstationen Romanshorn und Rorschach. Seine Lage und Aussicht gehören zu dem Schönsten und Anmutigsten, was die östliche Schweiz darbietet. Südlich erhebt sich in nahen, gewaltigen Formen die Sentiskette; östlich davon der Rorschacher Berg mit seinen grünen Wiesen und dunkeln Wäldern, freundliche Dörfer und Villen zieren seinen Fuß. Im Osten ragen die Berge von Rhätien und Tyrol mit ihren schneeschimmernden Kuppen hoch in die Luft. Weiter nach Norden reiht sich das österreichische und bayerische Ufer des Bodensee's an und zeigen Lindau und Bregenz in deutlichen Umrissen; im Norden und Westen öffnet sich das fruchtbare Schwabenland; da winken die stattlichen Orte Langenargen, Friedrichshafen und Immenstad grüßend herüber. Von drei

Seiten umgibt der mächtige See in immer wechselnden Farben die kleine Stadt und nach Westen hin zieht sich ein sanft ansteigender Hügel, der sich allmälig in das obstbaumreiche Egnach mit seinen unzähligen kleinen Höfen und Weilern ausbreitet. Wenn man über den Rebenhügel von Arbon in der Richtung nach Speiserslehen geht, so genießt man eine wahre Fülle von Aussicht, rechts den See und das württembergische Ufer, links das Thal von Roggwyl und darüber die Sentisgruppe, vor sich und rings herum den mächtigen Obstbaumwald, der das Nützliche mit dem Anmutigen, das Werk der Menschenhand mit der freien Schöpfung der Natur vereint; auf dem Rückweg liegt der ganze obere Theil des See's mit seinem malerischen Rande, umkränzt von einer hohen Alpenwand vor dem trunkenen Blicke da, und auf dem blauen Spiegel ziehen eilige Dampfboote dunkeln Rauch ausstoßend nach verschiedenen Richtungen hin, blinken weiße Segel, welche Lasten von Holz und Stein über das breite Wasser hintreiben. Und wenn die untergehende Sonne mit ihren letzten Stralen die herrliche Landschaft grüßt, dann leuchten etwa die Berge in rosigem Schimmer und ein purpurnes Roth mischt sich mit dem tiefen Blau des weithinglänzenden See's.

Von der Höhe des kleinen Weinberges gilt jene Strophe in Bornhausers „Rudolf von Werdenberg“:

Da winkt die Bank, hier sitzen wir gut
Am traubenreichen Hügel,
Ein sanfter goldener Schimmer ruht
Weithin auf des Bodans Spiegel.
Stolz hebt aus der Wolken zerrissenem Flor
Der Sentis das purpurne Haupt empor.
Schön leuchten die Berge im Aether.
O herrliches Land der Väter!

Am südlichen Abhange des Berges, etwa tausend Schritte vom jetzigen Arbon entfernt, lag das alte Arbor felix, ein römisches

Castellum mit einem kleinen Kriegshafen, eine Station auf der Römerstraße, die von Vitodurum (Winterthur) über Ad fines (Pfyn) nach Brigantium (Bregenz) und weiter nach Augusta Vindelicorum zog. Woher es den Namen bekommen, ob von einem Baum, an den sich bestimmte Erinnerungen und Sagen anknüpften, oder von seiner früheren, keltischen Benennung, läßt sich nicht mehr ermitteln. Um's Jahr 615, als Gallus diese Gegend durchzog und den Alemannen das Evangelium verkündigte, traf er in Arbon schon einen christlichen Priester Willimar an, bei dem er einige Zeit Herberge nahm. Noch ist in der Mauer der kleinen, jetzt restaurirten Friedhofkapelle der Stein mit dem gewaltigen Fußtritt vorhanden, in welchem das gläubige Volk den Tritt des Glaubensapostels zu schauen meinte.

Im Mittelalter war Arbon zunächst eine kleinere Ortschaft mit Burg, den Edlen von Arbon gehörig, erweiterte sich dann wieder, erbaute sich Ringmauern und Befestigungswerke und erhielt von den deutschen Kaisern einige städtische Rechte zugetheilt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts ertheilte Friedrich I. Barbarossa dem Bischof von Konstanz die hohe Gerichtsbarkeit über die Stadt, und seither bis zur Besitznahme des Thurgaus durch die Eidgenossen ist es wie Bischofszell unter der Hoheit der konstanzischen Bischöfe geblieben, in der Weise, daß adeliche Lehensmänner auf dem Schlosse die Gerichtsbarkeit übten. Ehe der unglückliche Hohenstaufe Conradin nach Italien zog, soll er sich einige Zeit bei dem Burgherrn von Arbon, seinem Lehensmanne, aufgehalten haben und von dort aus an der Spitze seiner Getreuen zur Eroberung seines italischen Erblandes über die Alpen gezogen sein.

Die Schönheit der Landschaft und der Reiz, welchen historische Erinnerungen auf das empfängliche Dichtergemüt ausüben, trugen wesentlich dazu bei, um Bornhauser den Uebergang nach Arbon leicht und erfreulich zu machen. Um jene Zeit befand sich übrigens das alte Arbon keineswegs in einem blühenden Zustande. Der Leinwandhandel, der im obern Thurgau im achtzehnten Jahrhundert

eine reiche Quelle des Wohlstandes gewesen, war gesunken und sein Markt hatte sich von Arbon weg nach andern Orten gezogen. Die großen Häuser der Fingerli, Alberti u. a. standen leer; die Industrie hatte erst einen bescheidenen Anfang gemacht. So kam es, daß die Bevölkerung Arbons nicht gerade in sehr günstigen Verhältnissen lebte und das große städtische Armenhaus nicht umsonst vorhanden war. Seither hat sich durch die Eisenbahn, durch vermehrte Industrie und regeres Verkehrsleben der Zustand wieder in erfreulicher Weise gehoben, und was früher eine seltene Erscheinung war, neue Häuser, Straßen und Brunnen wurden gebaut, welche in Verbindung mit dem herrlichen See und der prachtvollen Lage das Städtchen zu einem angenehmen Sommeraufenthalt für Fremde, zu einer freundlichen Station für deutsche und selbst englische Kurgäste gestalten. Zu der Kirchgemeinde Arbon gehören noch die bäuerlichen Ortschaften Frasnacht und Speiserslehen und das wohlhabende Horn, eine thurgauische Enclave im Gebiete des Kantons St. Gallen.

Das Pfarrhaus, in welchem Bornhauser nahezu zweiundzwanzig Jahre gelebt hat, liegt im westlichen Theile des Städtchens, von Häusern umgeben, und hat an der freundlichen Aussicht des Ortes wenig Theil. Ein großer Obst- und Gemüsegarten umgibt es ringsum und gewährt einige Entschädigung für das, was das Auge an erfreuender Fernsicht vermißt.

Hier führte Bornhauser ein zurückgezogenes, idyllisches, aber dabei unermüdlich thätiges Leben. An der Last von Geschäften, welche er allwöchentlich bewältigte, hätte Mancher genugsam zu tragen gehabt, während ihm immer noch Zeit übrig blieb, um darüber hinaus eine freie Thätigkeit zu entwickeln. Es war wol seine Absicht gewesen, sich ganz von dem politischen Kampfplatze zurückzuziehen, allein sein lebendiges Interesse an dem Gange der Dinge und die Bitten der Freunde, die seiner noch dringend bedurften, ließen ihn einstweilen nicht los. Schulbesuche, Vereinsversammlungen, Korrespondenzen mit politischen und andern Freunden und die mit neuem Eifer wieder aufgenommene dichterische

Thätigkeit füllten die freien Zeiten seines Lebens aus. Jeden Tag pflegte er einen größeren Spaziergang am Gestade des See's hin zu machen. Häufig ging er nach den nahen Landgemeinden seines Kirchspiels hinaus, wo die einfache, bäuerliche Bevölkerung den Herrn Pfarrer mit herzlicher Freundlichkeit empfing und sich seine Bewirtung mit den Produkten des Landes: Apfelwein, Brot, Kirschen oder Nüsse, angelegen sein ließ. Mit den Bauersleuten pflegte er bald ernste Worte der Belehrung zu reden, bald mit fröhlichen Scherzen sich den Sinn zu erheitern, wenn er ihm von ernster Gedankenarbeit schwer und düster geworden war, bald mit beredten Worten und trefflichen Geschichten Vertrauen und Lebensmut auszuspenden, wo man dessen zu bedürfen schien. In Speiserslehen hielt er Einkehr bei dem Kreisamtmann Straub, mit dem er die Schul- und Armenwesensgeschäfte der Gemeinde besorgte und besprach. In Horn besuchte er besonders gerne den dortigen Lehrer Johann Konrad Roschach, einen Schulmann nach dem Herzen Gottes, wie ich ihn wol nennen darf. Dieser liebenswürdige, hochbegabte und dabei kindlich bescheidene Mann, der kaum die Anfänge einer wissenschaftlichen Bildung genossen hatte, bildete sich selbst durch beharrlichen Fleiß und reiches Talent zu einem der tüchtigsten Lehrer und Gemeindebeamten aus. Seine Schule war eine Pflanzstätte von Gedanken und ein Ort sittlich-geistiger Erziehung, seine Konferenzvorträge waren die geistvollsten, reich an Witz, pädagogischer Einsicht und Anregung. Seine freie Zeit füllte er gerne mit mechanischen Konstruktionen und kleinen Erfindungen aus. Selbständig erfand er ein Tellurium, das er zunächst zeichnete und dann auch mechanisch herstellte. Nach Dr. Titus Toblers Anweisungen und Mittheilungen verfertigte er ein Relief des heiligen Landes und unterstützte jenen Gelehrten bei der Bearbeitung von Zeichnungen und Plänen, wozu jener das Material von Jerusalem und den heiligen Stätten mitgebracht hatte. Eine echt religiöse Natur war er doch freisinnig wie sein Pfarrer, denn seine Seele war zu wahrheitsliebend, um sich an vernunftwidrige

Glaubenssätze gebunden zu fühlen. Ueber und jenseits der Welt des Wissens baute er sich seine Welt des Glaubens und Hoffens auf. Noch dreißig Jahre später glänzte sein Auge heller und Begeisterung zitterte in seiner Stimme, wenn er von der alten Zeit sprach und die schönsten Erinnerungen aus seinem Schulmeisterleben mittheilte.

In Arbon selbst lebte ein Mann, der Bornhausers Geist und Herzen nicht weniger nahe stand, wenn auch sein Stand ihn scheinbar grundsätzlich von ihm trennte. Das war der katholische Pfarrer und Dekan König, ein Schüler und Freund Wessenbergs. Dieser stattliche und gemütreiche Mann war nicht nur ein trefflicher Prediger, der seinen Gottesdienst nach Wessenbergischer Liturgie so viel als möglich in deutscher Sprache hielt, sondern auch der Sache der Schule und Volksbildung aufrichtig zugethan. Er kannte keinen Dienst der Kirche, der nicht dem Volke und seinen heiligsten Gütern galt; mit seinem Christenthum hatte er den Standpunkt des römischen Dogmas hinter sich gelassen und brachte seinem reformirten Collegen eine aufrichtige Herzlichkeit und Unbefangenheit entgegen, die von diesem warm erwidert wurde. Wöchentlich mehrmals sahen sich die beiden in ihrer Behausung und auf dem Spaziergang, besprachen die Interessen ihrer Gemeinde, unterhielten sich über Kunst und Wissenschaft und klagten sich gegenseitig, was in ihrem Amte Unbefriedigendes und Drückendes lag. König hatte wie Bornhauser eine humoristische Ader und gab Bekannten gerne das Räthsel auf: Ich bin nun bald ein alter Mann und habe doch meinen Geburtstag erst fünfzehn mal erlebt? Er war am 29. Februar 1779 geboren. Die beiden Männer trugen durch ihren freundschaftlichen Verkehr wesentlich dazu bei, den Geist der Duldsamkeit und der freundlichen Anerkennung fremder Glaubensüberzeugung zu pflanzen, der denn auch in dieser Gemeinde zu ihrer Ehre sich fort und fort erhalten hat. Dekan König wurde am Grünen Donnerstag 1845 vom Schlagfluß gerührt, während er das heilige Abendmahl an seine Pfarrkinder austheilte, und starb den folgenden Tag, in

seiner Gemeinde wie im Leben Bornhausers eine tiefe Lücke zurücklassend.

Lehrer Roschach, der unter Anderm auch eine kurze handschriftliche Lebensbeschreibung Bornhausers, eine Geschichte von Arbon und eine solche von Horn hinterlassen hat, zog sich im Greisenalter vom Schuldienste zurück und starb 1872.

Achter Abschnitt.

Verlauf der politischen Bewegung. Der „Wächter" tritt auf. Die Mittelbehörden bestellt. Das Staatsschiff gewinnt ruhigeres Fahrwasser.

Eine so tiefgehende Bewegung des Volksgeistes, eine so wesentliche Veränderung des staatlichen Grundgesetzes, wie sie sich eben vollzogen hatte, konnte nicht ohne andauernde Nachkämpfe gleich dem Donner eines abziehenden Gewitters vor sich gehen. In den aristokratischen Kreisen, zumal der Hauptstadt, war man noch immer ungehalten gegen Bornhauser, der die Kraft des Volkes gegen die Männer am Staatsruder und die hochangesehenen Beamtenkreise entfesselt und in Bewegung gesetzt hatte. Alle die Beleidigungen, welche namentlich Freienmuth und Hirzel von den aufgeregten Massen erfahren hatten, die Drohungen, welche in den stürmischen Tagen des Winters 1830 auf 1831 über Frauenfeld ausgestoßen worden, sie wurden nun den Führern in Rechnung gebracht und in verschiedenen Gestalten zurückgegeben. Ueber Bornhauser wurden noch immer Spottgedichte herumgeboten, ja eine Karrikatur erschien, welche seinen Kopf in Portraitähnlichkeit auf dem Haupte eines Hahnes dem theilnehmenden Betrachter darbot. Besonders war der

Candidat der Theologie Ernst Müller noch immer fruchtbar an Einfällen, welche den Ruhm des Volksführers in's Lächerliche zogen. Mit Bornhausers Wegzug nach Arbon fiel es seinen Gegnern im Unterthurgau wie ein Alp vom Herzen; dort stand er dem Mittelpunkt des Kantons ferner, dort war seine Zeit und Kraft von einer zahlreichen Gemeinde in Anspruch genommeu; dort war er von seinen Freunden bei den damaligen Verkehrsverhältnissen so weit getrennt, daß sie nicht mehr so leicht sich zusammenfinden und sich zu gemeinsamen Schritten einigen konnten. Es schien zwar auch manchem Gegner anerkennenswerth, daß Bornhauser jede Belohnung durch ein Staatsamt beharrlich ausschlug und wie jener römische Diktator zum Pfluge, zu seinem geistlichen Berufe zurückkehrte. Allein es ist eine Wahrheit, die sich in Republiken am meisten bestätigt, daß man im Allgemeinen einen Mann nur in dem Maße anerkennt, als man sich gerade von ihm abhängig fühlt, als er einem gegenwärtig und in Zukunft nützen oder schaden kann. Und was war nun von dem ehemaligen Diktator, der weit oben am Ufer des Bodensee's seine Heerde weidete, für die noch immer starke Partei der Aristokraten oder Konservativen, wie wir jetzt sagen würden, noch viel zu fürchten? Was war noch viel für die Geschicke des Volkes von ihm zu hoffen, nachdem er so bestimmt erklärt hatte, sich von dem politischen Schauplatze zurückziehen zu wollen? Hier liegt der Schlüssel zu dem scheinbaren Räthsel, warum die unterlegene Partei so wenig Niedergeschlagenheit zeigte und so wenig Bedenken trug, den eigentlichen Sieger im Angesichte des Volkes mit Schimpf zu behandeln.

Es wäre darum geradezu politisch richtiger gewesen, wenn der Mann, der das Volk geweckt und in einen neuen Zustand hinübergeführt hatte, auch bei den öffentlichen Angelegenheiten geblieben wäre und sich eben doch in Gottes Namen ein Staatsamt hätte zutheilen lassen. Nur so konnte er sicher sein, daß das Errungene nicht wieder verloren gehe, konnte er seine Partei, die ihn unbedingt als ihr geistiges Haupt anerkannte, fest zusammenschließen und vor

Zersplitterung bewahren. Indem er von dem unvollendeten Werke sich zurückzog, lief er Gefahr, daß die Dinge bald einen ganz andern Weg gingen, als er gewollt und erwartet hatte.

Uebrigens gab es auch eine maßvolle Opposition, welche die neugeschaffenen Zustände ruhig annahm, aber sich die Aufgabe stellte, der unmittelbaren Volksherrschaft, dem Drucke der Massen aus allen Kräften entgegen zu wirken und die Herrschaft des Geistes, der Bildung und Einsicht aus der Sturmfluth der Revolution hervorgehen zu lassen. Dies waren z. B. die Männer der Thurgauer Zeitung: Provisor Mörikofer, Verhörrichter Kesselring, Alt Regierungsrath Hirzel, Diakon Pupikofer und Pfarrer Hanhart. Daß sie es redlich meinten, ist nicht zu bezweifeln; ja Bornhauser schien eine Zeit lang geneigt, ihnen das Feld zu überlassen. Allein neben ihnen standen auch die alten Größen nahezu alle wieder auf. Auch gab es Böswillige, die mit weniger redlichen Waffen kämpften und dem Hasse gegen die neue Verfassung und ihre Urheber freien Lauf ließen. Schon im März 1831 hatte Bornhauser in der Thurgauer Zeitung erklären müssen: „Die Verleumdung ist thätig; sie sucht die neue Verfassung und die, welche daran arbeiteten, zu ververdächtigen. Die Einen sagen, ich habe die Sache der Freiheit aufgegeben; die Andern behaupten, die neue Verfassung gefalle mir selbst nicht, aber ich sei in der Sechszehner-Kommission überstimmt worden; beides ist unrichtig. Allerdings bin ich der politischen Geschäfte, Sorgen und Kämpfe satt, aber aufgeben werde ich die Sache des Volkes und der Freiheit nie."

Die liberale Partei hatte bis jetzt im eigenen Kanton kein Zeitungsorgan gehabt. Die Thurgauer Zeitung war früher der Regierungspartei dienstbar und wurde jetzt von der liberal-konservativen Gruppe Heinrich Kesselrings redigiert. Im Mittsommer des Jahres 1831 führten nun die politischen Freunde Bornhausers, Dr. Keller, Pfarrer Bion und Dr. Simon (in Lustdorf) den „Wächter" in's Leben, der vom 1. Juli an zunächst wöchentlich nur einmal erschien. Der geistreiche, zur Satyre geneigte Pfarrer

W. F. Bion, damals in Affeltrangen, später in Schönholzersweilen, übernahm die Redaktion und führte eine Sprache, wie sie dem Volke überaus willkommen und sympathisch war, der gestürzten Partei aber auf's äußerste widerstrebte. Er wurde später (1835) von dem praktischen Arzte Dr. Bockſperger darin abgelöst, einem trefflichen Denker und schlagfertigen Schreiber, der jedoch durch ein Lungenleiden frühe dahingerafft wurde, von Bornhauser lebhaft betrauert, der noch in späten Briefen seiner gedenkt. „Wächter" wurde das liberale Blatt genannt, weil es über Verfassung und Freiheit im Namen des Volkes getreulich Wache halten sollte. Als Probe seiner Schreibweise mögen hier einige Worte aus seiner ersten Nummer Platz finden:

„Der Wächter wird seinen wolgestählten Spieß gegen alle ihm in die Fährte kommenden politischen Buschklepper und Gauner wenden und jeden entlarven, der in der Tunica oder im Talar seine aristokratischen Contrebandwaaren in liberale Ballen eingepackt unter das Volk einzuschwärzen versucht. Man wird daher den Wächter bald leiser bald lauter, mitunter im kräftigen Baßton sein „Werda" oder die Stunde rufen hören. Er wird aber auch nicht ermangeln, alles Gute, Schöne und Edle, alles was Bildung, Gesittung, Bürgerwohl und wahre Religiosität fördert, laut zu verkünden. Der Wächter brüstet sich nicht mit der Erklärung, daß er keiner Partei angehöre, denn man würde ihm das so wenig glauben als andern Zeitungen, die anfangs alle mögliche Unparteilichkeit versprachen und hintennach eben so gut zu ihren liberalen Vettern hielten, wie jedes andere arme Menschenkind. Der Wächter schlägt sich zu der Partei der sogeheißenen Liberalen und Volksfreunde und erklärt von vorneherein allen Rittern und Edelknechten der Stabilität, allem Troß des Jesuitismus und Pfaffenthums den Krieg. Er will mit seinem Wachtstecken jene unsaubern Geister verscheuchen, welche Unkraut unter den Weizen streuen möchten. Der Wächter könnte noch viel mehr versprechen, allein es ist ihm auch um das Halten zu thun."

Die volksthümliche, witzige, bisweilen sehr derbe Sprache des Blattes verschaffte ihm bald einen verhältnißmäßig zahlreichen Leserkreis. Auch Bornhauser schrieb fleißig hinein, immer in mildem, gemäßigtem Tone. Der humoristische Bion dagegen ließ es sich angelegen sein, kräftiges Salz auf's trockene Brot zu streuen. Zwischen dem Wächter und der Thurgauer Zeitung, welche erst eine Mittelrichtung einhielt, dann immer mehr eine konservative Haltung annahm, erhob sich nun ein Jahre langer Kampf, der dem politischen Leben im Thurgau viel Frische und Kräftigkeit gab, aber freilich auch etwa in gemeine Klopffechterei überging. Daß aber der Zustand der Presse und Politik ein „düsteres, unerquickliches Bild“ darbot, wie der neueste Darsteller jener Zeit sich ausdrückt, konnte ich nicht finden. Sind es auch nicht lauter sorgfältig gepflückte Anstandsblüthen, welche sich die Männer beider Parteien in's Gesicht warfen, so sind es doch viel sachliche Gründe, viel gesunder Witz und Humor, viel zeitgemäße Gedanken, welche dem politisch ungewöhnlich angeregten Volke zu gut kamen.

Zuerst kam der Wächter dem angegriffenen Pfarrer Hauser (in Aawangen) zu Hülfe. Dieser hatte geäußert, der Thurgauer möge getrost seine neue Verfassung zum neuen Testament legen, was die Thurgauer Zeitung eine unsinnige Nebeneinanderstellung nannte, weil auf solche Weise das staatliche Grundgesetz so hoch gewerthet werde, als das Buch des Lebens. Der Wächter bemerkte: „Wahrlich, einen solch' frommen Glauben hätten wir in Frauenfeld nicht gesucht. Der Thurgauer ist Bürger und Christ; wir dürfen den Christen nie vom Bürger trennen und den Bürger nie vom Christen. Auch finden wir den Geist Gottes nicht allein in der Schrift, sondern auch im Menschengeiste geoffenbaret. Wir glauben in der Verfassung Grundsätze zu entdecken, die nicht sobald wieder umgestürzt werden dürften, und die wenigstens eben so viel Werth für den vernünftigen Denker haben als die Worte: Salomon hat gezeuget den Boas aus der Rahab; Boas aber hat gezeuget den Obed aus der Ruth. Wir halten uns übrigens an

das Wort unsers Meisters: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig." —

Bald darauf hatte der Wächter Bornhauser selbst gegen eine Schaar von Tadlern und Verleumdern zu vertheidigen, was er denn auch in einer Reihe von Artikeln, die im Monat September erschienen, trefflich ausführte. Man hatte ihm vorgeworfen: Er sei kein würdiger Geistlicher, denn ein solcher kümmere sich nicht um politische Sachen, sondern studire immer in der Bibel; er habe dem Volke goldene Berge versprochen und gebe ihm nun einen Sandhaufen; dem Kanton habe er große Kosten verursacht, die nun das getäuschte Volk bezahlen müsse; in der Häberlin'schen Streitsache habe er unehrlich gehandelt und das Land in Gefahr gebracht; er sei von den Jakobinern und Freimaurern bestochen und bezahlt worden, damit er die alte Verfassung umstürze; er habe keine Religion, wolle die Klöster aufheben und den Katholiken das Recht nehmen, Männer ihres Glaubens in den Großen Rath und andere höhere Aemter zu wählen. Die Vertheidigung ist ein wahres Muster sachlicher, volksthümlicher und anziehender Publizistik, die denn auch auf einen Großtheil des Volkes eine durchschlagende Wirkung geübt hat. Es gelang nicht, Bornhauser vom Herzen des thurgauischen Volkes zu trennen. Auch der Große Rath gab ihm Beweise ungeschwächten Vertrauens und eröffnete ihm die Möglichkeit, für die geistige Entwicklung des Kantons an wirksamer Stelle thätig zu sein.

Die neue Verfassung trennte endlich das Schulwesen von dem Kirchenwesen und bestimmte statt des sogen. Administrationsrathes für das erstere einen Erziehungsrath, für letzteres einen konfessionellen Kirchenrath. Schon im Juli 1831 bestellte der Rath die kantonale Erziehungsbehörde aus zwei evangelischen und zwei katholischen Geistlichen und vier weltlichen Mitgliedern. Bornhauser ging zuerst aus der Wahl hervor, neben ihm Pupikofer; Verhörrichter Kesselring übernahm das Präsidium. Mit jugendlicher Begeisterung machte sich der Erziehungsrath an die Arbeit; er sorgte für eine bessere Schulinspektion (diese war vom evangel. Administrationsrath

den Dekanaten übertragen worden, alten Männern, die ihre pädagogische Thätigkeit gewöhnlich auf Schlichtung von Streitigkeiten beschränkten); ordnete Fortbildungskurse für die fast durchwegs mangelhaft gebildeten Lehrer an, gab zweckmäßige Verordnungen und Weisungen heraus und brachte es dahin, daß zur Freude aller Volksfreunde schon im Winter 1833/34 das Lehrerseminar in Kreuzlingen eröffnet wurde. Jakob Wehrli von Eschikofen, ein trefflicher Schüler Fellenbergs, von nicht großer wissenschaftlicher Bildung, aber von eminenter sittlicher und praktischer Tüchtigkeit, wurde zum Direktor ernannt und hat einer ganzen Generation thurgauischer Lehrer seinen Charakter aufgeprägt.

Nur eine Amtsdauer, bis 1834, hat indeß Bornhauser dem Erziehungsrathe angehört Es gab der Sitzungstage viele, Arbon und Frauenfeld waren verhältnißmäßig weit auseinander, auch sah er, daß Pupikofers Fleiß und Einsicht, Kesselrings Eifer und Begeisterung den Schulwagen auch ohne ihn weiter führen werden; außerdem fühlte er seine Gesundheit durch wiederholte Gichtanfälle einigermaßen gestört. Deßhalb nahm er unvermutet seine Entlassung und ließ sich auch durch eine Zuschrift des Erziehungsrathes nicht bestimmen, länger dieser Behörde anzugehören. Durch die Presse jedoch fuhr er von Zeit zu Zeit fort, für Volksbildung zu wirken, empfahl zur Berücksichtigung des Mittelstandes die Einführung von Bezirksschulen (die jetzigen Sekundarschulen) und suchte namentlich seine Oberthurgauer von der Möglichkeit und Nothwendigkeit höheren Volksunterrichtes zu überzeugen.

Gegen Ende des Jahres 1832 wurden dann auch die kirchlichen Mittelbehörden, die beiden konfessionellen Kirchenräthe, organisirt und von den resp. Großrathscollegien bestellt. Bornhauser, zum ersten geistlichen Mitgliede des evangelischen Kirchenrathes ernannt, hat dieser Behörde ohne Unterbrechung bis an sein Ende, längere Zeit als Präsident, angehört. Von seiner Wirksamkeit in dieser Stellung werde ich später noch, im Zusammenhang mit seiner theologischen und pastoralen Entwicklung, zu reden haben.

Digitized by Google

Einstweilen sei nur erwähnt, daß sein Kirchenregiment ein eben so mildes als freisinniges war. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß man auf jedem Standpunkte, immerhin vorausgesetzt, daß man es redlich meine, ein warmes Herz und einen klaren Kopf mitbringe, segensreich zu wirken im Stande sei. Kennzeichnend ist übrigens folgende Anekdote: Ein Candidat der Theologie, welcher dem Examen nicht mehr ferne stand, besuchte Bornhauser, um sich vorzustellen und die Räthe und Weisungen des Vorgesetzten in Empfang zu nehmen. Der Candidat studirte in Basel und hatte ganz die orthodoxe Richtung der dortigen Schule angenommen. „Was haben Sie gelesen und was lesen Sie?" fragte der Kirchenrath. Der Candidat nannte einige theologische Werke: Hagenbachs Kirchengeschichte; Julius Müller, Zur christlichen Lehre von der Sünde u. A. „O, ich meine nicht das", erwiderte lebhaft der Vorgesetzte. „Ich frage Sie vielmehr, ob Sie Herder, Göthe, Schiller wacker gelesen und an ihren Werken sich gebildet haben?" Der Candidat verneinte es und wurde ermahnt, sich in den Schriften der deutschen Klassiker noch gehörig umzusehen.

Es war doch mehr ein frommer Wunsch als eine streng durchzuführende Absicht, wenn Bornhauser erklärt hatte, daß er sich vom politischen Schauplatze zurückziehen wolle. Seine Freunde und die ganze liberale Partei bedurften seiner noch und hörten nicht auf, sein begeisterndes Wort und seine Person für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen. Am 21. Oktober 1831 wurde der kantonale politische Verein gebildet, welcher sich folgende Aufgaben stellte: Aufrechthaltung der Verfassung, Beförderung vaterländischen Sinnes, bürgerlicher und politischer Volksbildung. Bornhauser mußte mithelfen, es lag in seiner Pflicht, nachdem das Volk im neuen Grundgesetze seine Rechte empfangen, nun auch mit allen Kräften dahin zu wirken, daß es seiner Aufgabe gerecht werde, daß seine Einsicht sich mehre, daß in allen Klassen ein helles Bewußtsein von den Pflichten eines republikanischen Bürgers erwache.

Indeß wurden die Blicke dieser Männer vom thurgauischen

Boden in jener Zeit immer mehr auf die schweizerischen Zustände hingelenkt. Schon in jener ersten Versammlung legten sie für das unglückliche Baselland, das durch Ungewitter und Bürgerkrieg heimgesucht war, eine Steuer von 60 fl. zusammen. Die sieben Todsünden der Aristokraten (1. fremder Kriegsdienst, 2. niederträchtige Schmeichelei gegen auswärtige Mächte, 3. eitle Herrschgier und übermütiges Benehmen, 4. Ungerechtigkeit und Verfolgungssucht, 5. absichtliche Verdummung des Volkes, 6. Verfall der Eidgenossenschaft und 7. Verrath am Vaterlande aus selbstsüchtigem Interesse), dieses große Sündenregister, welches der Wächter in ziemlich stark aufgetragenen Farben ausführte, galt nicht mehr blos den thurgauischen Machthabern von 1830, es galt den Häuptern der Eidgenossenschaft, den Tagsatzungsherren, welche alles Selbstgefühl schweizerischer Staatsmänner verloren zu haben schienen, dem Auslande stets zu Willen waren und nicht einmal versuchten, die ganz zersplitterten, auf sich selbst stehenden Kantone durch ein engeres Band zu einer wahren Eidgenossenschaft neu und fest zusammen zu schließen. Ich werde indeß davon in einem spätern Kapitel zu reden haben und begnüge mich hier mit einer bloßen Andeutung.

Neunter Abschnitt.

Die „Lieder.“[1]

Während der politischen Wirren hatte Bornhauser eine Art von Heimweh empfunden. Es war ihm, als ob er einem höhern

[1] Lieder von Thomas Bornhauser. Trogen, Druck und Verlag von Meyer & Zuberbühler, 1833.

Berufe, einem reinern Genius untreu geworden sei; daher hatte es ihn mit mächtigem Zuge hinweggezogen nach einem stillen Orte, wo er fern vom Lärm und Streit des politischen Treibens wieder sich selbst zurückgegeben wäre und ein anderes, geistigeres Leben sich gestalten könnte. Jener reinere Genius war die Poesie. Schon seit den Tagen seiner Studienzeit hatte er dann und wann ein mit Versen bedecktes Blatt in seine Mappe gelegt. Wenn Göthe erzählt, daß weitaus die meisten und besten seiner lyrischen Erzeugnisse Gelegenheitsgedichte seien, so konnte es unser thurgauischer Liederdichter ebenfalls sagen. Es tritt kein Plan zu Tage, nach welchem etwa eine Reihe von Dichtungen gearbeitet wäre, dagegen läßt sich an vielen irgend ein gelegentliches Moment erkennen. Wir haben gesehen, wie die Zwinglifeier im Sihlwalde ihn zu zwei Gedichten anregte, welche zu den Zierden jenes Festes und zum schönsten Ausdruck der Stimmung jenes Tages gehörten. So geschah es auch später je und je: eine Reise, ein Fest, ein Naturereigniß, eine Landschaft, eine Nachricht veranlaßten ihn oft plötzlich, seine Gedanken darüber niederzuschreiben und ihnen im Liede eine unverlierbare Gestalt zu geben.

Mit dem Titel „Lieder", welchen er seiner im Jahre 1832 herausgegebenen Sammlung gab, darf man es nicht allzu strenge nehmen. „Vom Vorzüglicheren geschieht die Benennung", sagt ein lateinisches Sprichwort. Die rein lyrischen Gedichte, welche zum Singen bestimmt sind, also die eigentlichen Lieder, bilden den werthvollsten Theil der Sammlung, so namentlich: Das Lied des Sennen: „Ein Schweizer das bin ich, ein fröhlicher Hirt", „Sehnsucht", „s'Wörtli frei", „der Heerdenreihen", „zum neuen Jahr", „des Lebens Werth", „die Zeitung." Daneben kommen auch erzählende und beschreibende Gedichte vor, wie: „die Lawine", „der Fischer", „Wilhelm Tell." In dieser Gruppe ist das gelungenste, nach Form und Inhalt ansprechendste „die Thurbrücke bei Bischofszell." Auch zwei poetische Gespräche: „Die Auferstehung" und „der Markstein" sind der Sammlung einverleibt, sind jedoch ohne dauernden Werth.

Die meisten von Bornhausers Dichtungen gelten dem Vaterlande oder einer bedeutenden vaterländischen Erinnerung, der Natur, namentlich der Alpenwelt, der völkerbeglückenden Freiheit, dem Rechte und der Wahrheit. Sein Vorbild ist Schiller, dessen hoher Flug und Schwung, dessen leidenschaftliches Pathos ihm nur zu viel als das Wesen aller Poesie erschienen sind. Mit Recht sagt Robert Weber in seiner poetischen Nationalliteratur der Schweiz:

„Der Grundton, welcher das Gemüt und das ganze Leben Bornhausers beherrschte, war die Idee der politischen Freiheit seines engern und weitern Vaterlandes. Sie ist der Born seiner Lieder, der rothe Faden, der sich durch das phantastische Gewirr seiner epischen Gestaltungen hindurchzieht. Weit und groß schlug sein Herz für das Vaterland; seine Arme schlangen sich treu und warm um die Menschheit; sein Kopf glühte für ihre idealen Interessen. Glücklicher, heiterer Humor, üppig wuchernde Phantasie, hochherzige Gesinnung, warmes Gefühl, das sich bis zur Gluth religiöser Andacht zu steigern vermochte, befähigten ihn zur Darstellung lebensvoller Bilder; allein nirgends war es ihm vergönnt, seinen Werken den Stempel der Vollkommenheit aufzudrücken. Die lyrischen Gedichte haben viel Frische; es sind Laute der Freiheit, die ein gesundes Gemüt, unbekümmert um Rhythmus und Styl, als kunstlose Lieder ausstößt und froh jauchzend in den blauen Himmel hineinsingt."

Es ist wahr, trotz des bedeutenden poetischen Talentes hat unser Bornhauser es zum hervorragenden oder auch nur allgemein anerkannten Dichter nicht gebracht. Mit einem gewissen schmerzlichen Gefühle gestehe ich es, daß aus seiner poesiereichen Seele uns ein viel kostbarerer Schatz von Liedern hätte hervorgehen können, wenn das Leben ihn hätte zum Dichter harmonisch heranwachsen und ausreifen lassen. Aber dazu war schon seine Bildung nicht angethan. Die verrottete Schule in Zürich mit ihrem geistlosen Schlendrian gab ihm keine Geistesnahrung, wie er sie bedurfte, und weckte zu frühe in ihm das Gefühl des Stolzes und der

Ueberlegenheit, welches der kräftige Geist emfindet, der sich von Mittelmäßigkeit und dürrer Prosa umgeben sieht. Zu früh sollte er dann die allgemeiuer bildenden Wissenschaften aufgeben und des Brotstudiums sich befleißen, das seinem Geiste wenig entsprechend war. Zu früh mußte er sich in den Schuldienst einspannen und fern von den Quellen höherer ästhetischer Ausbildung, ohne Theater, Bibliothek, anregende Gesellschaft seine Entwicklung nehmen, wie die Umstände es gestatten wollten. Dazu kam aber noch, daß seine Zeit eine durch und durch politische war; daß die hervorragendsten Köpfe von Freiheit der Völker und Umgestaltung der Staatsverfassungen schwärmten und so das vaterländische Interesse alle andern verschlang oder doch seinem Zweck dienstbar machte. Dazu kommt endlich, daß gerade in Bornhauser dieses Vorwiegen des Vaterlands- und Freiheitsideales über alle andern am entschiedensten hervortritt. Poesie, Wissenschaft, Kirche, Schule, Volkserziehung, Literatur, alle Mächte des geistigen Lebens müssen ihm wesentlich zu dem einen Zweck zusammenwirken, das Vaterland frei, einig, stark, tugendreich, ruhmvoll und glücklich zu machen. So singt er in „Jedem seine Weise“:

Laßt mich ruhig wandern,
Breit ist Weg und Welt,
Andres laß' ich andern,
Bin, wie's mir gefällt.
Was des Menschen Herz erfreut,
Ist des Menschen Seligkeit.

Glüht mein Lied dagegen
Von der Freiheit Hauch,
Gib dann Deinen Segen
Gott, dem Sänger auch!
Schenke mir für Ernst und Scherz
Manch' verwandtes edles Herz.

So war es denn unserm Dichter wenig daran gelegen, den Gesetzen der Kunst gemäß zu schaffen und an vollendeten Meister-

werken sich selbst durch Fleiß und Studium zur vollen Meisterschaft emporzuschwingen. Daß er dem Volke nütze mit seinem Saitenspiel, seinen Sinn vom Staube zu den idealen Gütern erhebe, sein Herz erwärme, sein Gemüt läutere und erfreue, das war ihm genug. „Alles durch das Volk und für das Volk" war ja seine Losung, darum wollte er sich nicht von den Kunstgesetzen und dem Urtheil der Gebildeten in seinem Dichten und Schreiben beengen lassen. Am rücksichtslosesten spricht er sich darüber selbst aus in der Vorrede zu der romantischen Erzählung Ida von Tockenburg:

„Kommt nun ein solcher (gelehrter) Herr daherstolzirt und nimmt mit vornehmem Lächeln mein Buch zur Hand, so mache ich einen tiefen Bückling und sage: Gehorsamer Diener! verzeihen Sie! erlauben Sie! ich bin ein unstudirter, unbedeutender Mann und wage es nicht, für so bedeutungsvolle Leute zu schreiben, wie Sie sind, Herr Rektor, Herr Professor! Aber bedenken Sie, es gibt nur wenige so gelehrte Herren in der Welt. Hingegen kenne ich viele Bewohner der Stadt und des Landes: Handwerker, Kaufleute, Beamte, Studenten, Mädchen, Frauen, Gesunde, Kranke, Halbkranke, die sich bei einem Buche gerne von der Last ihrer Geschäfte erholen und über der Poesie in Worten für einige Augenblicke die Prosa des täglichen Lebens vergessen möchten." —

Es ist kein Zweifel, Bornhauser ist in der Geringschätzung der Kunstgesetze und des geläuterten Geschmackes, in der Befolgung des Nützlichkeitsprinzipes und des volksmäßigen Tones viel zu weit gegangen. Indem wir einen Mann nach dem Herzen des Volkes in ihm gewonnen, haben wir zugleich einen bedeutenden Dichter verloren. Dies soll uns doch nicht hindern, das in seinen Dichtungen voll und ganz zu würdigen, was von bleibendem Werthe ist, das sind besonders jene volksmäßigen Lieder mit patriotischem Grundtone. Unter diesen steht in erster Linie s'Wörtli „frei". Da es später mehrfach verändert, auch wol mit den ältern Liedersammlungen in den Staub gefallen ist, so möge es in seiner ursprünglichen Gestalt hier eine Stelle finden.

s' Wörtli „frei".

Mi heimelet so mild und fründli
A herzig süeßes Wörtli a;
S'ist wit bekannt, allei recht gründli
Verstoht's halt nu der Schwizerma.
Wotscht öppa wüssa, was es sei?
S'ist üsa herzigs Wörtli „frei".

A Hüsli, das us Bäuma luschet,
A Gärtli, das voll Bluema stoht,
A Bächli, das vom Felsa ruschet,
A Heerd, die uf de Matta goht —
Das luegt er a und denkt dabei
Da gfallt's mer wohl, da isch es frei.

Ist's Hüsli mit de grüena Bäuma,
Ist Eintracht nö und Frida si;
Denn isch' em herrewohl diheima,
Seh's dussa nöh so stürmisch dri.
Er seit: Selb ist mer einerlei,
I has doch i mim Hüsli frei.

Lebt üsen Schwizerma z'biglücka
Im Hus e sansti Engelsgstalt,
E röslig's Wib, dem us den Blicka
E Herz voll Lieb und Güeti strahlt:
So schmöllelet[1] er dick[2] e chlei
Und denkt: mi Wib thuet herzig frei.

Und blüeit em gar en Chranz vo Chinde,
A Tugeda den Eltera glich,
Chan er si fast i's Glück nid finda,
Wie bin i, denkt er, doch so rich.
Er lauft und schafft und juchzt: Juhei!
Mer isch so himmlisch wohl und frei.

---

[1] schmöllelen so viel als behaglich lächeln.
[2] dick so viel als manchmal (alterthümlich).

Und gwaltig fühlt er s'Herz verwarma,
Mit alle Menscha meint er's guet,
Er redt mit Richa, redt mit Arma,
Hilft jederma mit Guet und Bluet.
Der Ma ist vo der rechte Lei,
Er ist mit alle Lüta frei.

Us dera brave Schwizerseela
Sött's Volk i Thal und Berge bstoh;
Wer selber d'Obrigkeit cha wähla,
Kennt weder Herr noch Unterthô,
Sin Herr ist Gott unds Gsetz allei —
So hät's de Schwizer, der ist frei.

Drum chlingt für's Guet und Schön im Leba
Au s'Wörtli frei im Schwizermund,
Ja, glaubet's nu, s'ist nid vergeba,
D'Sach hät en tüfa, tüfa Grund.
Es lehrt is, daß der alles hei,
Der säga cha: i leba frei.

Zum Verständniß dieses Liedes ist zu beachten, daß das Wort „frei" im Oberthurgauischen mehrere ziemlich verschiedene Bedeutungen hat. „Es ist frei" will sagen „es ist angenehm, behaglich." „Er ist en freie Ma" heißt „ein wohlwollender, freundlicher Mann." „Mer ist frei" bedeutet „mir ist wohl"; „es freieret" so viel als „es bessert sich." „Sie thuet herzig frei" gleich „sie benimmt sich herzig freundlich und liebenswürdig." Die politische Bedeutung des Wortes kommt verhältnißmäßig seltener vor. In einer handschriftlichen Bemerkung sagt der Dichter: Der Schweizer braucht das Wörtchen „frei" für Alles, was schön und freundlich ist; darauf beruht die Idee dieses Liedes.

Das Lied vom Wörtli „frei" wurde bald mit einer anmutigen Volksmelodie versehen und in den dreißiger und vierziger Jahren von den Gesangvereinen häufig gesungen, wie es denn überhaupt im Volksmunde lebte. Ich selbst erinnere mich noch, daß ich es

als Kind von unsern ländlichen Sängergesellschaften vielfach mit wahrer Herzensandacht singen hörte und daß es eine Zeit lang unser Liebling war.

Ebenso bekannt und beliebt wurde das Gedicht „Sehnsucht" oder „der Sentis glänzt." Es ist das einzige Lied der Liebe, welches sich in Bornhausers gedruckten und geschriebenen Dichtungen vorfindet. So fröhlich unser Dichter im Gespräch sein konnte, so sehr sein Mund zur guten Stunde von Witz und Laune sprudelte, so war doch seine Muse vorwaltend ernst, gehoben, unlachenden Mundes. Dies war auch der Grund, warum Zschokke wünschte, daß er sich der didaktischen Poesie (Lehrdichtung) zuwenden möchte. So schrieb dieser an Hagnauer: „Ich habe soeben ein schönes Motto aus Bornhauser entnommen; er hätte sich zum didaktischen Dichter geeignet, denn seine Sprache ist ernst und gedankenreich." Der leidenschaftlichen Liebe des patriotischen Sängers zu der Alpennatur habe ich schon früher Erwähnung gethan. Auch von Matzingen aus ist die Sentiskette mit den Kurfürsten sichtbar, und ihr Anblick war dem Dichter um so anziehender, als seine Braut dort am Fuße jener stolz ragenden Berge lebte. So geschah es wol, daß er sein trautes Lieb und seine Alpen in einem Gedichte zusammen feierte und daß daraus eines der besten und ansprechendsten seiner Lieder ward:

Sehnsucht.

Der Sentis glänzt in stolzer Schöne,
Vom letzten Sonnenstrahl begrüßt,
Und mit ihm glänzt die Sehnsuchtsthräne,
Die mir vom trüben Auge fließt.
Denn ach, wo jene Firnen glüh'n,
Da zieht mein volles Herz mich hin.

Wo neben frischem Lerchenholze
Die Heerdenglocke freundlich klingt,
Und wo mit edlem Freiheitsstolze
Der Hirte seinen Reihen singt:

Dort ist ein gutes, holdes Land,
Das Land, wo ich mein Mädchen fand.

Dort wohnst du braungelockte Mäde,
Mein Engel, meine Seligkeit;
O du, die mir in Blick und Rede,
In jedem Kuß den Himmel beut.
Und wo du bist, dort oder hier,
Ist auch mein liebend Herz bei dir.

Drum blick' ich nach der Berge Rücken,
Versenkt in stillen Liebesschmerz;
Die Arme öffnen sich und drücken
Im Geist dich an mein volles Herz,
Und seufzend lisple ich dir zu:
Mein Glück, mein Alles bist mir du.

Auch dieses Lied ist in der Ostschweiz eine Zeit lang Volkslied geworden und wurde noch Anfangs der vierziger Jahre bisweilen gesungen, bis es dann unter der Fluth von neuem Stoffe, der sich aufdrängte, allmälig in Vergessenheit gekommen ist. Der sentimentale Zug desselben war der Denkart seiner Zeitgenossen verwandt und wurde namentlich von Liebenden trefflich verstanden. Glückliche und unglückliche Liebe hauchten darin ihre Gefühle aus, fanden Verklärung ihres Glückes darin oder Milderung des still verborgenen Leides.

Noch scheint mir eines der Gedichte aus dem Ende der Matzinger Periode besonders erwähnenswerth. Kurz bevor die politische Bewegung begann, in der Windstille, welche dem Sturme voranging, ist es in der Appenzeller Zeitung erschienen und bildet den Schluß des Jahrgangs 1829 derselben. Ein fröhliches Herz und ein glückliches Haus spiegeln sich darin in klaren Zügen ab, so jubelvoll und frohgemut klingt hier des Dichters Gesang, wie er nach dem Sturm und Streit der politischen Umwälzung nie mehr geklungen hat.

Des Lebens Werth.

O Dasein, welche Schauer dringen
Mit dir durch's wonnetrunkne Herz!
Ich bin und leb' und jauchzend schwingen
Sich meine Lieder himmelwärts.
Wie ist das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

Mir blüht so manche hehre Stunde,
An Liedern, Scherz und Weisheit reich;
Ein Kuß von Mädes' Rosenmunde
Und mir — kein König ist mir gleich.
Das macht das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

Ich leb' im schönen Alpenlande,
Der alten Schweizerhelden Sohn,
Frei wie der Aar am Felsenstrande
Sprech ich der Knechtschaft mutig Hohn.
Das macht das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

Weit wird mein Herz, die Arme schlingen
Sich um die Menschheit treu und warm.
Für Recht und Glück der Brüder ringen
Gießt Balsam auch auf eignen Harm.
Das macht das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

Im All der Welt verliert sich gerne
Mein Blick von Andachtglut entbraunt;
Verklärten Wesen beßrer Sterne,
Ich fühle mich selbst Gott verwandt.
Das macht das Leben, das mir Gott beschert,
So schön, so lieb und lebenswerth.

Bin Gott verwandt, aus dessen Fülle
Der Lichtstrahl meines Daseins floß.

Und sink' ihm, steht der Puls einst stille,
Vertrauend in den Vaterschooß.
Das macht das Leben, das uns Gott beschert,
So schön, so froh und lebenswerth.

Bornhausers Gedichte wurden vom Volke mit lebhafter Anerkennung und freudigem Verständniß, von der Kritik, wie sich nach dem oben Gesagten ergibt, kühl aufgenommen. Ersteres achtete nicht sonderlich auf Strophenbau und Versmaß, Regeln und Kunstgesetze, es fühlte die Stimmung und Meinung des Dichters heraus, die gehobene, wohlwollende, vaterländische, und wurde davon auferbaut. Es erkannte, um mit den Worten der Schrift zu reden: „das ist Fleisch von unserm Fleische und Bein von unserm Beine" und war stolz, den Dichter der Lieder den seinen zu nennen. Daß die Kritik, auch die wohlwollende, nicht Alles anerkennen konnte, habe ich schon früher eingeräumt; doch verkannte auch der Gebildete nicht, daß hier eine reiche, edel angelegte Natur in kunstlosen Versen ihr Fühlen und Denken, ihr Streben und Sinnen ausströmte und daß sie dazu eine unbestreitbare Berechtigung hatte. Bornhauser hat übrigens seinen „Liedern" später nur noch wenige lyrische Dichtungen beigefügt, davon ich namentlich ein anmutiges Wanderlied und ein heiteres Trinklied später noch erwähnen werde. Das Sängerfest in Arbon (1842), an welchem thurgauische und schwäbische Sänger in der alten Römerstadt zusammen kamen, veranlaßte ihn zu einer Art von Wechselgesang, in welchem verschiedene Chöre der Sänger sich begrüßen und antworten. Die in den dreißiger Jahren aufkommenden Schützenfeste begeisterten ihn zu einem Schützenliede mit dem kräftigen Chorus:

In Rauchesnacht,
Wo's donnert und kracht,
Das Herz uns lacht.
Wir stehn umflammet von Blitzen,
Wie stolz im Wetter der Fels,

Wir sind des Hochlandes Schützen,
Die trotzigen Söhne Tells.

Ein Bettagslied und ein (drittes) Neujahrslied fallen in des Dichters letzte Zeit und sind ebenfalls nicht ohne einen Anstoß von außen entstanden, denn seine Muse wandte sich immer mehr den vaterländisch-geschichtlichen Stoffen zu.

Zwischenhinein fällt eine Reihe von Parabeln, theils in Versen, theils in Prosa, von denen keine im Drucke erschienen ist. Die bedeutendste heißt die Mißtöne. Zwei Jünglinge, Ernst und Erhard, unterhalten sich über die Mißtöne des Lebens, die zahlreichen Widersprüche, welche die sittliche Weltordnung, das Gesetz der Gerechtigkeit zu durchbrechen scheinen, und Zweifel hervorrufen an einer ewigen Vorsehung, an einer allwaltenden Vatergüte und Weisheit.

Ernst. Die Tugend lohnt sich, das Laster straft sich selbst.

Erhard. So sagt man, es ist aber nur halb wahr. Der gute Mensch hat ein gutes Gewissen, das ist aber oft auch Alles, was ihn erfreut. Arm, krank, bekümmert, mißkannt, gedrückt von häuslichem Elend schreitet er oft durch's Leben. Der Bösewicht, dem es gelungen, die Stimme im Innern zu betäuben, ist reich, gesund, angesehen, lebt unter den glücklichsten häuslichen Verhältnissen, weiß nichts von Entbehrung und Noth. Zeigt sich hier nicht ein schreiender Widerspruch zwischen des Menschen innerm Werth und seinem Loose? Und warum das? Könnte es nicht anders und besser sein? —

Einer der Jünglinge spielt eine Stelle aus Haydens Schöpfung, darin der musikalische Gedanke aus gewaltigen Dissonanzen allmälig in süße friedevolle Harmonie übergeht. Dann fährt Ernst fort:

Unsere Erde ist nicht die Welt, sie ist nur ein kleiner, winziger Punkt in derselben, ein Glied in der endlosen Kette, ein — Mißton, ein Uebergang zu besseren Sternen. Unvollkommen scheint die Erde und unvollkommen der Mensch, der sie bewohnt; aber Erde und Mensch gehören zur Vollkommenheit des Alls der Welt. Murre nicht gegen

den Schöpfer, der auf diese Stufe des Ueberganges in deiner eigenen Entwicklung dich stellt. Bete ihn vertrauend in frommer Demut an und warte, bis die Mißtöne deines Erdenlebens auf einem höheren Sterne in schöne, befriedigende Harmonie sich auflösen werden.

Zehnter Abschnitt.

Schweizerische Zustände von 1830—1833. Bornhausers Einwirkung darauf.

Der Thurgau war in der Regeneration, jener verjüngenden Umgestaltung seiner Verfassung und theilweise auch der Gesetzgebung, allen andern Kantonen vorangeeilt. Da aber auch diese an ähnlichen Zuständen litten, wie sie hier seit 1814 gewaltet, so mußte auch dort eine Umwälzung der verlebten aristokratischen Formen und eine Betheiligung des Volkes am staatlichen Leben Platz greifen. Dies ging in den einen friedlich, in den gesetzlichen Formen von Volksversammlungen, Verfassungsrath und Volksabstimmung von statten, in den andern war die Umgestaltung mit ernsteren Wirren, bewaffneten Volksaufläufen und eidgenössischer Dazwischenkunft verbunden. Im Kanton Zürich strömten an dem berühmten Tage von Uster (22. November 1830) zehntausend Bürger zu einer Volksversammlung zusammen, welche das sogen. Memorial von Küsnach, ein liberales Verfassungsprogramm von Ludwig Snell, annahmen und dem Großen Rathe einzureichen beschloßen. Ohne längeren Widerstand nahm der Große Rath das Begehren der Volksversammlung an, ließ die Wahl eines neuen Rathes ausschreiben, der das Verfassungswerk an Hand nehmen sollte, gewährte darin dem Landvolke die gewünschte Vertretung und ließ so die

Bewegung in das ruhige Fahrwasser der gesetzlichen Entwicklung gelangen. Ludwig Snell arbeitete in Basel einen trefflichen Verfassungsentwurf nach dem Grundsatze der repräsentativen Demokratie aus, an dessen Hand (wie im Thurgau) der Große Rath das Grundgesetz des Kantons reformirte. Die rasch zu Stande gekommene Verfassung wurde vom Volke mit imposanter Mehrheit angenommen und der greise Staatsmann Paul Usteri, ein Liberaler, der schon unter dem alten Regimente gedient, aber für gesunden Fortschritt durch Wort und Schrift unermüdlich gewirkt hatte, an die Spitze der Regierung gewählt. Fast gleichzeitig mit der thurgauischen Neugestaltung, noch etwas früher, war diejenige des Kantons Zürich zu Stande gekommen, und das Beispiel dieser beiden regenerirten Kantone wirkte wie eine That des Heldenmutes begeisternd und ermutigend auf die Nachbarn ein; überall wurde Hand angelegt, den fünfzehner Bund mit seinen aristokratischen Beschränkungen der bürgerlichen Freiheit wie einen alten Gefängnißthurm abzutragen und neue zeitgemäße Verfassungsgebäude herzustellen.

Nach der Volksversammlung in Weinfelden begann es sich auch im benachbarten Kanton St. Gallen zu regen. Politische Flugschriften von Dr. Henne, Curti und Baumgartner eröffneten den Kampf. Der schlaue Landammann Müller-Friedberg suchte dem Andrang des Volkes zuvorzukommen; seine Regierung berief ohne Zögern den Großen Rath ein und ließ eine Kommission von neunzehn Mitgliedern wählen, welche Vorschläge zur Verbesserung der Verfassung berathen und einbringen sollte. Allein die Verfassungsarbeit ging doch nicht so diplomatisch glatt und ungestört von statten. Eine demagogische Partei unter Josef Eichmüller suchte jene altdemokratischen Zustände der Bergkantone herzustellen und den Kanton in eine Anzahl von Landsgemeinden auseinander zu schlagen. Die gemäßigte Partei unter Dr. Henne, Baumgartner und Helbling (ein katholischer Geistlicher) wurde endlich im Großen Rathe Meister und brachte eine nothdürftige Mehrheit für ihre

Anträge zu Stande. Danach wurde der Kanton zwar ungetheilt gelassen, dagegen fünfzehn Bezirksgemeinden geschaffen, welche den Großen Rath zu wählen haben, und zwar mit genauer Bestimmung, wie viele Mitglieder jeder Konfession angehören sollen. Vergeblich strengten sich die wahrhaft Freisinnigen an, die Schule von der Kirche unabhängig und zu einer bürgerlichen Anstalt zu machen; das Schulwesen mußte konfessionell gelassen werden, eine folgenschwere Einrichtung, weil dadurch die Bevölkerung unter kirchlichem Einfluß nach zwei grundverschiedenen Richtungen hin gebildet und ein Mangel an Einheit und Zusammenstimmung in allen grundsätzlichen Fragen damit nothwendig gesetzt war. Bis heute leidet St. Gallen an diesem unüberwundenen konfessionellen Gegensatze und wird daran leiden, bis es durch die gemischte Volksschule ohne Unterschied der Konfession seine Bevölkerung mit den Banden eines nationalen geistigen Lebens kräftig und fest zusammengeschlossen haben wird. Das war im Thurgau der Fall und ist nicht das kleinste Verdienst Bornhausers, die Schule den kirchlichen Behörden und Beamten als solchen entrissen und dem Staate übergeben zu haben. Die Verfassung wurde vom St. gallischen Volke mit zweifelhafter Mehrheit angenommen, indem man nämlich sämmtliche Abwesende zu den Annehmenden zählte. Bei der Wahl der Regierung blieb nur Landammann Müller-Friedberg unerneuert und wurde durch den bisherigen Staatsschreiber Baumgartner, einen Freund und Gesinnungsgenossen Bornhausers, ersetzt. Müller-Friedberg zog sich in ein freiwilliges Asyl zurück, wo er in seinen Schweizerischen Annalen die Umgestaltungen der dreißiger Jahre von seinem Standpunkte aus, d. h. als eine schreckliche Revolution ohne alle Berechtigung, beschrieb.

Im Aargau nahmen die Revisionsbestrebungen eine ernstere Gestalt an und schienen einen Augenblick Ruhe und Sicherheit des Landes gefährden zu wollen. Auch hier war die Verfassung der Art, daß sie auf den „andächtigen Beifall" der Gewalthaber, Beamten und Reichen mit Sicherheit rechnen konnte; dem Volke aber

konnte sie darum nicht genügen, weil sie seine Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten fast ganz ausschloß. Als der Große Rath zwar einen Verfassungsrath bewilligte, aber sich Vorbehalte machte, ward das Volk ungeduldig. Auf den Ruf des populären Schwanenwirths Heinrich Fischer von Merischwand versammelten sich ungefähr 6000 Mann in Wohlen und zogen unter seiner Anführung sowie unter den Brüdern Leonz und Peter Bruggiser nach Aarau. Die Regierung schickte ihnen Truppen entgegen, allein diese waren nicht willig, gegen das Volk und seine Sache zu kämpfen und flohen ohne Schwertstreich. Es wurde unterhandelt, Fischer behielt seine Leute in der Nähe von Aarau beisammen, Regierung und Großer Rath gaben nach und leisteten auf die Bevormundung des Verfassungsrathes Verzicht. Jetzt erst zogen die Freischaaren nach Hause, Fischer wurde mit Ehren und Festlichkeiten empfangen, in den Verfassungsrath gewählt und unter dem Eindruck des Vorausgegangenen zum Präsidenten dieser Behörde ernannt. Heinrich Zschokke, der vielerfahrne Geistliche und angesehene Schriftsteller, trat ihm als Vizepräsident zur Seite und übte einen überwiegenden Einfluß auf die Gestaltung der neuen Verfassung aus.

Im Kanton Luzern regte der geistvolle Dr. Troxler und mit ihm Robert Steiger und Josef Bühler die Revisionsbewegung an, der eine klerikale Partei unter der Führung des Fanatikers Josef Leu eifrig und drohend entgegentrat. Trotzdem gelang es auch hier unter dem Einfluß gemäßigter, freisinniger Männer, wie Kasimir Pfyffer und anderer, das Verfassungswerk durchzusetzen und unter Zustimmung einer überwiegenden Volksmehrheit in's Leben zu führen.

Am längsten leistete Bern, das während der unruhigen Jahre 1829 und 1830 Vorort war und die eidgenössische Politik beherrschte, der liberalen Bewegung Widerstand. Die dortige Aristokratie war bei weitem die angesehenste und mächtigste, daher am schwersten zu überwinden. Auch hier wurde ein Landstädtchen,

Google

Burgdorf, der Herd, von welchem das reinigende Feuer ausging. Dort lebten die drei Brüder Schnell[1]; der älteste, Ludwig, bekleidete das Amt eines Stadtschreibers, der zweite, Karl, war Rechtsanwalt, der jüngste, Hans, Professor der Naturgeschichte. Sie sammelten alle Beschwerden gegen die alten Rechtszustände und die patrizische Regierung und verbreiteten sie unter dem Volke durch Wort und Schrift. Die Regierung traf polizeiliche Maßregeln, um die Bewegung niederzuhalten, und als die bernischen Soldaten sich unruhig zeigten, warb sie sogar ein Söldnerkorps aus entlassenen Schweizertruppen, die aus Frankreich kamen. Der Jura war so aufgeregt, daß er mit dem Abfall von Bern drohte, was freilich die liberalen Führer selbst nicht wollten. Hans Schnell veranstaltete auf den 10. Januar 1831 eine Volksversammlung in Münsingen (zwischen Thun und Bern), um das Volk zu einheitlichen Forderungen zu stimmen und zugleich vor ungesetzlichen, aufrührerischen Schritten zu warnen. In seiner Rede gebrauchte er u. A. das Bild: Das Volk sei der Löwe, der einen Spatzen in der Tatze halte, aber aus Großmuth nicht zerdrücke. Zu spät schickte die Regierung einen Gesandten hinaus, Karl Schnell hatte bereits dem versammelten Volke einen Verfassungsrath als den einzig sichern Weg zur Erlangung seiner Rechte vorgeschlagen; sein Antrag war mit einstimmigem Beifall angenommen, die „Schnellen", besonders Hans und Karl, wurden die Vertrauensmänner und Lieblinge des bernischen Volkes. Hauptbegehren in Bezug auf die neue Verfassung waren: Aufhebung der städtischen und Familien-Vorrechte, Abschaffung der Patrizierherrschaft, Gleichstellung der Rechte für alle Gemeinden und Bürger. Das vollendete Verfassungswerk, welches diese Forderungen vollständig erfüllte, wurde vom Volke mit großer

[1] Wol zu unterscheiden von den beiden Brüdern Ludwig und Wilhelm Snell aus Nassau, welche der Reihe nach an den Universitäten Basel, Zürich, Bern wirkend, bei der liberalen Umgestaltung der Schweiz die wissenschaftliche Führung hatten und Bornhauser innig befreundet waren.

Mehrheit angenommen und damit trat auch Bern in die Reihe der regenirten Kantone ein.

Am ernstesten verlief bekanntlich die dreißiger Bewegung in Basel. Die Landschaft, unter der Führung von Stephan Gutzwiller, Mitglied des Großen Rathes, verlangte gleichmäßige Vertretung von Stadt und Land in den obersten Behörden nach der Volkszahl und einen Verfassungsrath. Die hartnäckige Weigerung der Stadt hatte den Abfall des Landes zur Folge, welches durch mehrere blutige Ueberfälle von Seite der städtischen Truppen nicht wieder gewonnen werden konnte. Die eidgenössische Intervention vermochte den Bürgerkrieg nur vorübergehend zu verhindern und zeigte die Energie und Handlungsfähigkeit des Bundes im kläglichsten Lichte. Die kirchlichen Dankgebete der Stadt Basel für den vermeintlichen Sieg über ihre Mitbürger, beziehungsweise Unterthanen, hinderten es nicht, daß Basellandschaft sich als selbständiger Kanton konstituirte (4. Mai 1832).

Aehnlich wie im Kanton Basel nahmen die Verhältnisse einen Verlauf in Schwyz. Das „altgefreite" Land Inner-Schwyz machte mit der größten Hartnäckigkeit Vorrechte geltend gegenüber den äußern Bezirken March, Einsiedeln, Pfäffikon und Küßnach, und hatte im Jahr 1814 die Vertretung der letzteren im Landrathe, welche weit mehr als die Hälfte des ganzen Kantons ausmachen, auf ein Dritttheil herabgedrückt. Eine Verfassung gab es seit Aufhebung der Mediationsakte in diesem Lande nicht, sondern nur einen Gewohnheitszustand, ohne die Grundlage einer schriftlichen Urkunde. Als nun im November 1830 die äußern Bezirke gleiche Vertretung nach der Zahl der Bevölkerung verlangten, wurden die Petenten von den Alt-Schwyzern Jakobiner und Revolutionäre genannt, so wenig Verständniß für einen Zustand der Gleichberechtigung war an der Wiege des Schweizerbundes im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts vorhanden. Die Landsgemeinde der gefreiten Männer von Schwyz antwortete auf das Begehren der ehemaligen Unterthanen-Bezirke eben so hochmüthig wie der Rath.

Da versammelten sich die äußern Bezirke zu einer besondern Landsgemeinde in Lachen, beschloßen, die Regierung in Schwyz nicht mehr anzuerkennen, wählten einen eigenen Landrath, Gerichte und Landammänner. Zuerst war es der Landammann Schmid von Lachen, der dem kleinen und geographisch unzusammenhängenden Freistaate vorstand, nach ihm der Arzt Melchior Diethelm von dort. Dieser letztere hat in der Zeit der Abtretung, und als es sich um gewaltsame Zurückführung an Alt-Schwyz handelte, sich an Bornhauser um Rath und Hülfe gewandt und in zahlreichen Briefen, die mir vorliegen, ihm den Zustand seines Ländchens dargelegt, auch ihn gebeten, auf den Großen Rath des Kantons Thurgau einzuwirken, damit derselbe an die Tagsatzung das Begehren stelle, daß die äußern Bezirke von Schwyz einstweilen mit ihrer eigenen Landesvertretung und Verfassung anerkannt werden möchten. Während die beiden Halbkantone von Basel bis heute getrennt blieben, gelang es den eidgenössischen Kommissären, nach kurzer Zeit (28. August 1833) einen Wiedervereinigungsvertrag zwischen Außer- und Innerschwyz zu Stande zu bringen und zwar auf der Grundlage der vollen Gleichberechtigung aller Kantonsangehörigen.

In den übrigen schweizerischen Kantonen blieb es theils ruhig, theils kam eine Umgestaltung aus Mangel an Kraft und Einheit der liberalen Elemente nicht zu Stande.

Als die Regeneration von sieben der größten und einflußreichsten Kantone vollzogen war, theilweise schon während jener kantonalen Bewegungen, trat das Bedürfniß auf, nun auch dem Bundesvertrage eine neue, zeitgemäße Gestalt zu geben, das Verlangen nach einer Bundesreform. Es schien nicht denkbar, daß über den verjüngten Kantonen länger ein Vertrag schweben könne, der unter den Einflüssen der heiligen Allianz zu Stande gekommen war. Dieser Zustand war so recht dazu angethan, dem schweizerischen Volke alle Kraft und Macht und Bedeutung im Kreise der Völker zu nehmen und in ihm einen beständigen Kampf wider-

strebender Elemente hervorzurufen, der durch keine Bundesgewalt niedergehalten werden konnte, weil eine solche thatsächlich nicht vorhanden war. Wenn es da galt, eine Stellung nach außen zu nehmen oder gar die Ehre und Unabhängigkeit des Landes mit den Waffen zu vertheidigen, so war nichts anderes zu erwarten als Verwirrung, Mangel an Zusammenhang und Einheit und als Folge Niederlagen und schmachvoller Untergang. Darum strebten die einsichtsvollsten und edelsten Männer des Landes, nicht blos Staatsmänner, sondern auch Gelehrte, Geistliche, Aerzte, mit Wort und That jetzt dahin, die Kantone des losen Fünfzehnerbundes durch ein festeres Band zu einem Bundesstaate treu und fest zusammen zu schließen.

Der erste, welcher nach einer Bundesgewalt rief, welche zumal in Zeiten der Gefahr die vorhandenen Kräfte zusammenhalte und unter einheitliche Leitung nehme, war Heinrich Zschokke. In einer kleinen Schrift führte er schon 1824 den Gedanken aus, daß neue bundesgesetzliche Bestimmungen in dieser Richtung unerläßlich seien. Als dann im Anfange des Jahres 1831 der Vorort an das durch seine liberale Umgestaltung verjüngte Luzern überging, ergriff der freisinnige Kasimir Pfyffer die Gelegenheit, seiner Vaterstadt die Fortbildung des alten ungenügenden Bundes gleichsam auf's Gewissen zu legen. In seinem „Zuruf an den eidgenössischen Vorort Luzern bei Uebernahme der Leitung der Bundesangelegenheiten" entwickelte er die Idee, daß ein Bundesstaat aus dem lockern Verein der Kantone zu schaffen sei, der gewisse Zweige der Verwaltung gemeinsam führe und nach außen hin eine geschlossene Einheit bilde. Die erste amtliche Anregung zu einer Bundesreform ging vom Großen Rathe des Kantons Thurgau aus. Unter Bornhausers und seiner Freunde Einfluß erließ die Regierung ein Kreisschreiben an sämmtliche Kantonsregierungen, worin sie ihre Geneigtheit aussprach, an die Reform des Bundesvertrages Hand zu legen. In diesem Vorgehen wurde sie jedoch allein von St. Gallen unterstützt, dessen neuer Landammann Baumgartner mit Bornhauser

innig befreundet war und über dieser und verwandten Fragen mit ihm in lebhaftem Briefwechsel stand. Es war im Juli 1831, als die ordentliche Tagsatzung den Antrag Thurgaus in Behandlung nahm; allein sie beschäftigte sich angelegentlicher mit den vorgelegten neuen kantonalen Verfassungen, deren Garantie sie nach langen Diskussionen endlich im Namen der Eidgenossenschaft aussprach; fand es auch angemessen, den neuen König der Franzosen, Ludwig Philipp, der eben das Elsaß bereiste, durch eine Abordnung begrüßen zu lassen. Kurz vorher hatten die Kantone einzeln den Bürgerkönig als Regenten von Frankreich anerkannt; als dies durch den Großen Rath von Appenzell A.-Rh. geschehen war, berichtete der geistvolle Dekan Frei von Trogen an Bornhauser: „Nachdem nun auch unser Rath den König der Franzosen anerkannt hat, wird dem Manne ein Stein vom Herzen gefallen sein." Endlich, am Schlusse der Tagsatzung, wurde eine Mehrheit von zwölf Kantonen zu Stande gebracht, welche den Bundesreform-Antrag ad referendum et instruendum in den Abschied fallen ließ. Das wollte so viel sagen als: „Wir wollen zu Hause über die Sache berichten und die Meinung unseres Standes in eine spätere Sitzung mitbringen." —

Um die Angelegenheit der Bundesreform, die den Urkantonen wie den Städten Neuenburg und Basel gründlich zuwider war, zu fördern und das liberale Volk dafür zu interessiren, riefen die Forschrittsmänner 1832 einen Verein in's Leben, den sie merkwürdiger Weise „schweizerischen Schutzverein" nannten; denn angelegentlich fingen die europäischen Mächte an, sich mit den Vorgängen in der Schweiz zu beschäftigen und sandten Noten an die Tagsatzung, worin sie verdeuteten, die schweizerische Neutralität unter den neuen Verhältnissen nicht länger gewährleisten zu wollen. Die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen ausländische Uebergriffe und Einmischungen wie gegen die Schwäche der Tagsatzung zu schützen, war der Zweck jenes Vereines, der in allen regenerirten Kantonen sich ausbreitete und Sektionen gewann. An der

Spitze der thurgauischen Sektion stand Bornhauser und that was er konnte, um das bescheidene Gewicht seines freisinnigen Volkes in die Waagschale der Entscheidung zu werfen.

Unter dem Vorsitze des energischen Schultheißen Eduard Pfyffer von Luzern traten die Gesandtschaften der sieben regenerirten Kantone im März 1832 zu einem Konkordate zusammen, darin sie sich verpflichteten, sich gegenseitig bei ihren neuen Verfassungen und Einrichtungen zu schützen und gegen fremde oder innere Gewalt Beistand zu leisten. Man hat es von der gegnerischen Seite den ersten Sonderbund genannt, allein diesem Vorwurf gegenüber ist zu bemerken, daß das Konkordat kein Geheimniß enthielt, daß vom Vororte selbst in einem Kreisschreiben alle übrigen Kantone zum Beitritte eingeladen wurden, und daß es ersterben sollte, sobald der neue Bundesvertrag geschaffen war. Aber die Urkantone mit Neuenburg und Basel-Stadt antworteten damit, daß sie Auflösung jenes Siebner-Vertrages verlangten, und als dies nicht geschah, schloßen sie (September 1832) unter sich den Sarner Bund. Ihre Gesandten erschienen nun eine Zeit lang nicht mehr auf der allgemeinen Tagsatzung und hielten besondere Zusammenkünfte zu Brunnen und Schwyz. Mit Recht wird diese Verbindung der drei Urstände mit zwei aristokratischen Städten zum Zwecke der Erhaltung des hergebrachten Zustandes als Sonderbund bezeichnet werden dürfen, denn darin lagen Sonderinteressen und Widerstand gegen die Bundesentwicklung offen ausgesprochen.

Unter diesen unglücklichen und gefahrvollen Verhältnissen, da ein Viertheil der Kantone nicht mehr auf der Tagsatzung vertreten war und eigene Wege ging, ja mit bewaffneter Macht auf ihrem Gebiete die alten Zustände wieder herzustellen suchte (Ausmarsch nach Baselland), sollte nun die neue Bundesverfassung geschaffen werden; welches Schicksal sie erfahren werde, war mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen. Mit dem Mute der Verzweiflung führte die Tagsatzung das Werk zu Ende, eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern hatte (Juli 1832) den Verfassungsentwurf ausgearbeitet,

den sie vorsichtig nur die neue „Bundesurkunde" nannte. Die Sondertagsatzung blieb gleichzeitig in Schwyz versammelt und machte Anstrengungen, noch mehr Kantone in ihren Verband hinüber zu ziehen. Die alte Tagsatzung war eigentlich nicht mehr beschlußfähig, da noch einige Stände ihre Gesandten zurückgezogen hatten. Dennoch nahm sie den vielfach abgeschwächten und verstümmelten Verfassungsentwurf an und ließ denselben an die Kantone gelangen. Hier erhielt er zwar von den Großen Räthen der meisten fortschrittlichen Kantone die Zustimmung; als er aber im Juli 1833 zur Volksabstimmung gelangte, kam nur im Thurgau und Baselland eine Mehrheit zu Stande; in Solothurn und Luzern verwarf das Volk mit großer Entschiedenheit, weil keine Partei von dem Nothwerke befriedigt war, worauf dann die andern Kantone die Abstimmung einstellten und die Arbeit als gescheitert betrachtet wurde. So endigte der vergebliche Versuch einer Bundesreform im Anfang der dreißiger Jahre, der eine so große Zersplitterung der Eidgenossenschaft zu Tage treten ließ, daß Manchem die Zukunft des Vaterlandes als unabhängigen Freistaates in Frage gestellt schien. Aber die abgetrennten Kantone kehrten zu ihren Brüdern zurück, man hatte gegenseitig mit den unliebsamen Zuständen Geduld und ließ die Hoffnung nicht fallen, daß in künftigen bessern Tagen das Werk der Einigung doch zu Stande gebracht werden könne. Wie im tiefen Steinkohlenlager das Sonnenlicht von Jahrtausenden gebunden und doch nicht verloren ist, so ist in der Entwicklung unserer neuesten Geschichte die Arbeit jener Männer, die an der Einigung des Vaterlandes wirkten, nicht verloren gewesen, sondern die gebundene Kraft aufbewahrt und zur rechten Zeit wieder frei und wirksam geworden.

Wie sehr Bornhauser an diesen Vorgängen und Arbeiten Antheil nahm, geht am besten aus seinem Briefwechsel hervor, welchen er in dieser Zeit mit einer großen Zahl hervorragender Liberalen fast aller Kantone, so mit Kasimir Pfyffer, Dr. Troxler, Ludwig und Wilhelm Snell, Landammann Diethelm, Bürgermeister

Hirzel, Landammann Baumgartner u. A. geführt hat. Ja er war um diese Zeit wie Moses „geplagt über alle Menschen auf Erden." Bald rief das Comite des schweizerischen Schutzvereines ihn zu einer Berathung nach Zofingen, bald schrieb Melchior Diethelm ihm, doch für Befreiung von Außer-Schwyz durch den thurgauischen Großen Rath auf die Tagsatzung zu wirken; dann kam ein Brief von Fischer von Merischwand, kurz und bündig: „Wenn ihr das unglückliche Volk von Baselland retten wollt, so saget: wie, wann und auf was Art und Weise. Es grüßt Euch Euer Fischer." Dann drang Dr. Troxler darauf, daß er im „Wächter" gegen die Tagsatzung in's Zeug gehe, die zu einer Reform der Bundesverfassung untauglich sei und einem Verfassungsrath Platz machen müsse. Daneben war der politische Verein des Kantons Thurgau zu versammeln, über die schweizerischen Fragen zu belehren, um von ihm aus den Großen Rath zu reformfreundlichen Instruktionen an seine Gesandtschaft zu bewegen. Endlich waren noch immer die Gegner zu bekämpfen, welche Bornhauser wegen seines Vorgehens im Heimatkanton in Zeitungen und Zeitschriften angriffen und seinen frischen Ruhm mit Spott und Schmähung zu erdrücken suchten, ja seinen ehrlichen Namen kaum unangefochten ließen. Es brauchte eine ungewöhnliche Arbeitskraft und Elastizität, um so vielen Anforderung genüge zu thun und daneben allsonntäglich im friedlichen Gotteshause das Evangelium des Friedens und der Liebe zu verkündigen, der Gemeinde ein treuer Hirte und Lehrer des Göttlichen zu sein. Doch er blieb aufrecht, seine Haltung verrieth kein Schwanken, sein Auge strahlte Mut und Entschlossenheit wie immer; seine schweizerischen Freunde fühlten sich gehoben, wenn sie einen Tag mit ihm verlebt hatten, und seine Stimme schien immer mächtiger zu werden, wenn sie für des Vaterlandes Freiheit und Einigung ertönte.

Eine treffliche Gelegenheit, seine politischen Ideale wie ein Säemann auszusäen, gewährte ihm sein Vaterort Weinfelden. Als dort der Große Rath sich am 18. Juni 1832 zum ersten Mal

Digitized by Google

versammeln sollte und ein neues, schmuckes Rathhaus dafür eingerichtet war, veranstaltete die Gemeinde ein patriotisches Fest und berief ihren Mitbürger als Redner, die gesetzgebende Behörde in den Mauern des zweiten Hauptorts feierlich zu begrüßen. Aus allen Gegenden des Kantons strömten Tausende herbei, die seltene Festlichkeit zu sehen und den gefeierten Redner zu hören. Unter Glockengeläute schritten die Kantonsräthe in festlichem Zuge zur Kirche, wo ihnen ein kraftvoller Männergesang entgegen tönte. Hierauf bestieg der Pfarrer des Volkes, der viel geschmähte und viel geehrte Bringer der Freiheit, die Kanzel, nicht als Geistlicher, sondern als Bürger des Ortes, um die Versammlung willkommen zu heißen und vor ihr zu reden vom Vaterlande. Mit einer Erhebung zu Gott, dem Vater und Herrn aller Völker, begann und schloß er seinen Vortrag; sein Hauptinhalt war nicht religiöser, sondern bürgerlicher und patriotischer Natur. Er schilderte die Entwicklung von Thurgaus Freiheit von den Zeiten der Reformation an bis herab auf die Gegenwart; beleuchtete in volksthümlicher Sprache die neue Verfassung, zeigte den Segen, welchen sie bringen könne, wies auf die Bürgertugenden hin, die sie verlange, und ermahnte zu Dank, Zufriedenheit, Eintracht und Gottvertrauen. „Erkennet, Thurgauer, den Ernst und die Gütigkeit Gottes; den Ernst, wo er euch Prüfungen sendet, die Güte, wo er euch vor Unglück bewahrt! Lernet, daß man säen muß, bevor man erndten kann; bedenket auch, daß der Baum unserer jungen Freiheit erst vor einem Jahre in unsern Boden gesetzt wurde, daß er darin erst Wurzel fassen muß, ehe man Früchte von ihm verlangen darf." —

Der Redner konnte nicht schließen, ohne des ganzen Vaterlandes und seiner Neugestaltung zu gedenken, ohne die Theilnahme für die unterdrückten Bevölkerungen von Außer-Schwyz und Baselland anzuregen und damit zugleich auf den Großen Rath zu wirken, damit er seine Stimme in der Tagsatzung der Eidgenossen auf's Neue gegen die Gewaltherrschaft der Aristokraten und für Schaffung eines neuen, freisinnigen und einigen Schweizerlandes geltend

mache. „Basel, die reiche, fromme Stadt, will im Landmann keinen Bruder erkennen; dicht an der Hohlengasse und über den Gräbern von Rotenthurm und Schindellegi verweigern die Schwyzer denen das gleiche Recht, die mit ihnen daselbst für Freiheit und Vaterland bluteten. Darum möchte ich immer lauter rufen und bei jedem Anlaße das mahnende Wort wiederholen: Schweizer, wollet ihr euch retten, so verbessert euere Bundesverfassung, und verbessert sie so bald als möglich. Mir ist, Gott werde uns gerade so viel Zeit geben, als wir zum Werke bedürfen; mir ist, er sende uns ein Zeichen nach dem andern, damit er die Schläfrigen wecke und die Trägen zur Eile beflügle." —

Die Rede war streng genommen nicht einheitlich und nicht kunstgerecht durchgeführt, für eine Predigt zu weltlich, für eine bürgerliche Betrachtung zu sehr mit religiösen Motiven durchflochten; aber sie machte auf den Großen Rath und die versammelte Volksmenge einen tiefen Eindruck, weil sie aus festen Ueberzeugungen und liebevoller Begeisterung für des Vaterlandes Rettung und Besserung hervorgeströmt war, wie denn Alles, was von Herzen kommt, auch wieder zum Herzen dringt.

Elfter Abschnitt.

Die helvetische Gesellschaft. Bornhauser an der Spitze derselben.

(1832—1833.)

Unter dem Drucke der Restaurationszustände begann die helvetische Gesellschaft um's Jahr 1822 unter Dr. Troxlers und Eduard Pfyffers Einflusse ihrem Wirken immer entschiedener eine politische Richtung zu geben. Gegründet durch ideal gesinnte Männer,

wie Isaak Iselin von Basel, Salomon Geßner und Kaspar Hirzel von Zürich, hatte sie sich bei ihrer Entstestung (1761) die Aufgabe gestellt: Kunst und Wissenschaft, religiöse Toleranz, Volksbildung und Humanität im Vaterlande zu fördern, und war lange ein Sammelpunkt des edelsten geistigen Lebens und Strebens gewesen. Während der Wirren der französischen Revolution eine Zeit lang eingegangen, trat sie jetzt mit frischen Kräften neu in's Leben, und da das politische Interesse alle andern überwog und mit sich fortriß, da die Gefahr des zersplitterten und vom Auslande gedemütigten Vaterlandes allen höher Denkenden nahe ging, so konnte sie nicht anders, als mit kühnem Entschlusse und hoffnung-geschwellten Segeln nach dem politischen Kampfplatz zu steuern. An der Versammlung zu Schinznach vom Mai 1831 zeichnete der damalige Präsident Kasimir Pfyffer den Entwicklungsgang des schweizerisch-nationalen Lebens in seinen Hauptmomenten und stellte am Schlusse die Schöpfung eines neuen kräftigen eidgenössischen Bundes als die Aufgabe der Gegenwart hin, und Dr. Troxler sprach: „Ich bringe ein Fahrewohl den alten Verfassungen und Regierungen als dürren Feigenbäumen, an die sich hängen mögen die Judasse und Feinde des Volkes; und ein Lebehoch den jetzigen Regierungen, die da blühen mögen wie die Bäume am frischen Bach."

Im nächsten Jahre versammelte sich die Gesellschaft in Richtersweil, wo sie bereits einen Schritt weiter ging und eine Adresse an die Tagsatzung beschloß, welche „Schmerz und Erstaunen" über deren Beschlüsse in Sachen der Landschaft Basel aussprach. Heinrich Zschokke referirte in geistvoller Weise über die Ereignisse des verflossenen Jahres und Kasimir Pfyffer wies in kühnen, kräftigen Worten das Unzureichende der Bundesakte vom Jahre 1814 nach. Hier nun wurde Bornhauser zum Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Troxler zum Berichterstatter gewählt, offenbar in der doppelten Absicht, diesen Männern eine Ehrenanerkennung für ihr bisheriges Wirken zu gewähren, aber auch unter ihrer Führung noch entschiedener und thatkräftiger auf dem betretenen politischen Wege vorzugehen.

Digitized by Google

Es war die Aufgabe des Berichterstatters, ein Bild des Vorjahres namentlich im Hinblicke auf den Fortschritt der Humanität und Bildung im Vaterlande zu entwerfen. Ein Circular lud gewöhnlich die kantonalen Korrespondenten ein: umständliche Anzeige von Demjenigen mitzutheilen, was während des ganzen vergangenen Jahres in Ihrem heimatlichen Kantone irgend Preiswürdiges geschehen und zu Ihrer Erfahrung gelangt sei, möge es bewerkstelligt sein durch die Weisheit Ihrer Gesetzgeber, oder durch Anordnung und Stiftung Ihrer hohen Regierung für öffentliches Wohl, oder durch ausgezeichnete Gemeinnützigkeit von Seite einzelner Gemeinden und Körperschaften, oder durch Talent, Großsinn und Edelmut von einzelnen Privatpersonen, damit der Name auch Ihres Kantons nicht in dem Kranze fehle, welcher der Ehre des Vaterlandes geflochten werden soll.

Troxler hatte zwar eine herzliche Freude daran, Bornhauser an der Spitze der helvetischen Gesellschaft zu sehen und fühlte sich persönlich zu ihm hingezogen. Allein die Aufgabe jenes Jahresberichterstatters schien ihm zu pompös gefaßt, er fand des „Preiswürdigen" nicht genug, um sich dafür begeistern zu können, und endlich ließen ihn die kantonalen Korrespondenten ohne Unterstützung, daher that er für die Gesellschaft nichts, Alles vertrauensvoll ihrem Präsidenten überlassend. Charakteristisch ist sein Schreiben an Bornhauser, kurz vor dem Ausschreiben der Jahresversammlung, worin er sagt: „Freudige Erinnerung brachte mir Ihre Zuschrift an den großen eidgenössischen Tag in Richtersweil, den mir die erste persönliche Bekanntschaft mit Ihnen verschönerte. Aber Ihr Aufgebot verhängte heilige Schauer und Schrecken über mich. Sie rufen mich zur Historiographie auf — und ich habe nichts, rein nichts darin gethan. Ich erwartete mit Ende März die Beiträge zum Jahresbericht und als mir nichts zukam, tröstete ich mich selbst, daß nun auch die Stelle eines helvetischen Berichterstatters, wie so manche in der Welt, eine noble Sinecura geworden. Mir war dies auch um so erwünschter, da ich den Bericht weniger als irgend

einer mit dem erforderten eidgenössischen sine ira et studio hätte abfassen können."

Die Großthaten der Helvetier von diesem Jahre blieben also bei der Versammlung der Gesellschaft am 9. Mai 1833 zu Schinznach unberücksichtigt. Dagegen hielt Bornhauser vor derselben, die ungefähr 800 Mann stark vertreten war, eine Rede, die unter allen Volksreden jener Jahre die merkwürdigste und an großartiger und kühner Beredtsamkeit die bedeutendste war. Der Gegenstand derselben war die offene und unumwundene Schilderung des ganzen Jammers jener Zeit, vorzüglich in Bezug auf den politischen Zustand der Eidgenossenschaft; daher mußte sie Viele, die sich getroffen fühlten, tief verwunden. Allein er betonte mit dem Waadtländer Monnard: Die Stimme der Wahrheit allein kann uns retten; sie thut uns noth und sei sie noch so scharf. Nach einem allgemeinen Gemälde ging er zur Beurtheilung der im Werke begriffenen Verfassungsarbeit über und übte eine schonungslose Kritik an der Engherzigkeit und kantonalen Selbstsucht, welche darin wie ein trüber Bodensatz wieder heraufstieg und den neuen Bundesvertrag entwerthete. „Größer und herrlicher", sagt ein Augenzeuge, „ist noch nie über das schweizerische Vaterland gesprochen worden, und schauervoller hat sich noch nie die Stimme des künftigen Gerichtes über Alle verkündigt, die an ihm gesündigt haben." Viele Stellen schlugen wie der Blitz in die Gemüter und bejahrten Männern, die im Sturme des Lebens gehärtet sind, sah man die Thränen aus den Augen stürzen.

Daß die helvetische Gesellschaft den Gang der eidgenössischen Dinge nicht zu ändern vermochte, daß ein verstümmeltes, durchaus ungenügendes Verfassungswerk zu Stande kam, daß dieses von dem Volke mit erdrückender Mehrheit verworfen, ja in manchen Kantonen nicht mehr der Abstimmung werth gehalten wurde, haben wir bereits oben gesehen. Wirksamer war dagegen ihr Wort in einer andern Angelegenheit. Mehrere hundert polnische Flüchtlinge hatten die Schweiz betreten, die nach dem großen Aufstand

von 1831 und ihrer Niederlage bei Ostrolenka ihrem geknechteten Vaterlande den Rücken gekehrt hatten. Nachdem die meisten von ihnen in Frankreich eine Zufluchtsstätte gesucht, wurde dort ein Ausnahmsgesetz über sie erlassen, das sie mit ihrer Ehre nicht glaubten vereinigen zu können. Sie verließen also den französischen Boden, beschloßen Neuenburg zu überrumpeln, und kamen irrthümlicher Weise nach Porentruy im bernischen Jura herüber. Aber die Regierung von Bern unterhandelte mit dem französischen Ministerium und wollte sie abschieben. In dieser Noth wandten sie sich an Bornhauser, den Präsidenten der helvetischen Gesellschaft, und baten um Fürsprache bei den Regierungen der Eidgenossenschaft, daß ihnen das Asylrecht gewährt werden möchte. „Depuis que la Suisse existe jamais il n'y a eu d'exemple de la violation des lois de l'hospitalité, et ce serait le premier.“ Die Gesellschaft nahm sich in der Versammlung zu Schinznach der vaterlandslosen Männer an, beschloß eine Adresse an die Kantonsregierungen und bat sie, ungünstige, das Asylrecht und die Ehre der Schweiz gefährdende Beschlüsse gegen die Polen zurückzunehmen, und wo solche nicht geschehen, keine Verfügungen dieser Art zu erlassen. Bald wurden in allen Kantonen Polencomite's zur Unterstützung der Unbemittelten bestellt und die Schaar der Flüchtlinge unter sie vertheilt, auch ihnen das Asylrecht unverkümmert aufrecht erhalten. In einem feurigen Briefe, unterzeichnet von Colonel Oborsky und fünf andern Offizieren, statteten sie Bornhauser ihren Dank für seine Fürsprache ab: „Les larmes d'un soldat, offerts au grand citoyen, sont un véritable laurier civique. Celui qui a été nôtre interprête devant vous à Schinznach, qui a vu l'émotion de nos cœurs à la narration de cette noblesse avec laquelle vous traitâtes notre affaire est chargé de nouveau par nous à vous en donner l'image.“ —

Im folgenden Jahre ließen sich die polnischen Flüchtlinge zu einem Einfall in Savoyen verleiten, wo sie in thörichtem Mute auf eine allgemeine republikanische Erhebung hofften, wurden aber

zurückgewiesen und auf's Neue nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland zersprengt. Bornhauser an der Spitze des thurgauischen Polencomite's ist noch längere Zeit mit diesen sonderbaren Politikern in Verbindung geblieben, ja es wurde ihm sogar von jenem Einfall vorher Kenntniß gegeben, allein seines Rathes wollten sie doch lieber müssig gehen, da er sie ermahnte zur Arbeit, Gehorsam gegen die Gesetze und Geduld.

Das Präsidium der helvetischen Gesellschaft ging für das nächste Jahr an Alois Fuchs, den edlen und freisinnigen katholischen Priester in Rapperswyl, über. Auf dem harten Glatteis der Politik befand sich der Verein übrigens von Jahr zu Jahr schlimmer; die Presse und die kantonalen Vereine machten seine Thätigkeit mehr und mehr überflüssig, um so leichter, da er sich nicht mit bestimmten Fragen beschäftigte, sondern nur im Allgemeinen anregend verhielt. Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft veranlaßte die „Helvetier" bald, ihr Fähnlein einzuziehen und es zu den übrigen Alterthümern aus dem 18. Jahrhundert zu legen.

Zwölfter Abschnitt.

„Schweizerbart und Treuherz."[1]

Bornhauser und seine Freunde nahmen den Fall des neuen Verfassungsentwurfes nicht sehr zu Herzen, denn als ungenügender Nothhelfer schien er ihnen nur ein Feind des Bessern zu sein. Man war darüber einig, daß dieses Bessere unverzüglich angestrebt und in naher Zeit in's Leben geführt werden müsse. Um aber der

[1] St. Gallen, im Bureau des Freimütigen, 1834.

Sache, die doch noch vorwiegend die obern Bildungsschichten beschäftigte, mehr Trieb und Kraft zu geben, beschloß Bornhauser, durch eine Volksschrift einen viel weitern Kreis damit vertraut zu machen und seine Theilnahme dafür zu gewinnen. So entstand im Sommer des Jahres 1834 „Schweizerbart und Treuherz." Diese in unsern Tagen beinahe verschollene Schrift ist eine der besten ihrer Art; einfach, klar und in hohem Grade anziehend, bot sie dem Gebildetsten wie dem Ungebildeten etwas dar, das ihm als Mensch und Bürger eines freien, aber mangelhaft entwickelten Staatswesens zu Gute kommen konnte. „Schweizerbart und Treuherz" ist ein Gespräch zwischen Bauern, Bürgern und Beamten, Vertretern verschiedener politischer Anschauungen und Standpunkte, über den Zustand des Vaterlandes und die Frage, wie demselben aus seiner durchaus unbefriedigenden und gefährlichen Lage zu helfen sei.

Der Ort, wo das Gespräch geführt wird und durch mehrere Abende sich hindurchzieht, ist Arbon am Bodensee, des Dichters Heimat und nächster Wirkungskreis. Vor einem Landwirthshause am freundlichen Ufer des See's haben sich die Zöglinge einer Knabenanstalt gelagert und aus ihren jugendlichen Kehlen erschallt gleichsam als zufällige Einleitung des Gespräches das patriotische Lied:

Was ist des Schweizers Vaterland?
Ist's wo der Schweizerbund entstand?
Ist's dort, wo Tell an's Ufer sprang,
Sein Pfeil des Vogtes Brust durchdrang?
O nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein.

Ein Schulmeister findet sich ein, deßgleichen ein liberaler Bauer, Namens Schweizerbart; zwei Vertreter der aristokratischen Grundsätze haben am gleichen Tische Platz genommen, der Stadtrath, welcher die liberalen Bestrebungen der Neuzeit mit dem größten Mißtrauen aufnimmt, in Allem bei'm Alten bleiben

will und die Geschicke des Vaterlandes den Staatsmännern und Regenten von Fach in die Hand legt, und der Bauer Tiefenbaß, ein Mann von beschränkter Einsicht, der ihm gelegentlich seinen tiefgefühlten Beifall zubrummt. Der fünfte in der Gesellschaft ist Treuherz, dessen Stand nicht näher bezeichnet wird; allein er führt das belehrende Wort und legt in trefflichen volksthümlichen Reden seine freisinnigen Ansichten über Vaterland und Bürgerpflichten, Stillstand und Fortschritt, schlechte und gute Verfassungen und Gesetze dar. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der Dichter in diesem Charakter sich selbst in das Gespräch eingeführt hat. Die Unterhaltung spinnt sich bald in heiterm, bald in satirischem, bald in tiefernstem Tone ungezwungen fort, Fremde treten hinzu und nehmen nach Schweizersitte vorübergehend daran Theil, ein Heimatloser tritt auf, um sein Elend zu beklagen, ein greiser Pole kommt des Weges, der in seinem Tuche drei Schaufeln der verlorenen heimatlichen Erde mit sich schleppt, die in sein Grab gesenkt werden sollen. Treuherz läßt sich vom Faden seines Gedankenganges nicht abbringen und verwerthet alle Umstände, um die Lage des Vaterlandes, seine Mißstände und deren Abhülfe der Reihe nach durchzusprechen. Es mögen hier nur einige der hervorragenden Stellen Platz finden:

Schulmeister. Die Jünglinge haben meisterhaft gesungen, besonders der Kleine dort hat eine treffliche Stimme.

Schweizerbart. Singen, ja singen können wir — das ist aber auch Alles. In den Liedern haben wir ein Vaterland, aber sonst haben wir keines.

Schulmeister. Wie meinst du solches? du bist nicht gut gelaunt.

Schweizerbart. Wie ich es meine, das will ich dir sagen. Frage dort jenen Appenzeller, wo sein Vaterland sei, so deutet er nach Vögelinseck; denn sein Vaterland geht ihm nur vom Stoß bis in's Waldtobel hinab. Die St. Galler und Thurgauer kommen ihm schon vor wie Halbwilde. Richte dieselbe Frage an diesen Musterreiter von Zürich, so sagt der Spießbürger mit übelunterdrücktem Hochmut, sein Vaterland

sei Zürich. Gehst du nach Graubündten hinauf, so fragt dich der Wirth in Chur, ob du aus der Schweiz kommest.

Schulmeister. Das sind ungebildete Leute, die in der Schule nichts von der vaterländischen Erdbeschreibung gelernt haben. Auch ist es alter Sprachgebrauch so, wie heutzutage noch die Egnacher Bauern unter Ausland Alles verstehen, was nicht zu ihrer Gemeinde Egnach gehört.

Schweizerbart. Nein, nein. Es ist nicht blos alter Sprachgebrauch, nicht blos Irrthum der Ungebildeten; es ist der Kantönligeist, der sich aller Orten offenbart. Und darin sind die sogen. Gebildeten noch ärger als der gemeine Mann. Lies alle Zeitungen, tritt in alle Großrathssäle, es ist dasselbe Uebel in zweiundzwanzig Wiederholungen. Zürcher, St. Galler, Genfer, Waadtländer findet ihr in unserm Vaterlande, aber Schweizer werdet ihr nicht finden, und wenn ihr sie bei'm hellen Tage mit der Laterne suchet.

Nach einigen Entgegnungen macht der Bauer Tiefenbaß seinen Standpunkt klar und gibt zu verstehen, daß ihm Verfassungen und Bundessachen höchst gleichgültige Dinge seien.

Tiefenbaß. Du bist ein Narr und bleibst ein Narr und damit Punktum. Kannst kein Glas Wein trinken, ohne mit deinem verdammten Politisiren andern Leuten Kopfweh zu machen. Was geht der Bund und das Vaterland uns an? Wir sind Bauern, wir sollen arbeiten und trinken und die Sorge für's Vaterland den Herren überlassen, die es verstehen und die am Ende dafür bezahlt sind.

Schweizerbart. Glaubst du denn, ich soll hinter dem Pfluge so gedankenlos dreinlaufen wie meine beiden Ochsen, die ihn ziehen? Glaubst du, ich soll zufrieden sein wie sie, wenn ich essen und trinken kann? Lieber wollte ich, daß mir heute noch ich weiß nicht was geschehe. Du meinst, die Bundesangelegenheiten gehen die Bauern nichts an? Potz Element! — — —

Stadtrath. Der Mann besitzt ein gutes Mundstück, hat es vermutlich in den politischen Vereinen zu dieser Fertigkeit gebracht. Vor wenigen Jahren hätte man nicht ungestraft mit solcher Kühnheit geredet. Das danken wir der neuen Verfassung, es will Alles politisiren und

Niemand mehr arbeiten. Wie wird das noch enden? „Schuster, bleibe bei'm Leisten!" lautet mein Grundsatz.

Tiefenbaß. So ist's, ich will verdammt sein, so ist's. Der Bauer muß Bauer und der Herr muß Herr sein. Das Hemd ist mir näher als der Rock und mein Geldbeutel liegt mir mehr am Herzen als das Schweizerland, bin Hausvater, sorge für Weib und Kind und damit Punktum.

Stadtrath. Und wie ihr wird jeder rechtschaffene Mann denken.

Schweizerbart. Schlimm genug, doch sagte ich's vorhin: Das Schweizerland ist schön, aber es gibt keine Schweizer darin.

Treuherz. Ei, ei! Sie machen es unserm ehrlichen Schweizerbart hier doch ein wenig zu arg. Ein Freistaat ist keine Spinnfabrik, wo jeder den ihm angewiesenen Theil der Arbeit mechanisch verrichten und die Sorge für's Ganze den Herren überlassen soll. Montesquieu sagt: Die Tugend oder die Vaterlandsliebe sei das Lebenselement des Freistaates. Johannes Müller aber sagt: „Das ist ein Geheimniß der Tyrannei, daß Jeder nur für sich und Keiner für's Allgemeine sorgt." Darum möchte ich das neuerwachte Leben unsers Volkes nicht tadeln; wol aber möchte ich in alle Hütten den eidgenössischen Sinn tragen und auch in der Brust des Tagelöhners die Liebe zum Vaterlande wecken und anfachen. Du bist, möchte ich jedem Schweizer zurufen, nicht blos Tagelöhner, Bauer oder Handwerker, du bist auch Bürger, Mensch und Christ. Die häuslichen Pflichten heben die bürgerlichen nicht auf. Gerade das Gegentheil! Wer Weib und Kind wahrhaftig liebt, der wird, der muß auch dem Vaterlande gehören. Mit dem Wohl des Ganzen steht und fällt in der Regel auch das Wohl des Einzelnen.

Der Schulmeister spricht den Wunsch aus, daß Treuherz die Verfassung von 1815 bespreche, weil sie den meisten der Anwesenden doch unbekannt sei. Dies geschieht unter geschichtlichen Erläuterungen und Illustrationen aus der Thätigkeit der Tagsatzung. Dann werden die Grundzüge einer neuen Verfassung im Wesentlichen ganz so, wie sie erst 1848 zu Stande gekommen ist, angereiht. Der Schulmeister und Schweizerbart werden immer wärmer, wie das schöne Bild einer festgeschlossenen Eidgenossenschaft mit Einheit in der

Manigfaltigkeit vor ihren Geistesaugen emporsteigt, des Stadtraths Widerspruch ist freundlicher und sanfter geworden, Tiefenbaß ist verstummt. Als die Männer vom letzten Gespräche auseinander gehen, reicht Treuherz ihnen zum Abschied die Hand; stumm und im Innersten bewegt gehen sie heim zu ihren Hütten. Der Vollmond ist über den Wäldern Vorarlbergs aufgegangen und wirft einen langen Streifen wie eine silberne Straße von einem Gestade des See's zum andern. Ruhig liegt der weite Wasserspiegel, leise athmen die Blüthen der Bäume. Schon hat die Glocke zwölf Uhr auf dem Kirchthurm des benachbarten Dorfes geschlagen, und immer noch steht Treuherz mit verschlungenen Armen auf der Spitze eines Hügels, den sinnenden Blick den Schweizeralpen zugerichtet. Da breitet er die Arme aus zum Gebete für das Vaterland:

„Das Land, das Du unsern Vätern gegeben hast, ist schön und unser Loos ist gefallen auf's Lieblichste. Aber wir sind zum Spotte der Nachbarn und zum Spielball der Fürsten geworden, denn unsere Eintracht ist dahin. Da stehe ich und klage wie die ächzende Eule über dem Dache des Sterbenden. Höre, o Herr, mein Flehen und hilf uns! Hebe die Zwietracht, welche die Eidgenossen trennt und zerstreut, wie die Heerde, die keinen Hirten hat. Zeige dem Volke die drohenden Adler in der Luft und die lauernden Löwen an den Marken des Landes.

„Führe mein Volk zur Ameise und zur Biene hin, führe es auf Grütli's heilige Erde, schlage ihm die Bücher der Vergangenheit auf und lehre es, daß Eintracht die Schwachen befreit und Zwietracht die Starken zu Knechten macht.“ —

„Schweizerbart und Treuherz“ ist nun in gewisser Hinsicht veraltet; die Zustände, gegen welche die beiden wackern Freunde ankämpfen, sind verändert, die Ziele, welche sie aufstecken, sind äußerlich erreicht; allein das warme Gefühl für des Vaterlandes Wohlfahrt und Freiheit, die hohe Begeisterung für die theuren Güter eines gesunden nationalen Lebens, die allgemeinen Gedanken, welche das Buch durchziehen, werden nicht alt, so lange es ein schweizerisches Vaterland gibt. Innerhalb eines Jahres erlebte das

volksthümliche Büchlein drei Auflagen, wurde auch in Deutschland gelesen und in's Französische übersetzt. Niederer, der Gehülfe und Freund Pestalozzis in Yverdon, schreibt dem Verfasser darüber: „Ihr Buch „Schweizerbart und Treuherz" bringt in der welschen Schweiz eine unglaubliche Wirkung hervor. Es sind von Lersche's Uebersetzung in Zeit von acht Tagen gewiß schon mehr Exemplare abgesetzt worden als vom Original in der deutschen Schweiz. Das ist ein Ruf Gottes an Sie, die Hand, die Sie an den Pflug gelegt, nicht davon zurückzuziehen. Einem selbständigen und großen Eidgenossen wie Sie hatte ich bis jetzt nichts zu sagen. Ich hatte Sie nur zu bewundern, Ihnen im Stillen zu folgen, um Ihr nationales Streben auch von meiner Seite zu fördern, so weit es meine Individualität gestattete. Heute wird die Sache anders, ich vernehme, Sie wollen sich entmutigt zu den Wissenschaften zurückziehen. Ohne im Geringsten ungehörig auf Sie wirken zu wollen, fühle ich mich durch mein vaterländisches Gewissen getrieben, Sie zu bitten, daß Sie nicht nur sich nicht zurückziehen, sondern neu einstehen und als Wortführer der Nation an der Spitze bleiben möchten." —

„Schweizerbart und Treuherz" war doch die letzte größere Kundgebung des Politikers. Von hier an gewinnt der Dichter in Bornhauser wieder die Oberhand. Er war nun sechs Jahre in der politischen Arbeit gestanden und hatte den Sturmwind und das Schneegestöber des Parteikampfes ertragen, auch den Hagelschlag der Enttäuschung manigfach erfahren. Im Schatten seiner Hütte, bei friedlicher Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, wollte er abwarten und zusehen, ob wol etwas von seiner Aussaat aufgehen werde. Vieles ist davon aufgegangen, allein es kam später, als er erwartet hatte. Was er schon verloren glaubte, ist noch kräftig aufgewachsen und hat Früchte getragen, und wenn das Vaterland heute ungefähr in der Gestalt vor uns steht, wie er es geträumt und ersehnt hat, so scheint das Bild Bornhausers unserer Zeit zu sagen:

Was ihr Guten und Besten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur Keiner lässig ruh'n!

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch ein Werk Bornhausers erwähnt, das jetzt wenig mehr bekannt ist und kaum von dem Geschichtschreiber noch zur Hand genommen und flüchtig durchmustert wird; es heißt: „Die Verfassungen der Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft."[1] Die Einleitung gibt eine kurze Darstellung der Umgestaltungen in den fortgeschrittenen Kantonen, vergleicht dann die eigenthümlichsten kantonalen Zustände untereinander und folgert daraus die Nothwendigkeit einer neuen Bundesgestaltung. „Wenn ich die Verfassungen unsers Vaterlandes überschaue, so kommt es mir vor, ich sehe eine alte Bergfestung, worin alte und neue Wohnungen, Thürme und Höfe, Rittersaal und Scheune in planloser Verwirrung sich mischen. Zwar wäre die Lage günstig, aber die Thürme sind verwittert oder schützen nicht mehr gegen die neuen Waffen; die Gebäude stehen vereinzelt, die verbindenden Mauern, Wall und Graben fehlen, und was mehr ist, das Haupt fehlt, das der Gefahr vorbeugt, ehe sie kommt, und wenn sie da ist, die Mittel der Natur und die Bewohner vereinigt zu kräftigem Widerstand." Hinweisend auf die Bundesurkunde von 1833 ruft er aus: „Schweizervolk, du hast hier eine Bundesakte, aber es ist noch nicht die rechte; die rechte wirst du dir erst dann geben, wenn jeder Bürger es einsieht: Wir müssen uns noch inniger vereinigen, oder wir werden untergehen." Die Geschichte hat die Wahrheit dieser prophetischen Worte, glücklicher Weise zum Besten unseres Volkes, hinreichend dargethan.

[1] Zwei Bände, Trogen 1833—1836.

Dreizehnter Abschnitt.

Im Glanze des Ruhmes.

(1833—1836.)

Während Bornhauser durch Wort und Schrift an der Wiedergeburt des weitern Vaterlandes arbeitete, aber an einem thatsächlichen Erfolge seiner Bemühungen immer mehr verzweifelte, sich mit dem Käuzlein verglich, das über dem Hause eines Hoffnungslos-Kranken seine Klagetöne vernehmen läßt, stieg sein Name zu den höchsten Stufen schweizerischer Berühmtheit und Volksthümlichkeit empor und wurde überall unter den Ersten genannt, wo es sich um die Sache des Vaterlandes und ihre besten Vertreter handelte. Ende des Jahres 1833, als sein Freund Dr. Keller in die Regierung trat und sein Mandat als Großraths-Mitglied niederlegen mußte, rechnete es sich Weinfelden zur Ehre an, seinen Mitbürger in die gesetzgebende Behörde zu senden und Bornhauser entschloß sich dießmal, die Wahl anzunehmen. Er konnte die Gelegenheit nicht zurückweisen, auf die Entwicklung des Heimatkantons wie auf die Angelegenheiten des Bundes einen fortschrittlichen Einfluß zu üben.

Die Kirchgemeinde Busnang, im Mittelpunkte des Thurgaus, berief ihn im Frühjahr 1835 an ihre Pfarrstelle, die er jedoch nicht annahm, weil er sich mit vielfachen Banden an das alte Arbon, seine Bevölkerung und seine landschaftliche Schönheit gefesselt fühlte. Besonders wollte er der Gemeinde, die ihn unter den Stürmen der dreißiger Bewegung freundlich und vertrauensvoll aufgenommen, nicht untreu werden.

Die benachbarten Appenzeller luden ihn durch den befreundeten Dekan Frei in Trogen zu allen ihren Gesangfesten ein und waren glücklich, bei solchem Anlaße eine patriotische Ansprache von

ihm zu hören. Sie begehrten von ihm ein Landsgemeindelied, welches religiösen und vaterländischen Gehalt vereinigen sollte, und nach Händels Melodie: „God save the queen“ zu singen wäre. Das Lied wurde geliefert, scheint aber den Zweck nicht ganz erfüllt zu haben, da sich der appenzellische Sprecher bei dem Dichter bald um ein anderes bemühte, das in der Kirche gesungen werden könne. Das Gedicht ist mir nicht zu Gesicht gekommen, doch vermute ich, daß es in dem Dreiklang: Gott, Freiheit und Vaterland den mittlern Ton für „die getreuen lieben Landleute“ zu stark anschlug. Die Appenzeller waren übrigens unserm Dichter überaus an's Herz gewachsen; er pflegte sie „schweizerische Athenienser“ zu nennen, weil sie die demokratische Regierungsform so leicht und sicher zu handhaben wußten und weil sie auch in ernsten Zeitläufen die heitere Gabe des Witzes trefflich verwandten.

Auch der hochverdiente Komponist Hans Georg Nägeli in Zürich, der Vater des schweizerischen Volksgesanges, trat mit Bornhauser in musikalische Verbindung, bewarb sich um Lieder für seine Sammlungen und gab dem Gedichte: „Singt, singt, ihr Schweizerbrüder“ seine Melodie. Wie er auch sein politisches Wirken würdigte, ist aus nachfolgenden Zeilen zu erkennen:

Verehrter!

Seit ich Sie voriges Jahr in Weinfelden sah, sind Sie eine vaterländisch-historische Person geworden. Ich freue mich über diese und ähnliche Ereignisse aus einem weitern Gesichtspunkte, denn ich sehe die großen Volksversammlungen der vorigen Jahre als erhabene Erscheinungen an, die unserer Kulturgeschichte nicht nur angehören, sondern sie selbst machen. Gott segne ferner Ihr vaterländisches Wirken.

Haben Sie noch andere Gedichte, so bitte ich für jetzt und künftig um Mittheilung.

Mit Hochachtung und Freundschaft

Hans Georg Nägeli.

Es war zum großen Theil die Anregung Bornhausers, welche im Anfang der dreißiger Jahre die örtlichen Gesangvereine zu einem

kantonalen Gesangvereine zusammenführte, welcher bald anfieng, seine gemütlichen, liederreichen Jahresfeste zu halten, auf welchen auch das vaterländische Wort eine bedeutsame Stelle fand. Mehrere Jahre führte er selbst als begeisterter Sänger das Präsidium, bis er diesen Posten dem musikalisch gebildeten Dr. E. Haffter in Weinfelden abtrat und sich begnügte, hie und da ein kräftiges Wort an die Sänger zu richten von den Pflichten des Bürgers, von der Sorge für Freiheit, Ehre, Bildung und Vaterland. Und seine Rede war so mächtig und volksthümlich zugleich, daß eine Zeit lang ein Fest ohne seine Gegenwart an Begeisterung und patriotischem Schwunge nur ein halbes war.

Auch der „Gesangverein am Bodensee", eine größere Vereinigung, welche den freien Geist des erwachten schweizerischen Volkslebens herüberwehen fühlte, ließ Bornhauser ein Zeichen der Bewunderung zukommen, indem er sich in seiner Generalversammlung zu Markdorf (1836) „die Ehre gab, durch einstimmigen Beschluß Sr. Wohlgeboren in Anbetracht Ihrer hohen Verdienste um Volksbildung im Allgemeinen und Ihres unausgesetzten, ruhmvollen, kräftigen Wirkens für die gute Volkssache zum Ehrenmitgliede des Vereins zu ernennen."

Daß die studirende schweizerische Jugend mit dem Redner und Dichter der Freiheit und des nationalen Fortschrittes in inniger Uebereinstimmung stand und mit liebender Begeisterung zu ihm empor sah, bedarf kaum eines nähern Beweises, doch liegt auch hiefür ein bemerkenswerthes Zeugniß vor. Die zürcherische Sektion der „Helvetia" benachrichtigte ihn (1833), daß sie ihn „als einen der ersten Begründer der wiedererrungenen Freiheit und bisheriges Ehrenmitglied des Zofinger Vereins, mit Genehmigung der übrigen Sektionen zu ihrem Ehrenmitglied ernannt habe" und stellte ihm ein Exemplar ihrer Statuten zu. Der ausfertigende Aktuar war L. Sulzberger, stud. jur., jetzt thurgauischer Regierungsrath. Als Bornhauser den „Helvetiern" eine freundlich aufmunternde Antwort gab, übernahm es ein anderes Vereinsmitglied, dieselbe zu verdanken

und die volle Zustimmung der Verbindung zu seinem patriotischen Wirken auszudrücken, auch anzudeuten, daß man in ihrem Kreise dem mutig schaffenden Geiste und nicht dem kühlen Tadler und Kritiker zugethan sei. „Wir dürfen nicht erwarten, daß Sie uns viel Zeit schenken können, denn dem ganzen Vaterlande, dem Erziehungswesen des Thurgaus und Ihrer Gemeinde sind Ihre Kräfte geweiht. Wir wollen Sie daher nicht lange in Anspruch nehmen, doch mögen Sie dieses unser Schreiben als Ausdruck unserer besondern Achtung mit republikanischem Freimute lesen. Verblendete, die uns weiß machen wollen, es sei das Werk einiger eigennütziger, berechnender Köpfe, was der Ausdruck eines großen Weltgeistes ist! Die ewige Wahrheit, deren erfreuender Morgen in jüngster Zeit heranbrach, wird ihre befruchtenden Strahlen in alle Länder der Erde senden. Alle Völker werden einmal sich erkühnen, ihren Monarchen die veralteten Verträge aufzukünden und die Herren der Erde an das Naturrecht zu mahnen, und es ist billig, daß unser Land in diesem Kampfe voranschreite.“ — Der Verfasser dieses längeren, bemerkenswerthen Antwortschreibens war C. Kappeler, stud. gys., zur Zeit Präsident des schweizerischen Schulrathes.

Dr. Emil Frei in Liestal wandte sich an Bornhauser mit dem Vorschlag, „die schlummernde, lang genug verleumdete, verschrieene, verketzerte, verlästerte, eine und untheilbare helvetische Republik“ wieder aufzuwecken. „Also frisch Hand angelegt! Ich meine, es sollte sich ein enger Unitarierbund gründen und Jeder sich verpflichten, offen mit der Sprache herauszurücken, mit Wort und That für die Einheit, für einen unauflösbaren Schweizerstaat zu wirken.“ Allein der Dichter von „Schweizerbart und Treuherz“ trug ein anderes Ideal des schweizerischen Vaterlandes in sich, den Bundesstaat mit Einheit in der Manigfaltigkeit, ohne Verwischung der kantonalen Eigenthümlichkeiten, ohne einen Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung, ein Bild der nordamerikanischen Verfassung in schweizerischen Farben und Größenverhältnissen ausgeführt; er und Dr. Troxler hatten darin die schönste Hoffnung ihres Lebens gefunden.

Als Kuriosität sei erwähnt, daß auch das spätere Haupt des Sonderbundes, Const. Sigwart Müller, um diese Zeit mit Bornhauser in Verbindung trat. Damals noch liberal, verwendete sich der Advokat bei dem Pfarrer für den Urner Franz Herger von Unterschächen. Dieser hatte nämlich seine Rathsherren „Schelme" genannt und sich geweigert, ein leidenschaftliches Urtheil anzuerkennen; dafür wurde er von den Matadoren seines idyllischen Ländchens so heftig verfolgt, daß er aus wohlhabenden Verhältnissen an den Bettelstab gerieth. Es wurde ihm ein Platz in „Schweizerbart und Treuherz" eingeräumt, wo er sein Elend und erlittenes Unrecht allem Volke vortragen konnte.

Der eifrige Reformfreund im Appenzeller Lande, Dr. Joh. Hohl in Wolfhalden, nahm Bornhauser ebenfalls um Rath und Hülfe in Anspruch. Er sollte mit seinem beliebten Namen und seiner volksthümlichen Sprache helfen, daß auch im Lande des „glänzenden Sentis" zeitgemäße Reformen an Verfassung und Gesetzen vorgenommen und vom souveränen Volke angenommen werden. „Sie, Herr Pfarrer, gelten auch unsern Landleuten viel, sehr viel, und nicht ohne großen Nutzen könnten Sie ein Wort über unsere Verfassungsangelegenheit sagen. Daher bitte ich Sie hiemit ergebenst, ein Opfer auf den Altar meines geliebten engern Vaterlandes zu legen."

Eine der merkwürdigeren Bekanntschaften, welche Bornhausers Popularität ihm zuführte, war der Prinz Napoleon Ludwig Bonaparte, nachmals Napoleon III. von Frankreich, dessen Glück und Unglück in gleichem Grade das Durchschnittsmaß gewöhnlicher Menschen überschritten. Anfangs der dreißiger Jahre nach Arenenberg zu seiner Mutter Hortense gekommen, erwarb der Prinz sich das Bürgerrecht von Salenstein sowie das thurgauische Kantonsbürgerrecht, wurde Schulvorsteher in seiner Gemeinde und machte als Artillerieoffizier den Dienst der schweizerischen Milizen mit. Als sich, gleichlaufend mit dem erwachten politischen Leben, das Schützenwesen entwickelte und ein kantonaler Schützenverein entstand, ließ

er sich auch in diesen aufnehmen und wurde später sogar zu seinem Präsidenten erwählt, in welcher Eigenschaft er am eidgenössischen Schützenfeste in St. Gallen (1838) die Fahne der Thurgauer mit einer guten deutschen Rede übergab. Bei einem ähnlichen Anlaße nämlich bei'm kantonalen Schießen in Weinfelden (1836) traf Bornhauser, der als Festredner gekommen war, mit ihm zusammen. Der Prinz war entzückt von der geistigen Kühnheit und Redegewalt des thurgauischen Volksmannes und lud ihn angelegentlich zu sich nach Arenenberg ein, da er auch seine Mutter mit ihm bekannt machen wollte. Unbefangen erschien der Freiheitsmann im Hause des Fürstensohnes, hatte doch der Prinz anscheinend alle Eigenschaften eines guten Republikaners angenommen und schwärmte in seiner Weise für Freiheit und Völkerglück. Freilich meinte er dabei wesentlich die Befreiung Frankreichs durch ihn von den Orleans, welche ihm selbst Platz machen sollten und ein unübersteigliches Hinderniß seines Emporkommens zu sein schienen. Als der Prinz eine Anspielung darauf machte und meinte, der klug berechnende Louis Philipp würde schwer zu beseitigen sein, entgegnete ihm Bornhauser mit Zuversicht: „Sehen Sie, mein Prinz, in Frankreich sind alle Dinge möglich, und nichts darf dort als unmöglich erklärt werden." Nur zu sehr hat sich sein Wort bewährt, denn unberechenbar willig hat das französische Volk den Napoleoniden aufgenommen und in den Zeiten des Glückes seinem Befehle gehorcht, unberechenbar verächtlich und haßerfüllt hat es ihn am Tage seines Unglücks wieder von sich gestoßen.

Der Prinz blieb, so lange er im Thurgau weilte, mit Bornhauser in freundlichem Verkehr, besuchte ihn in Arbon und schrieb ihm mehrere Briefe, welche einen tieferen Blick in das Herz des ehrgeizigen Jünglings thun lassen; so schreibt er am 31. März 1834:

Ich habe mit Vergnügen durch Ihren freundschaftlichen Brief vernommen, daß Sie richtig das Buch empfangen haben, das meine Mutter Ihnen zuschickte. Ich bedaure sehr, daß ein Irrthum auf dem Titelblatt sich vorfand; das Ihnen bestimmte Exemplar hat auch Herr Pictet

in Genf empfangen. Meine Mutter läßt Ihnen danken für die Wünsche, die Sie ihr darbieten; sie trachtet nach nichts anderem, als in dem schönen Schweizerlande ruhig ihr Leben zuzubringen, wie Schiller sagt:

An Wünschen leer,
Doch nicht an Freuden arm.

Ich aber gestehe, daß ich nicht an Wünschen leer bin; ich bin noch jung und meine einzige Hoffnung wird immer sein, der heiligen Sache der Völker nützlich zu werden, mich meines großen Namens würdig zu machen und auf diese Art die Achtung der Männer zu verdienen, welche wie Sie ihr ganzes Leben der Freiheit gewidmet haben.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung und Freundschaft.

Napoleon Louis Bonaparte.

Kurz vor seinem Straßburger Versuch wünschte der Napoleonide seinen Mitbürger noch einmal zu sehen und schrieb ihm:

Arenenberg den 10. September 1835.

Am 16. wird ein Freischießen in Ermatingen stattfinden, dessen Ertrag für die unglücklichen Polen bestimmt ist. Die wohlthätige Absicht dieses Festes veranlaßt mich, Sie einzuladen, uns mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Mich besonders würde es freuen, Sie wiederzusehen, da ich neulich in Arbon nur so kurze Zeit bei Ihnen verweilen konnte, und ich immer wünsche, die Bekanntschaft derjenigen Personen zu machen, die wie Sie sich um die Menschheit verdient gemacht haben.

Rechnen Sie, mein Herr, auf meine Hochachtung.

Napoleon Louis C. Bonaparte.

Sämmtliche Briefe sind eigenhändig in ziemlich gutem Deutsch geschrieben und beweisen, daß sich Napoleon damals vollkommen bürgerlich und republikanisch zu benehmen wußte. Was war es, das die beiden so verschiedenen Männer zusammenführte, den Neffen des großen Napoleon, der nach Herrschaft trachtete, und den thurgauischen Dichter und Redner, der sein Leben der Sache der Freiheit gewidmet hatte? Bei Bornhauser war es das Interesse, den

Sprößling des gewaltigen Geschlechtes, vor dem einst Europa im Staube lag, als Menschen und Bürger kennen zu lernen. Napoleon aber wollte an dem populären Manne sehen und lernen, wie man die Herzen der Völker gewinnt. Obgleich übrigens der Prinz auf Arenenberg ein nichts weniger als musterhaftes Leben führte, so waren doch seine Absichten im Ganzen wohlwollend. Er wollte nicht blos Frankreichs Thron besteigen, sondern thatsächlich dem Lande nützen, es zur Freiheit, Bildung und Wohlstand führen; aber die Fehler seiner Nation, seine Verbindungen und Umgebung und seine eigenen Schwächen haben ihn anders geführt, als damals in der gesunden schweizerischen Luft seine Pläne und Absichten gingen.

Unter den Huldigungen, welche Bornhauser um diese Zeit empfing, sind auch solche von entschieden komischer Natur. Ein praktischer Arzt im Kanton St. Gallen wünschte in einer Wahlgemeinde eine Rede zu halten und da ihm dazu, wie er sagte, alle Gedanken fehlten, wandte er sich schriftlich an den berühmten Redner, dem er übrigens durchaus unbekannt ist, daß er ihm dazu die Gedanken und Zielpunkte mittheilen möchte. Ein Dr. jur. B. in der welschen Schweiz begann einen Brief mit den Worten:

Singe, juble, jauchze Chor!
Herrlich steigt der Tag empor.
(Der Tag der Freiheit durch Sie —)

Einen gesunden Humor athmen dagegen die Briefe W. F. Bion's, der bei Wiederaufnahme der Redaktion des „Wächters" (Ende 1832) seinem Freunde schreibt:

„Nun bitte ich Dich, auch dieses Jahr den „Wächter" gütigst bedenken zu wollen. Du bist mein Stecken und Stab, und wenn Du mich verlassen würdest, wäre ich wol verlassen. Gerne würde ich Dir ein Honorar anbieten, allein wenn ich für meine Auslagen gedeckt bin, bleiben mir für das ganze Jahr kaum 150 fl. übrig. — Meine Frau habe ich so ziemlich begütigen können; sie wird übrigens die beste Hüterin sein, daß der „Wächter" nichts Unanständiges mehr bringt. Herzliche

Grüße an Dich und Deine Frau. Gott erhalte Dich frisch, damit Du an die Tagsatzung gehen und die thurgauische Bischofsmütze tragen mögest." —

Der ehrwürdige Emanuel Fellenberg in Hofwyl, der als Armenerzieher im Pestalozzischen Geiste wirkte und eine Schulmeisterschule hielt, aus der viele treffliche Pädagogen hervorgegangen sind, war schon seit 1830 mit Bornhauser in Briefwechsel getreten. Anfangs waren seine Briefe vorwiegend pädagogischer Natur, die Grundsätze seiner Anstalt und praktische Fragen betreffend. Später, von der Herrschaft der Brüder Schnell abgestoßen und von der Umgestaltung im Kanton Bern durchaus unbefriedigt, ging er immer mehr in den politischen Klageton über. So schrieb er den 26. Februar 1833:

„Der Kampf, in welchem wir in Bern begriffen sind, ist einer der bedeutsamsten, die in der Schweiz stattfinden; sein Ausgang wird entscheiden, ob unsere Staatsveränderung am Ende blos auf eine spießbürgerliche Personalveränderung auslaufen soll, oder ob wir uns erfreuliche Früchte davon versprechen dürfen. An Entschiedenheit in diesem Kampfe jedes mögliche Opfer zu bringen, soll es wenigstens von meiner Seite nicht fehlen; aber es ist sehr zu wünschen, daß auch unsere entferntesten Eidgenossen einsehen, wie viel Jedem daran liegen soll, daß wahrhafte Volksbildung allmälig in allen Kantonen der Schweiz die Oberhand gewinne. Unser Freund Wehrli wird Ihnen mündlich mittheilen, was die Druckschriften, die ich Ihnen sende, unberührt lassen mußten. Genehmigen Sie meinen erneuerten Dank für alles das, was Sie für das Beste Ihres Kantons und der ganzen Schweiz thun und bleiben Sie stets meiner hochachtungsvollen und herzlichen Ergebenheit versichert." —

Als nach Mißlingen der Bundesreform Bornhauser sich noch entschiedener in's Privatleben, zur Poesie und Wissenschaft zurückziehen wollte, ließen es besonders die Berner nicht zu. Kasthofer, der Lehrer im Walde, mahnte ihn so eindringlich, daß er sich an der Gründung des Nationalvereins, der an die Stelle des

schweizerischen Schutzvereines trat, betheiligte. Mit Ad. Hertenstein, H. Druey, Dr. Troxler, W. Snell, Kasthofer und Niederer trat Bornhauser in das Comite dieses Vereins ein (1835) und führte später eine Zeit lang den Vorsitz in demselben, doch ließ er den Politiker wider Willen mehr und mehr an sich spüren. Schultheiß C. Neuhaus, der nach dem Rücktritte der Brüder Schnell an die Spitze des bernischen Staates trat und das Erziehungswesen in seine Hand nahm, stellte Bornhauser den Entwurf seines neuen Schulgesetzes zu und wünschte seine Meinung darüber zu hören, welche dieser in einem einläßlichen Gutachten dem Staatsmanne zur Kenntniß brachte.

Bis dahin hatten Bornhausers Kräfte den immer größer werdenden Anforderungen bewunderungswürdig Stand gehalten. Ich will hier versuchen, in wenigen Zügen sein Bild zu zeichnen, wie es sich jetzt auf der Höhe seines Ansehens und Wirkens, in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre darstellt. Seine Gestalt war eher klein als groß zu nennen und erreichte nicht ganz die mittlere Höhe eines schweizerischen Mannes; aber sie war überaus fest und kräftig gebaut, breitschulterig und von ebenmäßiger Bildung. Sein mächtig entwickelter, rundlicher Kopf war von dichtem, schwarzem Haare umrahmt, welches nach allen Seiten schlicht herabfiel. Das volle, etwas blasse Antlitz hatte etwas Strahlendes, Freundlich-Wohlwollendes; die Augen, dunkelbraun und von ungewöhnlicher Größe, leuchteten von edler Begeisterung und kühnem Freimut. Der fein gebildete Mund war zum Lächeln geneigt, konnte aber auch unwillig sich zusammenziehen, zumal wenn das Herz in seinen edelsten Gefühlen sich verkannt wußte, oder wenn seinem Streben feindlicher Widerstand in den Weg trat. Seine ganze Erscheinung machte den Eindruck eines Mannes von Edelsinn und starkem Selbstgefühl, der sich Keinem unterordnen wird, in welchem er nicht den überlegenen Geist erkennt, der aber auch Keinen in seinem Rechte zu bedrücken im Stande ist, weil strenge Rechtlichkeit und herzliches Wohlwollen die leitenden Mächte seines Handelns sind. Diese

Gestalt schien zu wachsen und wurde imponirend, wenn sie in schwungvoller Rede von den heiligen Gütern der Freiheit, des Vaterlandes, der Menschenrechte und Menschenwürde sprach, oder wenn sie zürnend gegen Tyrannei, Volksbedrückung und Volksverdummung, Feigheit und Falschheit sich erhob. Dann wurden die Worte nicht mehr an dem Maßstabe der Klugheit abgemessen, sondern strömten ohne Wahl aus dem stürmisch erregten Gemüte hervor.

Seine Lebensweise war einfach, mäßig und rastlos thätig. Frühe stand er auf und besorgte die Geschäfte seines geistlichen Amtes; des Abends pflegte er einen längern Spaziergang am Gestade des See's zu machen, wobei er oft sich niedersetzte und einige Gedanken in sein Notizbuch schrieb. Wenn er Leuten aus seiner Gemeinde begegnete, so wechselte er gerne mit ihnen ein freundliches Wort, machte auch wol eine scherzende Bemerkung. Aber wenn die Abendkühle eintrat und der Nachtwind vom See her ihn heimkehren hieß, so zog er sich nach einfacher Abendmahlzeit noch einmal in seine Studirstube zurück und schrieb Briefe oder politische Aufsätze oder ließ sein unruhevolles Herz bei stiller Dichterarbeit zur Ruhe kommen. Am wenigsten verweichlichte er sich selbst; er machte viele Fußtouren, badete im See (er war ein trefflicher Schwimmer), bis im Oktober die kühleren Fluthen ihn allmälig zurückschreckten.

In seinen Predigten war er überaus freimütig und unbefangen. Nicht immer blieb ihm in den geschäftvollsten Jahren die nöthige Zeit, um sich mit voller Sorgfalt darauf vorzubereiten, dann pflegte er über die Schönheit der Natur und den poetischen Wechsel der Jahreszeiten sich in anmutigen Improvisationen zu ergehen, wobei er sich freilich bisweilen wiederholte, so daß die Leute daran gewöhnt wurden. Bei den landesüblichen Leichenreden sprach er sich so unumwunden aus, daß er sich durch Mangel an Lob oder allzu deutlichen Tadel nicht wenige stille Feindschaften zuzog. Als einst ein Mann aus dem Städtchen begraben wurde, in dessen Familie der Kirchenbesuch ganz aus der Uebung gekommen war, begann er seine Predigt mit den Worten: „Ich sehe zwei seltene Gäste hier;

der Tod mußte kommen, um sie wieder einmal in das Gotteshaus zu führen, wo das menschliche Leben durch den Hauch des Ewigen berührt und geheiligt wird."

In seinem Religionsunterrichte legte er auf die sittlich-praktische Seite das größte Gewicht. Er erörterte die Zehn Gebote, aber auch die wichtigsten Verfassungsbestimmungen des Vaterlandes, sprach über Ehre, Freundschaft, Mäßigkeit, Heiligung, verhehlte nicht seine freisinnigen Ansichten über die Bibel, deren menschliche Seite er deutlich betonte, und ließ nur wenig auswendig lernen. Aengstliche Gemüter, besonders Frauen, nahmen etwa an seiner theologischen Richtung Anstoß; sie sagten: er glaube nicht, daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, sondern halte ihn „nur sonst für einen braven Mann." Es war übrigens nicht so, daß Bornhauser gering von dem Anfänger und Vollender des christlichen Glaubens dachte. Er verehrte und liebte ihn als den gottgesalbten Verkündiger der befreienden und seligmachenden Wahrheit, den Stifter des Gottesreiches auf Erden, darin Güte und Liebe sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. An seine wunderbare Geburt und leibliche Himmelfahrt glaubte er allerdings nicht, dagegen war ihm sein Leben und die Unsterblichkeit der Seelen eine Thatsache freudiger Gewißheit. Leider, ich gestehe es, fehlte es ihm an Zeit, Stimmung und Anregung, sich theologisch zu vertiefen und seine akademische Bildung in diesem Mittelpunkte seiner praktischen Thätigkeit namhaft zu ergänzen und zu erweitern. Es hatte dies zur Folge, daß er in der Weise des älteren Rationalismus Tugendlehre predigte, ohne aus der reichen Tiefe des Evangeliums mit rechter Zuversicht und Erfahrenheit zu schöpfen. Als man anfing, den Rationalismus als einen zurückgelegten Standpunkt zu betrachten und den religiösen Inhalt des Christenthums tiefer zu fassen, ist auch der Rationalist Bornhauser von kleineren Geistern vielfach belächelt und gemeistert worden, die auf ihrem Standpunkte besser gethan hätten, zu bedenken: „Denn Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder."

Am anmutigsten entwickelte er seine Gabe der sittlich-religiösen Anregung in den Trauereden und Hochzeitspredigten, deren er viele zu halten hatte, weil auch auswärtige Hochzeitspaare oft Stunden weit herkamen, um sich von ihm trauen zu lassen. Selbst in einer glücklichen Ehe lebend, beleuchtete er die Gefahren des Ehestandes, seine Trübungen und Störungen wie seinen herrlichen Frieden und Segen in den hellsten Farben und gewann so die Herzen für den heiligen Entschluß: so viel an uns liegt, sollen Friede und Geduld, Wahrheit und Frömmigkeit allezeit mit uns sein. Dabei sprach er oft ohne Vorbereitung, wie die Stunde, der Anblick der Brautleute und die eigene Stimmung es ihm eingaben. Als einmal an einem trüben, regnerischen Morgen während seiner Rede die Sonne hervorbrach und das Gotteshaus freundlich erhellte, sprach er zu den Verlobten: „Sehet die Sonne! so läßt Gott den Ehegatten nach Tagen der Prüfung und Sorge immer wieder seine Güte und Freundlichkeit kund werden."

Wie viel Bornhauser für nothleidende Mitmenschen zu thun im Stande war, beweisen die zahlreichen Gesuche und Dankschreiben von Flüchtlingen, armen Schriftstellern und gedrückten Familienvätern, welche sich in seinem Nachlasse vorfinden. In jüngeren Jahren pflegte er das Geld nicht zu achten, so sehr war er ganz den idealen Interessen, der Poesie und Wissenschaft, der Hebung des Vaterlandes und Bildung seines lieben Volkes hingegeben. Seinen Freunden blieb er treu und die er im politischen Kampfe verloren, hat er durch versöhnliche Annäherung wieder gewonnen, so Kesselring, Mörikofer und Pupikofer, die sich in der dreißiger Bewegung ihm feindlich gegenüber gestellt hatten. Er konnte zürnen, wenn er Unrecht sah oder wenn er angegriffen wurde, aber Hassen war seine Sache nicht und hämischer Neid war seinem Herzen völlig fremd. Er hatte ein Recht, das Alter zu trösten mit jenen Worten, die aus dem frischen Quell seines liebreichen Gemütes geflossen sind:

Digitized by Google

Welkt vielleicht im Lebenskranze
Dir auch manche Lust,
Schließ', o Freund, an's große Ganze
Dich mit voller Brust.
Pflanz' auf deiner Hoffnung Grabe
Still der Menschheit Glück,
Und an Andrer Freuden labe
Sich dein Thränenblick.

Vierzehnter Abschnitt.

Eine Lebensfrage.

Schon lange hatte man in Bern seine Aufmerksamkeit auf Bornhauser gerichtet. Seine Vaterlandsliebe, sein uneigennütziger Freisinn, seine anregende Kraft, seine Begeisterung für Volksbildung und Hebung des nationalen Bewußtseins und seine glänzende Beredsamkeit hatten ihm nicht nur aufrichtige Bewunderung erweckt, sondern auch den Wunsch hervorgerufen, ihn auf einem höhern und einflußreichern Posten zu sehen. Aber diese Stelle war schwer zu finden, denn Bornhauser hatte jede politische Laufbahn entschieden ausgeschlagen und fühlte sich jetzt weit mehr als in den Jünglingsjahren von dem Frieden des geistlichen Amtes und seinem stillen Wirken wohlthuend berührt und beglückt. Da glaubte Schultheiß Neuhaus, der Vorstand des Erziehungsdepartements der „Republik Bern", endlich die Stelle gefunden zu haben, welche ihm zur Ausführung seines Planes geeignet schien, es war eine Professur für praktische Theologie mit dem Charakter eines Universitätspredigers an der dortigen Hochschule. Er schrieb an Bornhauser unter'm 5. Juli 1834:

Da Ihre bekannten manigfachen Verdienste um das Erziehungswesen uns wünschen lassen, daß Sie an unserer zu eröffnenden Hochschule als ordentlicher Professor der praktischen Theologie und als Universitätsprediger eintreten möchten, so richte ich anmit an Sie, hochgeehrter Herr, die Einfrage, ob Sie bereit wären, einem allfällig an Sie ergehenden Rufe zu folgen.

In der angenehmen Hoffnung, daß Sie sowol Kraft als Lust zu dieser Stelle in sich finden, und in der Ueberzeugung, daß der ganze Geist, der Ihre Wirksamkeit bezeichnet, unsere Jugend kräftig anregen und den Zwecken unserer Hochschule vollkommen entsprechen werde, zeichnet mit besonderer Hochschätzung Neuhaus.

Das Anerbieten war um so anziehender, als von anderer Seite auf Bornhauser eingewirkt wurde, es anzunehmen. Zudem schien sich seine Situation im Thurgau seit 1833 weniger günstig zu gestalten. Hirzel und Freienmuth, seine ältesten und hartnäckigsten Gegner, waren wieder in den Großen Rath eingetreten und wurden von Kesselring meist unterstützt, auch der junge Dr. Kern, der eben seine Laufbahn begann und an Talent und Bildung einen Großtheil des Rathes weit überragte, schien sich auf ihre Seite stellen zu wollen. Ludwig Snell hatte daher (Mai 1833) an Bornhauser geschrieben: „Eure Stellung im Großen Rathe wird sich durch den Eintritt dieser Männer sehr verändern, und gerade jetzt dürfen wir Liberale am wenigsten lau werden. Der Kampf, der bisher aus Mangel einer tüchtigen Opposition kaum vorhanden war, wird nun ernsthaft und heiß. Wahrscheinlich wird sich Dr. Kern ebenfalls auf jene Seite neigen und mit ihm noch mehrere andere. Aber lauter Gründe für Dich, die Nationalpartei fest zusammen zu schließen. Man erwartet das allgemein von Dir in Zürich. Unsere Liberalen verlassen sich auf Deine Thätigkeit und sind daher trotz der Gefährlichkeit jener Opposition unbesorgt.“ —

Das war noch vor dem Entscheide über die Bundesreform geschrieben, deren Schicksal so wesentlich in der Hand der Großen Räthe der Kantone lag. Als nun diese vorläufig in's Wasser

gefallen war und eine neue von langer Hand her vorbereitet werden mußte, war die Lage bedeutend verändert. Daher rieth Ludwig Snell jetzt, wenn auch mit viel Bedacht und Zurückhaltung, nach Bern zu kommen. „Mein Bruder", schreibt er, „lehrt in Bern das Jus, Kortüm die Geschichte, ich gehe gleichfalls den Herbst hin und werde die Staatswissenschaften vortragen. Die Regierung sucht intelligente Männer, welche treu dem demokratischen Prinzip ergeben sind, in Bern zu versammeln. Es entsteht dann die Frage: ob Du als Rathgeber, väterlicher Freund und Studienleiter nicht auf das werdende Geschlecht der Beamten und entscheidenden politischen Kräfte in Deinem Heimatkanton einen weit größern Einfluß ausüben kannst, als jetzt im Kampfe mit den verdorbenen und unverbesserlichen Alten. Hans Schnell (zweiter Gesandter) war gestern bei mir und trug mir auf, Dir darüber zu schreiben. Wenn Dein Thurgau allein laufen kann, so solltest Du das Anerbieten nicht zurückweisen."

Es brauchte einiger Ueberlegung, um die gestellte Lebensfrage richtig zu entscheiden. Bornhauser war jetzt 35 Jahre alt, der Uebergang in die wissenschaftliche Laufbahn war bei seiner Arbeitskraft wol möglich, seine Stelle machte keine sehr weitgehenden Anforderungen an Gelehrsamkeit; ein trefflicher Freundeskreis und ein reiches geistiges Leben winkten ihm anzunehmen; im Thurgau schien man seines Rathes nicht mehr so angelegentlich zu begehren, seit im Großen Rathe seine Gegner wieder Stellung gewonnen hatten; so sprach Vieles dafür, den Wanderstab zu ergreifen und sein Zelt aufzuräumen.

Allein Bornhausers Liebe zum Thurgau, der väterlichen Erde, seine Anhänglichkeit an Land und Bevölkerung, und ein gewisses Pflichtgefühl, welches ihm sagte, daß hier das Feld seines Wirkens sei und in diesem Boden die starken Wurzeln seiner Kraft, ließen den Entschluß des Scheidens nicht zu. Drei Wochen später schickte Bornhauser eine ablehnende Antwort an Neuhaus ab, worin er die Gründe seiner Entscheidung mit Offenheit und Wärme darlegte. Der Schultheiß antwortete mit Ausdrücken der Rührung

und Bewunderung: „Wären die Motive Ihres Abschlages anderer Natur und wären sie nicht so edel und großartig, wie sie es wirklich sind, so würden wir gerne den Versuch gemacht haben, Ihre Bedenken zu heben. Aber Sie sind uns, indem Sie jeden Privatvortheil, jede persönliche Rücksicht Ihrer Vaterlandsliebe opfern, ein schönes Vorbild, wie auch wir das Interesse unserer Anstalt erniedrigen sollen unter das höhere, welches Sie aufstellen. So schreiten Sie denn mutig fort auf der Bahn, welche Ihnen der Himmel vorgezeichnet hat, wirken Sie ferner in Ihrem schönen Thurgau, in dessen Politik wir bisher so oft den Einfluß Ihres freien Geistes zu erkennen vermochten."

Damit war die Sache abgethan und Bornhauser seinem Heimatkanton erhalten, an dessen staatlicher und geistiger Entwicklung er nicht aufhörte den kräftigsten Antheil zu nehmen. Bald darauf erschienen ohne Namen des Verfassers Gespräche zwischen „Schweizerbart und Treuherz" im Wächter. Die Thurgauer Zeitung nannte sie „politische Marktschreierei", worauf sich ein langer Streit zwischen den beiden Blättern erhob und Schweizerbart eine angenommene Person wurde, die verschiedene Briefe erhielt und dieselben erwiderte. Hinter ihr standen Bornhauser mit frischen Gedanken und Bion mit kaustischem Witz. Sie halfen dem redlichen Schweizerbart seine Sache so gut verfechten, daß er als Sieger vom Kampfplatze abtrat und sein Ruhm weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinausging.

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Klöster vor dem thurgauischen Großen Rathe. Aufhebungsantrag von Bornhauser und Dr. Waldmann.

(1836.)

Seit Bornhauser von seiner Heimatgemeinde in den Großen Rath gesandt war, studirte er alle gesetzgeberischen Fragen und nahm an den wichtigsten Debatten bedeutsamen Antheil. In der Märzsitzung des Jahres 1836 legte der Kleine Rath den Entwurf eines neuen Klostergesetzes vor, welches gewissen immer schreienderen Uebelständen in diesen Behausungen geregelter Frömmigkeit abhelfen sollte. Eine Klosterkommission war schon früher niedergesetzt worden, welche den ökonomischen Zustand sämmtlicher Stifte untersucht hatte und nun Bericht und Antrag einzubringen bereit war. Schon einige Wochen vor der Sitzung waren die Blätter von Klosterartikeln für und gegen ein staatliches Einschreiten angefüllt. In der Thurgauer Zeitung war ein Artikel erschienen, welcher zu erweisen suchte: Jede Zweckbestimmung der Klöster durch den Staat wäre Hochverrath und Landfriedensbruch; Hochverrath, weil ihr Bestand in der Bundesverfassung von 1815 gewährleistet sei, Landfriedensbruch, weil von der protestantischen Mehrheit in die Rechte der katholischen Minderheit gewaltthätig eingegriffen würde.

Nun ergaben sich aber aus dem Berichte der Klosterkommission Thatsachen, welche den zunehmenden Verfall der thurgauischen Klöster jedem Unbefangenen zur Ueberzeugung brachten. Im Clarissenfrauenkloster Paradies, das schon 1806 wegen drohenden Bankerottes unter staatliche Oberverwaltung genommen werden mußte, befand sich noch eine Conventfrau und eine Schwester. Im Chorherrenstift Kreuzlingen saßen zehn Capitularen und vier Canonici,

davon ein Thurgauer, fünf aus andern Kantonen und acht Ausländer. Im Karthäuserkloster Ittingen waren noch zehn Capitularen, davon sechs Schweizer und vier Ausländer. Das Benediktiner-Kloster Fischingen zählte achtzehn Patres, darunter zwei Thurgauer. Alle mit Ausnahme von Ittingen hatten seit 1804 bedeutende Rückschläge in ihrem Vermögensbestande gemacht, der sich zusammen auf 443,000 fl. belief. Da sich viele Ausländer und Nichtkantonsbürger in den Stiften befanden, so stand zu befürchten, daß ein Theil des verfügbaren Vermögens dem Kanton, aus dessen Boden es doch im Wesentlichen erwachsen war, entfremdet werden könnte.

Aber auch die Disziplin hatte sich an manchen Orten in bedenklicher Weise gelockert; die Vorgesetzten besaßen da und dort nicht die geistige Kraft, ihre Gesellschaft in Ordnung und Gehorsam zu halten, weil hervorragende Köpfe selten mehr hinter Klostermauern gingen. Ich werde später bei den Beziehungen Bornhausers zu einem unglücklichen Klostermanne Gelegenheit haben, dafür auffallende Beweise anzuführen. Im Ganzen hatte das thurgauische Volk keinen Sinn mehr dafür, Freiheit, Selbstbestimmung, Familienglück und edlen Lebensgenuß für eine fromme Scheinthätigkeit in einem Gotteshause hinzugeben. So war denn allerdings die Frage nahe gelegt: Warum sollen wir die Klöster, die ihren geschichtlichen Zweck erfüllt haben, jetzt aber dem Lande nichts mehr zu leisten vermögen, nutzlos fortexistiren lassen?

Am 10. März 1836 (es war der Geburtstag des Kantons zur Selbständigkeit) kam die Klosterfrage im Großen Rathe zur Behandlung. Die Klosterkommission, im Einverständnisse mit dem Kleinen Rathe, brachte folgende Anträge ein:

1) Die Aufnahme von Novizen darf nicht vor dem 23. Lebensjahre und die Abnahme des verbindlichen Ordensgelübdes nicht vor dem 25. Jahre stattfinden;
2) das Vermögen des Klosters Paradies ist unter unmittelbare Staatsverwaltung zn stellen;

3) die Aufnahme von Fremden in die thurgauischen Klöster ist zu verbieten.

Sie wollte damit das Heranwachsen großer Convente verhindern, das allmälige Aussterben einzelner Stifte mit sanfter Hand befördern und namentlich dafür Sorge tragen, daß nicht das Klostervermögen aus dem Lande gezogen werde und damit die schönen Hülfsquellen für Verbesserung des Erziehungswesen für immer verloren gehen.

Ueber diese Anträge, welche eine Abänderung des bisherigen Klostergesetzes enthielten, sprach zuerst Verhörrichter Ammann vom konservativ-katholischen Standpunkte aus. Er mahnte vor Allem zur Vorsicht und zitirte: Quidquid agas prudenter agas et respice finem, was du thuest, das thue mit Klugheit und bedenke das Ende. Dann hob er hervor, daß § 12 der Bundesurkunde den Bestand der Klöster gewährleiste und daran ohne die äußerste Gefahr für das Vaterland nichts geändert werden dürfe. Redner sei selbst in der Stiftsschule in Kreuzlingen gebildet worden und wenn er jetzt die Klöster mangelhaft vertheidige, so sei entweder seine Faulheit oder Mangel an Talent daran Schuld. Ein Antrag gegen den Bestand der Klöster könnte nur aus dem schwarzen Rachen eines Despoten hervorgehen.

Dr. Kern nahm das Wort, um zu zeigen, daß man seit dreißig Jahren eines der besten Klostergesetze gehabt habe, daß dasselbe aber nicht ausgeführt worden sei. Es sei darum an der Zeit, für die Hülfsquellen des Landes größere Sorge zu tragen.

Regierungsrath Anderwert suchte nun die allgemeine, grundsätzliche Berathung der Klosterfrage abzubrechen und zu einer artikelweisen Behandlung der Kommissionsvorschläge zu drängen, worin dann für die Klöster keine erhebliche Gefahr mehr vorhanden war.

Da trat Dr. Waldmann von Arbon, liberaler Katholik, unerwarteter Weise mit dem Antrage hervor: Der Große Rath wolle vor Allem die Frage in Berathung ziehen, ob nicht

die Klöster aufzuheben seien. Der Antrag wurde von einem großen Theile des Rathes mit Staunen und Entrüstung aufgenommen. Bornhauser übernahm es nun, ihn näher zu begründen und allen Parteien als die beste, zeitgemäßeste und fortschrittlichste Lösung an's Herz zu legen. Im Eingang seiner großen und wirkungsvollen Rede bemerkte er, daß er im Großen Rathe nur ungern Fragen berühre, welche religiöse, zumal konfessionelle Dinge beschlagen; denn er ehre die religiösen Ansichten Anderer, auch wo er sie nicht theile, und zittere bei dem Gedanken, daß sein Wort das Heiligste, was im Herzen eines Menschen lebt, verletzen könnte. Dann aber fuhr er immer kühner und entschiedener fort: Auf der andern Seite erinnere ich mich aber, daß ich Vertreter des thurgauischen Volkes bin und nach bester Ueberzeugung Alles unterstützen muß, was zum Wohle des ganzen Kantons und des gesammten schweizerischen Vaterlandes gereicht. Ich ehre, was die Klöster in vergangenen Tagen für die Menschheit gethan haben; manches lebensmüde Herz fand in ihren Mauern Ruhe, manches öde Feld wurde durch sie angebaut. Aber Alles hat seine Zeit und die Zeit der Klöster ist vorbei. Daß der Hang zum beschaulichen Leben aufgehört habe, daß die Katholiken unsers Landes sich nicht mehr durch die Gelübde von Armut, Keuschheit und Gehorsam in die heiligen Wände locken lassen, dafür haben wir den sprechendsten Beweis. Von den Klosterbewohnern, welche die Interessen von zwei und einer halben Million verzehren, sind nur zweiundzwanzig Personen Bürger des Kantons Thurgau. Daß die Klöster den Ackerbau nicht mehr befördern, daß sie den Fleiß und die Thätigkeit nicht mehr beleben, den Wohlstand des Landes nicht mehren, das weiß jeder denkende Bürger. Und wenn wir es nicht wüßten, so würden es mit stummer Sprache die halbangebauten Aecker, die Armut würde es uns verkünden, welche oft auf mehrere Stunden das Kloster wie ein böser Zauberkreis umgibt. Nicht besser steht es um den Anbau der Wissenschaft. Jedes Dorf besitzt jetzt seine Schule, die Wissenschaft ist zum Gemeingut der Menschheit

geworden. Nur die Klöster sind zurückgeblieben, Unwissenheit und Aberglaube, Trägheit und roher Genuß herrschen in ihren Mauern. Starre Mumien der Vergangenheit halten sie zürnend ihre kraftlosen Hände dem fortschreitenden Rade der Zeit entgegen. Sie erfüllen ihre Bestimmung nicht mehr, sie nützen nicht, sie schaden nur.

Der Redner zeigte sodann, daß eine Reform der Klöster zu nichts führen würde, daß von ihrer Thätigkeit für Volkserziehung nichts Gedeihliches zu erwarten sei; er ermahnt die Katholiken, im Interesse ihrer armen Gemeinden selbst Hand zu dem nothwendigen Werke zu bieten, beschwichtigt den Einwurf, daß die Bundesverfassung von 1815 entgegen stehe; weissagt, daß in manchem Kloster getäuschte Jünglinge und Jungfrauen mit Zittern auf das Ergebniß des heutigen Tages harren und mit Freudenthränen die Männer segnen werden, welche für ihre Freiheit das entscheidende Wort gesprochen. Sein Antrag geht dahin: „Sämmtliche Klöster des Kantons Thurgau werden aufgehoben. Ein Dritttheil ihres reinen Vermögens wird der katholischen Konfession zum Voraus zugesichert, damit daraus die Kirchen-, Schul- und Armengüter verbessert werden. Die übrigen zwei Dritttheile des Klostervermögens werden als Staatsgut erklärt.“ —

Der Eindruck der Rede war ein gewaltiger, allein sie vermochte doch nicht, den Widerstand der strengen Katholiken zu überwinden. Der Präsident Anderwert erklärte, der Antrag Bornhausers könne nicht zur Abstimmung gebracht werden, weil er der Bundesurkunde widerspreche. Kesselring sprach zwar für das Recht des Staates, eines Tages die Klostergüter einzuziehen, beantragte jedoch Nichteintreten. Auch Eder erhob sich, um für die Klöster zu sprechen und wandte sich namentlich gegen Waldmann, der als Katholik sie in Frage stellen konnte. Vergeblich hatte ihn Bornhauser durch Briefe zu überzeugen gesucht und ihn an die alte Freundschaft und die gemeinsamen liberalen Grundsätze erinnert. Eder wollte bei seiner Konfession bleiben und die Rechte der katholischen Kirche nicht durch die Staatsgewalt beugen lassen. Endlich wurde abgestimmt

und zuerst die Anträge der Kommission auf Reform des Klostergesetzes vorgelegt; sie blieben in Minderheit. Ein böser Geist der Konfusion schien sich der Versammlung bemächtigen zu wollen. Da erklärte Dr. Kern, daß es sich nur um Erheblichkeitserklärung von Bornhausers Antrag handeln könne, nicht um sofortige Annahme desselben. Als Bornhauser selbst dieser Auffassung zustimmte, wurde die Erheblichkeit mit überwiegender Mehrheit ausgesprochen und die Sache in dieser Gestalt zur Begutachtung an die Klosterkommission gewiesen. Dann wurde beschlossen:

1) Für sämmtliche Klöster und Stifter ist die Aufnahme von Novizen oder neuen Ordensgliedern eingestellt;
2) die Inventarien sämmtlicher Klöster sollen ohne Verzug vervollständiget werden;
3) der Kleine Rath ist beauftragt, alle diejenigen Maßnahmen zu treffen, welche zur Inventarisirung und zur Regulirung des Verwaltungswesens der Klöster erforderlich werden.

Damit war die Frage in der Hauptsache entschieden; die bedeutenden Güter der geistlichen Orden wurden in der Folge unter staatliche Verwaltung gestellt und zwölf Jahre später sämmtliche Klöster bis auf eines (St. Katharinenthal, das einen werthvollen Theil seiner Besitzungen im Badischen hatte), aufgehoben. Die Hebung des thurgauischen Volksschulwesens durch reiche Staatsbeiträge an die Gemeinden, die Gründung von zweiundzwanzig Sekundarschulen und die Errichtung einer Kantonsschule mit Gymnasium und Industrieschule war der herrliche Gewinn, welchen das Land aus den Ersparnissen der Klöster zog. Die Bahn zu diesen Forschritten und segensreichen Errungenschaften war abermals durch Bornhauser gebrochen. So sehr der wahrheitliebende Geschichtsforscher die wohlthätige Wirksamkeit der Klöster im Mittelalter anerkennt, so gerne er im Geiste noch bisweilen in jenen Kreisen frommer, fleißiger, weltentsagender Männer und Frauen einkehrt und ihnen für das Gute dankt, das sie an manchen Geschlechtern gethan, so wird er doch ihr Aufhören in der neuesten

Zeit schwerlich beklagen und es bestätigen, daß ohne Aufgeben alter ausgelebter Formen das Neue, Lebensvollere und darum Bessere nicht geschaffen werden kann. Und sollte Einer meinen, daß es doch im frommen Helldunkel der Klosterzeit besser gewesen sei als heute, so wird er nichtsdestoweniger die Wahrheit in den folgenden Worten Schillers gelten lassen:

Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Ja, der Lebende hatte Recht, als er das Erbe todter Geschlechter in seine Hand nahm, um daraus den Hülfsbedürftigen der Gegenwart Licht und Wohlthat auszuspenden und das weite Feld der Volksbildung und des geistigen Lebens damit anzubauen.[1]

Der Klosteraufhebungsantrag brachte Bornhauser mit den liberalen Katholiken Eder und Regierungsrath Stäheli auseinander; überhaupt schuf er seinem Urheber eine neue erbitterte Gegnerschaft. Einundzwanzig Katholiken protestirten noch im Großen Rathe, es protestirten Kesselring und Hirzel und wollten sich erst dann verstehen, in der Klostergesetzkommission zu bleiben, als sie nochmals ausdrücklich vernahmen, daß der verhaßte Antrag nur erheblich

[1] Aus den Briefen eines thurgauischen Klostermannes, Anton Mayer, in welchen er sich hülfesuchend an Bornhauser wendet, geht übrigens hervor, daß in gewissen Klöstern nicht blos der Geist der Frömmigkeit und Wissenschaft, sondern selbst die einfachsten Begriffe von Recht, Gerechtigkeit und Ordnung fehlten. „O daß unser namenlos elender, unglücklicher Zustand dem ganzen thurgauischen Volke zu Ohren kommen möchte; daß doch bald eine höchst nöthige Untersuchungskommission für uns möchte beschlossen werden, welcher durch Aufdeckung aller Frevel die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Zerstörung einer solchen Mördergrube sich aufdrängen würde.“ So schreibt im Jahre 1839 der Mönch an den protestantischen Pfarrer.

Digitized by Google

erklärt und nicht schon angenommen sei, daß er jener Kommission zur Begutachtung übergeben werde. Sie begutachteten ihn allerdings so, daß einstweilen nur ein Provisorium herauskam und die Lösung einer spätern Zeit aufbehalten blieb.

Eder wandte sich von da an sichtbar nach rechts, einem entschieden katholischen Standpunkte zu. In einem Briefe vom 4. März 1836, sechs Tage vor der erzählten Abstimmung, weissagt er Bornhausers Partei den Untergang, wenn sie bei ihrem Aufhebungsantrag beharre. „Belieben Sie", schreibt er an Bornhauser, „diesen Brief aufzubewahren. Ich scheue das Urtheil der Gegenwart und der Zukunft nicht. Dreimal schon habe ich mich in der unglücklichen Lage befunden, meinen politischen Glaubensgenossen ihren Untergang zu verkünden. Sehr wahrscheinlich wird diese Epistel Ihnen einst zum Beweise dienen, daß ich mich auch diesmal nicht getäuscht habe." In der That hatte der kluge Mann richtig vorausgesagt; denn schon im nächsten Jahre wurde Bornhauser mit seinen Genossen, die Garde des Jahres dreißig, im Großen Rathe, in den Volksversammlungen und in den Gemeinden niedergestimmt. Die Katholiken, in ihrer großen Mehrheit den Klöstern zugethan oder sie als ausschließliches Eigenthum ihrer Konfession betrachtend, wandten sich von ihm ab; die Anhänger und Führer der richtigen Mitte, das Juste milieu, wie man diese vorsichtigen Liberalen nannte, folgten ihnen nach; die Männer vom alten unfehlbaren Regimente und ihre Getreuen waren mit Vergnügen die Dritten im Bunde. Wie viel freisinniger und größer war doch damals die Haltung Baumgartners, Landammanns von St. Gallen, der selbst Katholik seinem Freunde Bornhauser schreibt:

„Sie haben eine herrliche Aufgabe übernommen, als Sie sich die Aufhebung der Klöster vorsetzten. Harren Sie mutig aus und es wird Ihnen gelingen, wenn auch nicht ganz und im ersten Momente, doch später. Denn davon können Sie versichert sein, daß die Beibehaltung oder Veränderung der Klöster Ihren Gegnern noch mehr zu schaffen gibt als Ihnen die Aufhebung."

Es ist merkwürdig, wie auch dieser Staatsmann später sich auf den konfessionellen katholischen Standpunkt stellen und mit seiner ganzen liberalen Vergangenheit brechen konnte.

Sechszehnter Abschnitt.

Neue Verfassungsrevision im Thurgau. Bornhausers Niederlage und politischer Rücktritt.

(1837.)

Es waren seit dem Inslebentreten von Bornhausers Verfassung bald sechs Jahre in's Land gegangen. Sie hatte die Rechte des Bürgers wirksam erweitert und für alle Zeiten sicher gestellt. Die Geheimthuerei in den obersten Landesbehörden und die Bevormundung des Volkes hörten auf; die Thüren des Großrathssaales hatten sich weit geöffnet und zwei Zeitungen bemühten sich, den Bürger mit den Angelegenheiten des engern und weitern Vaterlandes, dem Staatshaushalte und den Arbeiten der Gesetzgebung bekannt zu machen. Die Verbesserung und Ordnung des Schulwesens nahm einen langsamen, doch entschiedenen und unermüdlichen Fortgang, das Lehrerseminar in Kreuzlingen rüstete zur Bildung des Volkes die so lange entbehrten Lehrkräfte aus. Das Vereinswesen entwickelte sich und feierte in den Sänger- und Schützenfesten seine glänzenden Höhepunkte voll frischen Strebens und edler Volksthümlichkeit. Es schien das Volk erst jetzt im eigenen Lande sich heimisch und zu Hause zu fühlen, da der Alp einer büreaukratischen und übermächtigen Regierung von ihm genommen und ein Antheil an der allgemeinen Landesverwaltung in seine Hand gelegt war. Die Gesandten des Thurgaus gaben in Folge der

Aufträge, welche der Große Rath ihnen ertheilte, auf den schweizerischen Tagsatzungen stetsfort eine der freisinnigsten Stimmen ab, welche dem jungen Kanton Thurgau eine geachtete Stellung im Kreise der liberalen Stände verschaffte.

Allein die Verfassung von 1831 war zwar in ihrem ersten Theile, der von allgemeinen Grundsätzen handelt, mustergültig, nicht so in einzelnen andern Theilen, welche die Befugnisse und Thätigkeit der Behörden feststellten. Hier zeigte sich, daß mehr Schüler als Meister der demokratischen Staatsweisheit daran gearbeitet hatten, hier war der Zweck: „gerecht, einfach, billig und volksthümlich" mit dem besten Willen bei Weitem nicht erreicht worden. Die Stellung der Regierung war durchaus vom Großen Rathe abhängig, ja diesem untergeordnet, so daß die Kraft und Freudigkeit des Wirkens jener Behörde immer mehr abgehen mußte. Das Gerichtswesen war mangelhaft organisirt und ließ einen überaus langen und schleppenden Prozeßgang zu. Alle bedeutenderen Sachen konnten durch drei Instanzen hindurch gezogen werden; Urtheile, welche keine Appellation vom Bezirksgericht zuließen, unterlagen noch der Kassation des Obergerichtes. Ueber dem Friedensrichter stand in den Kreisen außer den jetzigen Behörden noch das Kreisgericht, ein fünftes Rad am Wagen, der sonst schwerfällig genug ging. Die sogen. administrative Rechtsprechung der Regierung in Streitigkeiten zwischen Privaten und Gemeinden oder Behörden, worin es sich meist nur um Auslegung eines Gesetzes und Anwendung auf einen bestimmten Fall handelt, war durch einen besondern Paragraph der Regierung abgenommen und den Gerichten zugetheilt worden. Dies hatte zur Folge, daß die Zahl der Prozesse durch solche Anstände, wie z. B. Steuerfragen, wesentlich vermehrt wurde. Für Rechtsgelehrte und besonders tüchtige Advokaten waren diese Zustände ganz befriedigend, weniger für den Bauersmann, der vom Rechte nichts verstand, oft von einer Instanz zur andern verleitet wurde und im langen Trölhandel Zeit und Geld, Ruhe und Frieden verlor.

Digitized by Google

Nun schrieb die Verfassung etwas eigenthümlicher Weise vor, daß sie nach sechs Jahren revidirt werden könne, wenn solches von der Mehrheit der stimmfähigen Bürger gefordert werde, wobei jedoch die der Verfassung vorangestellten Grundsätze unverändert bleiben sollten. Nach Umfluß der ersten sechs Jahre soll nur alle zwölf Jahre wieder an dem Grundgesetz geändert werden können.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um gegen das Jahr 1837 hin eine Revisionsbewegung in's Leben zu rufen. Eine Gruppe junger Rechtsgelehrter von tüchtiger Begabung und Bildung, wie Dr. Kern von Berlingen, Gräflein von Steckborn und Streng von Emmishofen, Männer nicht ohne Ehrgeiz, aber von edlem Anstande und ehrenwerthem Wesen, benutzten die Gelegenheit, um emporzukommen und brachten das Revisionsbegehren in den Großen Rath. Am 7. Februar 1837 entstand hierüber eine lange und heftige Diskussion. Die Kommission, welche man über die Revisionsfrage niedergesetzt hatte, empfahl in ihrer Mehrheit, eine Proklamation an das Volk zu erlassen, die Wichtigkeit des Momentes klar zu legen und auf diejenigen Punkte hinzuweisen, welche einer Verbesserung bedürftig wären. Bornhauser, Mitglied der Kommission, brachte einen Minderheitsantrag; er bestreitet dem Großen Rathe das Recht, von sich aus vorzugehen, wie denn auch die Verfassung klar genug sage, daß sie revidirt sein wolle, wenn die Mehrheit des stimmfähigen Volkes es verlange. Von unten herauf müsse das Bedürfniß kommen und sich ankündigen, nicht von oben herab künstlich wachgerufen werden. „Die vorgebrachten Uebelstände sind theils übertrieben, theils können sie auf dem Wege der Gesetzgebung gehoben werden. Nach zwölf Jahren, wenn unter dem Einfluß der Schulen ein besseres Geschlecht erwachsen ist, kann von einer durchgreifenden Verbesserung des Gerichtswesens und anderer Theile der Verfassung die Rede sein. Ich kann es mir gar wol denken, daß man sich nach zwölf Jahren in diesem Saale berathen wird, ob die Geschwornengerichte nicht auch für das freisinnige Volk des Thurgaus sich eignen. — Was wir heute an

der Verfassung ändern würden, das wäre etwas Halbes, Unreifes, würde zu wenig nützen und manche hoffnungsvolle Saat im Keime zerstören." Neben Bornhauser kämpfte Eder, der sich ihm wieder genähert hatte, allein er sprach für die vermeintlichen Interessen seiner Konfession, die er auf's Neue gefährdet sah, und that es mit mehr Hitze, als rathsam war.

Es wurde abgestimmt und mit 48 gegen 39 Stimmen beschlossen, im Sinne der Kommissionsmehrheit eine Proklamation an das Volk zu erlassen und es darin auf das Bedürfniß einer Revision aufmerksam zu machen. Zum ersten Mal sah sich Bornhauser seit 1830 in einer bedeutenden Frage überstimmt. Es kränkte ihn um so tiefer, als es, wie jedermann wußte, seine Verfassung war, an die man jetzt schon die bessernde, vielleicht verschlimmernde Hand anlegen wollte.

Es kam nun noch auf die Stimme des Volkes an, welches sich bis jetzt ziemlich ruhig und theilnahmslos verhalten hatte. Um es zu gewinnen und ihm die neuen Zielpunkte einigermaßen klar zu stellen, wurden Volksversammlungen gehalten. Aber das waren keine Volksgemeinden von Tausenden mehr, wie sie das Jahr 1830 gesehen; in Weinfelden, Neukirch, Arbon und andern Orten kamen je einige hundert Mann zusammen, meistens Gemeindebeamte und solche, die etwas über dem gewöhnlichen Volke standen; sie hörten mit gutem Bedachte den auftretenden Freunden und Gegnern der Revision zu und gingen wieder nach Hause. Kern, Gräflein, Kreis von Zihlschlacht u. A. sprachen in Weinfelden für eine Verfassungsrevision im Sinne der Mehrheit des Großen Rathes, in Arbon Dr. Waldmann und Dölli. Gegen jede Revision trat mit den oben angeführten Gründen Bornhauser auf, begleitet von nur wenigen und unbedeutenden Politikern, welche konfessionelle Befangenheit oder Widerwille gegen jede Neuerung unglücklicher Weise auf seine Seite trieb.

Am 26. Februar fiel die Entscheidung und zwar gleich überraschend für alle Parteien, denn mit 12,000 gegen 3000 Stimmen

sprach sich das Volk für eine sofortige Revision aus. Es hatte wenig Begeisterung geherrscht, allein das Gefühl und die Einsicht hatten sich verbreitet, daß an dem Grundgesetze, trotz des großen Fortschrittes, den es enthielt, denn doch Manches zu verbessern sei; das Uebrige thaten die Beredsamkeit und das juristische Ansehen der aufstrebenden Männer, der Einfluß des Großen Rathes, die Uneinigkeit der ursprünglichen Bornhauser'schen Partei und die Hoffnung auf das Neue, das etwas Gutes zu sein versprach.

Als Bornhauser das Volk so auffallend neuerungssüchtig sah und beobachtete, wie es sich von ihm abwandte und vertrauensvoll andern Führern folgte, nahm er seine Entlassung aus dem Großen Rathe und ließ sich auch in den zu bestellenden Verfassungsrath nicht wählen. Sein politischer Rückzug war jetzt eine Thatsache, bitterer freilich, als er sie früher gedacht hatte. Seine Gesundheit hatte gelitten, stärkere Gichtanfälle suchten ihn von Zeit zu Zeit heim; der Hoffnungsblick, die rosige Auffassung des Lebens waren ihm abhanden gekommen. Er glaubte die neue Bewegung weit mehr gegen ihn selbst gerichtet, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Mit Mühe kämpfte er den Groll jetzt nieder, der gegen das Volk in seiner Brust aufkommen wollte, das er einst so feurig geliebt und dessen treue Anhänglichkeit er auf immer gewonnen zu haben glaubte. In einem bittern Klagelied läßt er seine Gefühle und Stimmungen in dieser Zeit ausströmen. Der Gedankengang dieses ungedruckten und kaum vollendeten Gedichtes, das uns als Spiegelbild der damaligen Seelenstimmung Bornhausers anspricht, ist folgender:

Als er noch ein kecker Knabe durch die Fluren schritt, erschien ihm Walter von der Vogelweide, der minnigliche Sänger, und reichte ihm die Harfe dar, daß er sein Leben der Dichtkunst widmen sollte. Frauenliebe und Herrengunst werden dafür sein Lohn sein. Allein der Jüngling weist ihn ab und zeigt unwillig auf den Zustand des Vaterlandes hin. Was sollen ihm Kunst und Gunst, wenn das Volk ohne Freiheit, ohne Bildung, ohne Eintracht dahin lebt und seine Ehre verloren geht? Darum weist er die Harfe zurück

und wendet sich trotzig dem Kampfe für Recht und Freiheit zu, dem er dann die besten Jahre seines Lebens zum Opfer bringt. Jetzt aber ist über dieses Alles die Enttäuschung gekommen:

Einsam steh' ich auf der weiten Erde,
Nahe mich geächtet diesem Herde.
Bis zu meiner Hütte armem Dach
Hallen mir des Volkes Flüche nach.

Darum will er nun, was der Jüngling trotzig ausgeschlagen, doch die Harfe ergreifen, der Vorzeit Geschichten und Sagen besingen, damit der düstere Geist wie weiland König Saul am Liede sich labe und des Harms vergesse. Nur zwei Strophen mögen hier noch Platz finden:

Fahre wohl, du Wahlplatz kleiner Fragen,
Wo der Selbstsucht falscher Würfel fällt,
Dir, o Rathssaal, will ich gern' entsagen,
Blüht mir hier doch eine schön're Welt;
Hier an Bodans blauem Riesenspiegel,
Auf der Baumflur hier, am Rebenhügel,
Wo die Lerch' in hohen Lüften hängt,
Singend mich der grüne Wald empfängt.

Volksgunst — sei's! ich zürne nicht der Menge,
Grolle keinem ob der Dinge Lauf.
Nur das Eine: Schwert und Rüstung hänge
Schweigend ich in diesem Tempel auf.
Müd und krank (des Kampfes Stürme haben
Der Gesundheit Kraft mir untergraben)
Schatten dessen, der ich vormals war,
Steh' ich an der Freiheit Hochaltar.

Der Verfassungsrath ernannte wiederum eine fünfzehner Kommission, welche das Volk zur Einreichung seiner Wünsche aufforderte und dann mit einem Entwurfe rasch zu Ende kam. Die Kundgebungen aus den Gemeinden gingen sparsam ein; es handelte sich wesentlich um eine zweckmäßige Reorganisation des Gerichtswesens

und hiefür bedurfte es Fachkenntnisse in Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Unter Kerns und Gräfleins leitendem Einflusse berieth der Verfassungsrath den Entwurf ohne erhebliche Veränderungen durch und empfahl ihn dem Volke zur Annahme. Er enthielt mehrere zweckmäßige Neuerungen: die administrative Rechtspflege (Rekursentscheidung) wird wieder der Regierung zugetheilt und ein Gesetz sollte hierüber das Nähere feststellen. Um dem Obergericht mehr wissenschaftlichen Gehalt und Selbständigkeit zu geben, wird seine Mitgliederzahl auf neun herabgesetzt. Aus seiner Mitte wird eine Justizkommission bestellt, welche das Verhöramt und die untern Gerichte beaufsichtigt, in gewissen Fällen Rekursbehörde ist und die Gesetzesentwürfe für die Civil- und Strafrechtspflege ausarbeitet. Diese mächtige Kommission war ein neues Glied im Staatskörper, welches bald als die rechte Hand desselben sich geltend machte. Die Regierung wird auf sechs Mitglieder beschränkt und ihr gestattet, an allen Verhandlungen des Großen Rathes Theil zu nehmen. Die Kreisgerichte, obwol untüchtig, weil keine befähigten Männer dafür vorhanden sind, werden noch einmal beibehalten und ihnen unter Anderm auch die Aufsicht über die Waisengüter übertragen. Am Schlusse der Verfassung wird bestimmt, daß sie nach Umlauf von sechs Jahren jederzeit revidirt werden kann, wenn von den Kreisen oder vom Großen Rathe die nöthige Anzahl Stimmen dafür vorhanden sind.

Nachdem am 30. Juli 1837 diese Verfassung mit sehr großer Mehrheit angenommen worden, traten neue Persönlichkeiten in die einflußreichsten Staatsämter und Stellen ein. Dr. Kern, Gräflein und Streng bildeten die Justizkommission, lenkten den Großen Rath und übten einen maßgebenden Druck auf die Regierung aus. Man hat ihre Gemeinschaft die heilige Dreieinigkeit genannt, in welcher wiederum dem einsichtigen, maßvollen und thatkräftigen Kern die erste Stelle zukam. Er brachte umfassende staatswissenschaftliche Kenntnisse in die gesetzgeberische Thätigkeit des Großen Rathes hinein, studirte alle politischen Fragen und sah sich nach dem

Vorgange anderer Kantone und Länder um; er ordnete mit Gräflein das Gerichtswesen und die ganze Rechtspflege, trat in den Erziehungsrath ein und leitete als dessen Präsident das thurgauische Schulwesen in fortschrittlichem Geiste; als erster Gesandter vertrat er in geschickter und taktvoller Weise den Kanton bei der eidgenössischen Tagsatzung und war später einer der Ersten unter denen, welche die Ausweisung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes begehrten und durchführten.

Bornhauser hatte sich düsteren Sinnes in seine Studirstube zurückgezogen. Als er später sah, in welchem Geiste die Männer wirkten, die in seine Erbschaft eingetreten waren, wurde ihm eine angenehme Enttäuschung zu Theil, denn sie waren keine Advokaten, wie er sie gefürchtet hatte, sondern Rechtsgelehrte, mit einem guten Theil von geradem und volksfreundlichem Sinn. Bald knüpfte er freundlichere Beziehungen mit ihnen an, und über wichtige Fragen treffen wir sie später miteinander in vertraulichem Briefwechsel.

Siebzehnter Abschnitt.

Rückkehr zur Poesie. „Heinz von Stein."[1]

Unter den politischen Händeln der letzten Jahre hatte Bornhauser eine Dichtung vollendet, welche noch einmal den ganzen wilden Freiheitsdrang und Tyrannenhaß seiner Jugendzeit zum Ausdrucke kommen läßt. Wie mit Absicht hatte er zurückgegriffen in die dunkle Geschichte des zehnten Jahrhunderts, wo Kirchenfürsten

---

[1] Zürich bei Siegfried, 1836.

und Adel in deutschen Landen noch die Herrschaft hatten, der Staat ein Verein der Mächtigen und Freien war und das Volk, der gemeine Mann, in dumpfer Knechtschaft dahinlebte. Die geschichtliche Persönlichkeit des Heinz von Stein ist von der Geschichte nur in wenigen Zügen überliefert, doch die Zustände, gegen welche er ankämpfte und die Sache, für die er einstand, sind bekannt. Es gab damals auch im Thurgau viele geistliche und weltliche Herren, die nicht zufrieden mit den alten Vorrechten ihres Standes, das Landvolk sammt und sonders in den Zustand der Leibeigenschaft herabdrücken wollten, ihm Frohnden, Grundzinse und Naturalsteuern aller Art auflegten, das Jagd- und Fischereirecht entzogen und an die Stelle der alten Volksgesetze und Freiheiten das Recht des Stärkeren zu setzen suchten. Da wurde um's Jahr 922 das Volk unruhig, reichte durch seine Vertrauensmänner Klagen bei seinen Unterdrückern ein und begehrte, daß die neuen Lasten wie der sogen. Leibfall abgestellt werden, daß ihm auch das Recht, Waffen zu tragen, unbenommen bleibe. Seine Vorstellungen blieben unerhört; Aebte, Freiherren und Ritter, welche Hoheitsrechte über die Bauern besaßen, waren einig, ihnen nichts zu gewähren, als was leibeigenen Leuten zustand. Das Volk im Thurgau und in den Grenzgebieten wurde endlich müde, es griff zu den Waffen und ein furchtbarer Aufstand gegen den Adel und die Klosterherren brach los. An der Spitze des Volkes stand Heinz von Stein, die Partei des Adels hatte einen Freiherrn von Klingen zu ihrem Führer. Nachdem die Bauern das Kloster Rheinau gebrandschatzt hatten, zogen sie herauf nach der Gegend von Dießenhofen; dort wo das Flüßlein Schwarzach in den Rhein fließt, eine Stunde unterhalb dieser Stadt, trafen sie das Heer der Ritter und lieferten ihm (26. August 922) eine wilde, verzweifelte Schlacht. Lange wogte der Kampf hin und her, es schien, als ob die Sache des Volkes obsiegen würde, da verloren im ungleichen Streite die schlecht bewaffneten Bauern Mut und Sieg. Viele waren gefallen, andere gefangen, der Rest suchte sein Heil in der Flucht. Auch der

Digitized by Google

unglückliche Anführer Heinz fiel in Gefangenschaft und mußte ohne Zweifel seine Kühnheit schwer büßen unter der eisernen Hand der siegreichen Ritterschaft. Aber unter den Gefallenen des adelichen Heeres wurde auch der Abt von Rheinau gefunden, so enge waren damals Adel und Geistlichkeit vereint, um das Volk im stummen Gehorsam und Dienste zu erhalten, so wenig scheute sich ein Klostermann, die Waffen zu tragen und die Rechte seines Gotteshauses mit dem Schwerte zu vertheidigen oder zu erweitern.[1]

Die Gestalt des unglücklichen Heinz von Stein und der Bauernaufstand unter seiner Führung gaben Bornhauser den Stoff zu einem epischen Gedichte, in welchem gewaltiger Freiheitsdrang und Mitgefühl für das unterdrückte Volk die Stimmung bilden. Der Stoff ist geschichtlich nur spärlich und in dunkeln Umrissen überliefert, das Meiste mußte von der dichtenden Phantasie erfunden werden. Die Erzählung beginnt auf der Burg Thurberg, wo der stolze Ritter Adelgoz prahlet, daß nie der Bauer es wagen werde, gegen ihn die Faust zu erheben. Zur Probe läßt er einen Bauer Rüd mit seinen drei Söhnen auf dem Stoppelfelde des Thurthales den schweren Pflug ziehen. Allein nachdem sie eine Zeit lang die Demütigung und schwere Plage geduldet, werfen sie das Seil weg und spannen den Ritter mit seinen Söhnen an ihrer Stelle ein, die empfangenen Hiebe an ihrem Rücken vergeltend. Dann rufen sie das Volk der umliegenden Dörfer zum Aufstande wach:

Sie ziehen hinab zum blauen Rhein,
Sie wollen dort unter dem Heinz von Stein
Die Freiheit wieder erwerben,
Wo nicht — für die Freiheit doch sterben.

Heinz hat unterdessen im Namen des Volkes mit Wolf von Klingen und den Rittern unterhandelt. Da diese alle seine Forderungen zurückweisen, so schwört er einen heiligen Eid, den wahren

---

[1] Vergl. Geschichte des Thurgaus von J. A. Pupikofer, S. 84 ff.

Kindern dieses Landes, dem bäuerlichen Volke, zu helfen und ihnen die Ketten der Fremdlinge, der hergeschneiten adelichen Herren, abzunehmen. Allein doppelt schwer wird ihm dieses Werk; nicht nur hat er gegen eine kriegsgeübte Ritterschaft mit seinen Bauern einen schweren Stand, nicht nur mahnen wunderbare Zeichen ihn von dem gefahrvollen Unternehmen ab: Schwanhild, des Ritters von Klingen goldlockiges Töchterlein, ist seine Braut. Als Preis für eine vollbrachte Heldenthat gegen einen schrecklichen Lindwurm hat sie der Freiherr ihm zugesagt; zwar will er sein Wort nicht erfüllen, aber das Herz der Tochter ist ihm gegen den Willen des Vaters dennoch zugefallen und bleibt ihm selbst unter den Wirren des drohenden Aufstandes treu. Nun aber kommt sie als Gesandte des Freiherrn, ihren Geliebten zum Frieden zu bewegen oder ihn, wo es möglich wäre, auf die Seite der Ritter hinüber zu ziehen. Sie selbst, ihre Hand und des Vaters Einwilligung ist der Preis, wenn er im drohenden Augenblicke die Sache des Volkes verläßt oder es friedlich und gehorsam nach seinen Hütten zurückführt. Heinz zaudert und schwankt, allein die Kunde von neuen Uebelthaten der Ritter trifft ein und entscheidet, er bleibt der Sache der Unterdrückten getreu und sendet die Braut ihrem Vater zurück. Beide Parteien erhalten Zuzug,' die Ritter von dem helvetischen Adel, von Kyburg, Toggenburg, ihren Dienstmannen und Edelknechten, die Bauern aus den Dörfern des Thurthales. Am andern Tage geht es zur Schlacht, deren Ausgang anfangs dem Volke günstig scheint. Allein während des wogenden Kampfes geht das nahe Frauenkloster in Flammen auf, zerstreute Gruppen des Bauernheeres haben es aus Wuth gegen die Unterdrücker in Brand gesteckt. Heinz wird irrthümlich berichtet, daß Schwanhilde in dem brennenden Gotteshause sei, verläßt seine Schaaren auf etliche Augenblicke und will die Geliebte retten. Allein gerade jetzt strengen die Ritter sich mächtiger an, der Sohn des Riesen Einheer schwingt sein Schwert gewaltiger, die Bauern, von ihrem Führer scheinbar verlassen, wanken und weichen. Zu spät kommt Heinz wieder auf dem Kampf-

platz an, zu spät vernimmt er, daß seine Braut im Schlosse des Vaters geborgen sei:

Das Unrecht hat gesiegt,
Kein kämpfen half, kein Wagen;
Das Heer der Freien liegt
Von Feindeshand erschlagen.
Der Nachtwind sauset bang,
Der Strom rauscht Grabgesang.

Der edle Heinz fällt in Gefangenschaft und wird auf die Burg Klingen gebracht, wo die Ritter sich zur Siegesfeier versammeln. Der Herr des Schlosses, Wolf von Klingen, Schwanhilds Vater, will ihn retten, er weiß, was er für seine Tochter gethan hat, allein Adelgotz von Thurberg gibt geheimen Befehl, ihm im dunkeln Burgverließ das Haupt abzuschlagen. So geschieht es, und Irmintrud, Heinzos Schwester, Priesterin der alten germanischen Götter Thor und Wodan, kommt das blutende Haupt aus dem Kerker zu holen. Auf einer Schüssel trägt sie es in den Rittersaal, wo die Sieger zum frohen Gelage versammelt sind. Wolf von Klingen wird tief erschüttert, seine Tochter stirbt vor Schrecken und Leid von dem gräßlichen Anblick, Irmintrud aber, die heidnische Priesterin, spricht ihren Fluch über die Ritter aus und weissagt ihrem Geschlechte den Untergang, dem Volke die Freiheit, dann stürzt sie sich mit dem geliebten Haupte des Bruders in des Rheines bläuliche Flut.

Es ist wahr, „Heinz von Stein" ist ein Gemälde voll Blut und Wahnsinn, Trotz und wilder Freiheitslust; zu viel des Wunderbaren und Geisterhaften spielt in die natürliche Handlung hinein; zu sehr läßt der Dichter der freischaffenden Phantasie ihren Lauf; zu wenig rein und vollendet ist es in seinem sprachlichen Bau, allein es spricht daraus ein reiches Talent, das nur nicht zur vollen Durchbildung gelangt ist, und eine glühende Begeisterung für des Volkes heiliges Recht, welche dem Ganzen eine hohe und reine Stimmung gibt. Aus dem Dunkel des Unglücks, der Gewaltthat

und Unterdrückung leuchten zwei helle Sterne unentwegt fort, es ist die Treue Heinzos an seinem Volke und Schwanhilds an dem Geliebten, der doch seine Liebe dem Wohle des Landes zum Opfer bringt.

Bemerkenswerth sind noch die Betrachtungen, welche der Dichter gelegentlich anstellt. Nachdem das Heer der Bauern im Kampfe unterlegen und Heinz gefangen geführt ist, nimmt er Anlaß zu zeigen, wie gerne die Menschen dem erfolggekrönten Sieger ihren Beifall zujubeln, nicht mehr erkennend, wie viel Unrecht und Falschheit auf seiner Seite ist, den Unterlegenen geringschätzig tadeln und mißachten; wie aber des Dichters Urtheil sich von dem der Menge unterscheidet, wie er unbekümmert um den äußern Erfolg den edlen Kämpfer im Liede besingt:

Den Mann verehr' ich, der für Licht
Und Freiheit kühn gerungen.
Allein so ehrt der Pöbel nicht,
Lobt Unrecht, wenn es gelungen.
Dem Glück, dem Sieger ist er hold,
Bewundert dumpf der Ketten Gold,
Und zieht mit eitlem Behagen
Des Völkerwürgers Wagen.

In seinem „Heinz" hat sich Bornhauser den letzten politischen Unmut und Zorn aus dem Herzen geschrieben; von da an hat seine Leier einen friedlicheren, sanfteren Klang. Die Dichtung wurde verschieden aufgenommen; die Männer, die im gleichen Kampfe gestanden, wie Bornhauser, fanden sie vortrefflich, so Ludwig Snell und Baumgartner; auch Kasimir Pfyffer schrieb darüber einen freundlichen Brief. Die Kritik mußte auf die Mängel aufmerksam machen, die ich ebenfalls berührt habe, und die uns nur bedauern lassen, daß das Gold der Poesie nicht in reineren, vollendeteren Formen zur Ausgestaltung gekommen ist.

Achtzehnter Abschnitt.

„Ida von Tockenburg.“[1] Wie sich Bornhauser zu den Romantikern verhält.

Die Sage von der schönen Gräfin Ida von Tockenburg, welche durch die schreckliche Eifersucht ihres Gatten dem Tode überliefert, aber wie durch ein Wunder gerettet wurde, deren Unschuld dann aus dem Dunkel der Verleumdung glänzend zu Tage trat, diese ohne Zweifel an ein geschichtliches Ereigniß anknüpfende Sage hat schon seit dem 15. Jahrhundert Schriftsteller zur poetischen und erbaulichen Darstellung eingeladen. Schon im Jahre 1481 soll Albrecht von Bonstetten, Dekan zu Einsiedeln, die Erzählung aus einer mitteldeutschen Handschrift in's Lateinische übertragen haben. Eine zweite Bearbeitung trägt den Titel: „Kurze Beschreibung der Gottseligen Frauen St. Ita, Gräfin von Kirchberg, sampt den Satzungen der löblichen Bruderschaft, so zu Vischingen in der Landgrafschaft Thurgow gelegen, dieser heiligen Frauen zu Ehren angestellet. Darauf folgt jetztgenannte Histori reimweis, in Gestalt einer Comédi etwan daselbst gehalten. Sampt angehenkter Vorred . . . Herrn Mathyas, Abbts zu Vischingen.“ Gedruckt zu Constanz 1612.

Später wurde die gleiche Erzählung von Abt Joachim Seiler zu Fischingen „sammt nutzlichen Lehrpunkten“ wieder bearbeitet und herausgegeben.

Ida war geboren um's Jahr 1160 aus dem Geschlechte der Grafen von Kirchberg, deren Stammschloß nahe bei Ulm im Württembergischen stand. Durch Schönheit und Geist ausgezeichnet

---

[1] Zürich, bei Franz Hofmann, 1838.

wurde sie 1179 vermält mit Graf Heinrich von Tockenburg und lebte anfangs mit ihm in glücklicher Ehe, bis durch einen Zufall der kostbare Ehering von ihrer Hand verloren ging. Als der Graf den Ring an der Hand eines Jägers entdeckte, ließ er diesen sogleich und ohne nähere Untersuchung des Herganges seine Eitelkeit mit dem Tode büßen. Dann eilte er nach Hause und stürzte in sinnloser Wuth seine Gemalin, die vergeblich ihre Unschuld versicherte, aus dem Fenster seiner Burg in die tiefe Waldschlucht hinunter. Alt-Tockenburg stand auf steiler Höhe, eine halbe Stunde südöstlich von dem jetzigen Fischingen entfernt. Die unglückliche Gräfin blieb merkwürdiger Weise bei dem schrecklichen Sturze am Leben, verbarg sich im Walde und baute sich eine Hütte, wo sie unentdeckt viele Jahre das Leben einer weltentsagenden Einsiedlerin führte. Ihre Unschuld war mittlerweile an den Tag gekommen und der Graf härmte sich Tag und Nacht um der Frevelthat willen, die er im grimmen Zorne an ihr gethan. Da fand er sie nach siebzehn Jahren im Walde und wollte sie aus der wilden Einsamkeit auf seine Burg zurückführen. Ida verzieh ihm zwar bereitwillig, konnte sich aber zur Rückkehr nicht entschließen; durch den Wechsel ihres Schicksals im Innersten erschüttert, durch die wunderbare Rettung zum Danke gestimmt, hatte sie sich entschlossen, der Welt zu sterben und Gott zu leben. Sie bewog ihren Gatten, in der Nähe eine Kapelle zu bauen, bei welcher sie wohnte und ihr Gebetsleben unbeirrt weiter führte, nur bisweilen von den Anfechtungen des Satans heimgesucht, die sie jedoch tapfer bestand. Zuletzt trat sie in das benachbarte Frauenkloster Fischingen ein, wo sie in einer besonderen Einsiedlerzelle die letzten Lebensjahre zubrachte und am 3. Wintermonat (das Jahr ist unbekannt, um 1230) eines gottseligen Todes starb. An ihrem Grabe wurden Wunder gewirkt, so lehrte und glaubte jenes glaubensstarke Geschlecht, das nur im Wunderbaren die Wirkungeu des Heiligen und Göttlichen fand. Ihr Todestag wird heute noch in Au und Fischingen bedeutsam und heilig gehalten. Uebrigens bemerkt Gottlieb

Emanuel Haller in seiner „Bibliothek der Schweizer Geschichte“ nicht ohne Grund: „Man findet in dieser Lebensbeschreibung so nützliche Lehren, daß man sie kecklich allen Religionen zum Lesen anrathen kann.“

Es that den guten Mönchen von Fischingen wohl, daß eine reiche und schöne Gräfin, welche in das Schloß ihres Gatten zurückkehren konnte, doch das Leben einer Einsiedlerin voll Entbehrung und Entsagung gewählt hat. Sie fanden darin die Würde ihres Standes herrlich dargethan und fühlten sich getröstet, wenn sie der edlen Frau gedachten, welche aus Dankbarkeit ihr Leben Gott gewidmet, und freiwillig gehorchte, während sie herrschen konnte. Darum kamen sie häufig auf die Beschäftigung mit der Ida-Sage zurück und auch das Volk nahm daran thätigen Antheil. Man wird finden, daß manche Züge, welche allmälig die Gestalt der heiligen Ida annahm, an ein anderes Frauenbild, Genoveva, erinnern, jene Herzogin von Brabant, deren Schicksal in einem bekannten Volksbuche weitläufig erzählt und demjenigen der Tockenburgerin ähnlich ist.

Diesen anmutigen Stoff ergriff Bornhauser um's Jahr 1837 und verarbeitete die Ida-Sage zu einer romantischen Erzählung, in welcher er Geschichte, Sage und eigene Erfindung zwanglos ineinander mischte. Er läßt die schöne Ida von Kirchberg mit dem Grafen Heinrich von Tockenburg auf dem Reichstage zu Mainz (1184) zusammen kommen, den Kaiser Friedrich I., Barbarossa, nach glücklichem Friedensschluß mit dem Papste dort abhält. Der Reichstag mit seinen hohen und niedern Herrschaften, Festlichkeiten, Ceremonien und Händeln wird in lebendigen Farben geschildert. Während des Streites in der Kirche, welchen der Abt von Fulda mit dem Erzbischof von Köln wegen des ersten Platzes neben dem Kaiser anhebt, bricht eine Tribüne zusammen, Ida von Kirchberg geräth in Lebensgefahr, aus der Graf Heinrich von Tockenburg sie rettet; sie fassen jene Liebe zu einander, gegen welche Vernunft, Gewissen und Rath vergeblich ankämpfen, denn Ida ist bereits dem

Grafen Hartmann von Kyburg verlobt. Ohne Wissen ihrer Verwandten entfliehen sie vom Reichstag, schließen unterwegs in einem Kloster den Bund der Ehe und empfangen den priesterlichen Segen, gerade als Graf Kyburg, der getäuschte Bräutigam, sie verfolgend mit den Seinen in den Klosterhof eintritt. König Heinrich VI. vermittelt, Hartmann gibt nach und nimmt das Kreuz, Graf Tockenburg führt Ida als sein angetrautes Weib nach seinem Schlosse an den Quellen der Murg.

Dort vollzieht sich, was wir bereits wissen. Der unschuldige Jäger, welcher den Brautring Idas gefunden und an seine Hand gesteckt hat, wird an dem Schweife eines Pferdes zu Tode geschleift. Nach dem Sturze der unglücklichen Frau von der Höhe der Burg verläßt der Dichter einige Zeit den Faden der Geschichte. Er führt uns nach dem heiligen Lande Palästina, das der Sultan Saladin, der Sohn Ejubs, den Christen streitig macht und wohin um jene Zeit immer neue Schaaren von Kreuzfahrern sich bewegen. Dorthin ist Hartmann von Kyburg gezogen, um sein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu widmen; dorthin wendet sich Heinrich von Tockenburg, da sein Gewissen über die vollbrachte Unthat ihm Vorwürfe macht; ein Büßerleben auf der heiligen Erde, welche den Erlöser getragen, soll ihn entsündigen. Ida hat nach ihrer wunderbaren Rettung mit zwei treuen Dienstboten ihre Schritte nach Rom gewandt, um ihren Dank gegen Gott in der heiligen Stadt seines Stellvertreters niederzulegen. Der Priester, dem sie in der Kirche St. Johannis vom Lateran die Beichte ablegt, heißt sie ihre Wallfahrt ebenfalls nach Palästina fortsetzen. Dort treffen dann noch einmal die drei Personen zusammen, welche sich in jungen Jahren gegenseitig so viel Herzeleid zugefügt haben, und der Ernst der Zeit wie die Mahnung des heiligen Ortes geben ihnen Versöhnung ein. Heinrich von Tockenburg fällt in der Schlacht bei Nazareth gegen die Muhamedaner, Hartmann von Kyburg, schwer verwundet, entrinnt dem Schwerte und kehrt in die Heimat zurück, wo er als Klosterbruder seine Tage beschließt. Aus neuen Gefahren errettet

und durch die Großmut Saladins aus der Gefangenschaft entlassen, kehrt auch Gräfin Ida dem Vaterlande zu und tritt in das Nonnenkloster zu Fischingen ein, auch dort von ihren treuen Dienern nicht verlassen. —

So endigt Bornhausers Erzählung von der schönen Gräfin Ida von Tockenburg, welche das Volk die heilige nannte. Viele schöne und anmutige Züge, viel kühnes und ritterliches Handeln kommen darin vor, und die große Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge bildet dazu den bedeutsamen Hintergrund. Allein bisweilen werden der Gefahren, Abenteuer und Schreckensscenen denn doch zu viel, so daß wir uns lieber mit weniger bescheiden möchten. Die Charaktere sind mit Sorgfalt gezeichnet, am anziehendsten der treue Knappe Christian, Idas Diener und Beschützer auf ihrer Pilgerfahrt; unvergängliche Dienstmannstreue, fester Mut und in den Mühsalen und Fährlichkeiten der Reise ein nie versagender Humor machen ihn zu einem wahren Musterbilde deutscher Kernhaftigkeit.

Mit der Erzählung „Ida von Tockenburg" tritt Bornhauser scheinbar in den Kreis der Romantiker ein, scheinbar, sage ich, aber nicht wirklich. Bekanntlich versteht man unter den Dichtern der romantischen Richtung jene Männer, welche ihre Stoffe mit Vorliebe dem Mittelalter entnommen und der mittelalterlichen Welt mit ihrem Ritterwesen, Minnedienst, Wunderglauben und ihrem frommen Suchen und Sehnen ihre tiefste Bewunderung gewidmet haben. Friedrich Schlegel, Tiek und Novalis können als die Häupter dieser Schule betrachtet werden. Allein wenn der thurgauische Dichter auch aus dem gleichen poetischen Schatze mit jenen Männern ein oder zwei Mal seinen Stoff schöpft, so ist er ihnen doch in seinem Fühlen und Denken keineswegs nahe verwandt und seine Leier gibt einen durchaus andern Ton. Jene haßten die Aufklärung, aus der ihnen nur Revolution und Glaubensuntergang zu kommen schien, Bornhauser war ihr von Anfang zugethan, und ist es bis an sein Ende geblieben. Wie er seine Handschrift nicht änderte,

sondern immer die gleichen Züge behielt, so blieb seine Denkart sich wesentlich gleich, keine Entwicklung von links nach rechts, von Licht und Freiheit zum Wunderglauben und dunklem Kirchenschatten ist an ihm bemerkbar. Die Romantiker wandten sich von Schiller ab, weil sein Freisinn und sein weiteres Christenthum ihnen zuwider war, Bornhauser hat dem deutschen Dichterfürsten, der dem Herzen des Volkes so nahe stand, stets eine liebevolle Bewunderung gezollt. Und wenn er sein Saitenspiel erklingen ließ, so traf er fast immer den feierlich gehobenen Ton, welchen der schwäbische Dichter angeschlagen. Die Rückleitung des Geistes in's Mittelalter, die Hinneigung zum katholischen Christenthume, das auch dem größten Sünder Gnade und Vergebung gewährleistet, die Abwendung von der Gegenwart zum Beschauen der Vergangenheit, das Spielen mit der Sinnlichkeit, als wäre es für den geistigen Menschen ohne Sünde und Gefahr, das Alles, den romantischen Dichtern so eigen, ist Bornhauser völlig fremd. Ich halte daher das Urtheil, daß er in Politik und Poesie ein Romantiker gewesen sei, für durchaus verfehlt; er war und blieb ein Idealist wie Schiller, suchte mit ihm stetsfort einen Weltzustand, der seinen Ideen entsprechend wäre, glaubte ihn aber nicht in der Vergangenheit, wie die Romantiker, zu sehen, sondern ahnte ihn prophetisch in der Zukunft, im Fortschritte der Bildung, der Freiheit und der Menschenwürde.

Was ihn am Mittelalter anzog, war der Geist des Mutes und der Hoffnung, aus welchem er bald nach Erscheinen der „Ida" gesungen:

Mutig in Kampf und in Noth!
Ueber uns waltet ein Gott;
Hoch aus der Ferne
Lenkt er des Irdischen Lauf.
Heil dem, der redlich gestrebt,
Treu für die Menschheit gelebt;
Bessere Sterne
Nehmen den Kämpfer dort auf.

Neunzehnter Abschnitt.

Blicke in's innere Leben. Krankheit und trübe Ahnung.

Gegen das Ende der dreißiger Jahre begann Bornhausers Stimmung auffallend ernster, ja zu Zeiten wehmütig und mit düsteren Ahnungen erfüllt zu werden. Sein Freund Heinrich Kesselring war im schönsten Mannesalter von einer abzehrenden Krankheit dahingerafft worden (1838), und wenn sie auch durch die verschiedene politische Stellung sich innerlich fremder geworden, so machte doch der Hingang des geliebten Jugendfreundes auf das Gemüt Bornhausers einen schmerzlichen Eindruck, um so schmerzlicher vielleicht gerade dadurch, weil es ihnen nicht vergönnt war, die Seelenharmonie ihrer Jünglingsjahre durch die Kämpfe und Gegensätze der spätern Zeit hindurch zu führen. So schreibt Bornhauser an Mörikofer, nachdem dieser ihn an die gemeinsame Freundschaft mit Kesselring erinnert: „Die Art, wie Du mir unsern guten Kesselring in die Seele riefest, hat mich sehr ergriffen und die innersten Seiten meines Wesens zur Wehmut gestimmt. (Der Verstorbene hatte Bornhausers mit vieler Liebe in seinem Tagebuche erwähnt, wovon Mörikofer Kenntniß gibt.) Unser Kesselring war ein biederer Mann, und wir Thurgauer haben an ihm Viel verloren. Friede mit seiner Asche! — Lebe wohl! Die vergangenen Zeiten tauchen in meiner Seele auf — lebe wohl! Viele herzliche Grüße . . . Besuchet uns, wenn die Bäume blühen! Mit alter Freundschaft Dein Bornhauser." —

Zwei Jahre später als Kesselring trat Dr. Bockſperger ebenfalls im besten Mannesalter, von einer Lungenkrankheit langsam dem Tode entgegengerückt, vom Schauplatze ab. Er war Bornhauser ein treuer Freund und politischer Kampfgenosse gewesen,

hatte im Wächter seine Ansichten kräftig vertheidigt und in den Behörden ihm gelegentlich werthvollen Beistand geleistet.

Ein anderer Publizist, der Bornhauser vielleicht noch näher gestanden, hatte sich kurze Zeit früher zu Tode geärgert; dies war der Studiengenosse Heinrich Nüscheler von Zürich, eine Zeit lang Redaktor der schweizerischen Monatschronik und Vertreter einer sehr gemäßigten freisinnigen Richtung, die gegen die Männer des entschiedenen Liberalismus, welchen die Brüder Snell dort verbreiteten, nicht aufkommen konnte. Bornhauser hatte eine große Anzahl Briefe von ihm, welche er mit einem herzlichen Schreiben seinen Angehörigen zustellte.

Daneben gab es noch andere Verluste zu verzeichnen, denn während der Revision von 1837 waren manche bisherige Gesinnungsgenossen von Bornhauser abgefallen und hatten sich den neu aufgehenden Sternen zugewandt, wie etwa in einer Monarchie die klügsten und selbstsüchtigsten der jüngeren Staatsdiener nicht mehr so sehr die Huld des alternden Königs als vielmehr diejenige seines Thronfolgers zu gewinnen suchen, weil bei ihm die Gunst der Zukunft liegt und das Scepter bald in seine Hand übergehen wird.

Darum fühlte sich Bornhauser auch auf's Neue zu denen hingezogen, von welchen er sich bei'm Betreten der politischen Laufbahn nothgedrungen getrennt hatte. Schon früher hatte er mit Pupikofer wieder freundliche Beziehungen angeknüpft, nun bot er auch Mörikofer förmlich und feierlich die Hand zur Versöhnung dar. Nachdem dieser ihm durch einen Aufsatz friedliche Gesinnung kundgegeben hatte, schrieb Bornhauser an ihn unter'm 1. Mai 1839:

„In Rücksicht auf unsere gegenseitigen Begrüßungen möchte ich mir den Vorschlag erlauben, daß wir den steifen Verkehr, der uns doch nicht natürlich ist, durch den alten Ton ersetzen würden. Zehn Jahre waren wir Freunde und wieder zehn Jahre waren wir Feinde. Noch ein Dutzend Jahre, so stehen wir am fünften Akte des Trauerspieles, das wir Leben nennen. Vielleicht möchte an unserm Grabe einmal ein vernünftiger Mann fragen,

ob wir wohl gethan haben, eine feindselige Stellung gegen einander einzunehmen und ob der an wissenschaftlichen Männern arme Thurgau so enge gewesen, daß wir nicht neben einander leben konnten, ohne uns zu plagen. Und da ist es denn doch besser, wir machen und beantworten uns die Frage selbst. Weitläufige Herzensergießungen, die oft nur alte Wunden aufreißen, sind bei uns nicht nöthig. Der politische Kampf, der uns entzweite, ist vorüber, und das Urtheil über unsere dabei gespielten Rollen können wir füglich Andern überlassen. Es handelt sich um unser Verhältniß für die Zukunft. Und da glaube ich, jeder von uns habe bei seiner durch Natur und Leben scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit so viel Gutes, daß ihn der andere achten könne. In dieser Ansicht biete ich meinem alten Freunde den Handschlag. Denkt Mörikofer wie ich, so wird er mich künftig mit „Du" anreden, denkt er anders, so bleibt es bei'm fremden „Sie".

Mörikofer antwortete herzlich entgegenkommend und von da an wurde der zehnjährigen Feindschaft nicht mehr gedacht. Die Aussöhnung der getrennten Freunde verschafft uns einiges Licht über Bornhausers Stimmung und inneres Leben während dieser Zeit. Er war im Winter 1839 auf 1840 von heftigen Gichtanfällen gepeinigt worden, die ihm kaum mehr gestatten wollten, den Dienst seines Amtes auszurichten. Seine Füße schmerzten bei'm Gehen beständig, sein Gang wurde ähnlich demjenigen eines Mannes, der auf beiden Seiten hinkt. Mit welcher Ruhe und welchem Humor er sein Uebel ertrug, zeigen am besten die Briefe an Mörikofer, in welchen er seiner ganzen Stimmung Ausdruck zu geben pflegt.

„Seit dem Jänner", so schreibt er unter'm 27. April 1840, „leide ich an heftigen Gichtanfällen in den Füßen, Knieen, Händen und im Rückgrat. Zwar versah ich immer noch meine Amtsgeschäfte, allein es ging mitunter etwas hart. Ueberhaupt täusche ich mich über die Natur meines Uebels nicht; so lange die Gicht in den äußern Theilen meines Körpers bleibt, mag ich mich so fortschleppen; wirft sie sich aber einmal auf die innern Organe, so weiß ich,

woran ich bin. Bocksperger und Kesselring haben mir einen Spiegel zurückgelassen; nur kein langes Siechthum wie bei ihnen, das Uebrige gilt mir gleich. So steht es um mein körperliches Befinden. Da siehst Du, daß Euer Wunsch nicht ganz unerfüllt blieb, wenn Ihr 1830 mir die schwere Noth an den Hals wünschtet. Ueber mein Geistesleben vielleicht ein ander Mal. Ich phantasire viel, denke und arbeite wenig; denn Du mußt wissen, daß Gedanken, und besonders vernünftige Gedanken, für gichtbrüchige Leute ein wahres Gift sind. Sonst bin ich der Alte. „Ich bleibe mir auch in der Hölle noch gleich", sagt Hume bei Schiller. Ich mag es aber nicht sagen, der Herr Pfarrer E. würde sonst einen schönen Artikel in die Kirchenzeitung schreiben: „Ueber den traurigen Seelenzustand derer, die mit Alpen und Vaterland Götzendienst treiben." Und also wollen wir's gut sein lassen und lieber als guter Christ den Brief schließen, ungefähr so: Lieber Mörikofer, Du und Deine Freunde haben mir oft die schwere Noth an den Hals gewünscht; ich aber wünsche, daß Euch der Himmel vor Gicht und Rheumatismus bewahre." —

Unter diesen Prüfungen wurde Bornhauser der geistliche Beruf immer lieber, sein friedliches Wirken immer unentbehrlicher. Das stille Pfarrhaus wurde seine Heimat, die Gemeinde sein eigentlicher Wirkungskreis, die Politik eine trügerische Gestalt, welcher Niemand das Glück seines Lebens anvertrauen soll, die Poesie eine treue und edle Freundin, welche Honig auf's trockene Brod der Alltäglichkeit gibt, die düsteren Stunden freundlich erhellt und die feindlichen Mächte der Hoffnungslosigkeit und Lieblosigkeit aus dem Herzen verscheucht. Er wünscht seinen Freund Mörikofer auf der Pfarrstelle in Kurzdorf und schreibt ihm hierüber (März 1841) unter Anderm folgendermaßen: „Ueberhaupt wollen wir es nicht verkennen, daß bei etwelcher Entsagung, die mehr und minder in allen Berufsarten gefordert wird, doch das Leben des Pfarrers für den wissenschaftlich gebildeten, gemütlichen Mann ganz besonders viel Schönes hat. Du weißt, daß ich früher, zu der Zeit, als das Feuer einer

ungezügelten Thatkraft in meiner Brust stürmte, die Schattenseite des geistlichen Standes mehr in's Auge faßte, als vielleicht nöthig und gut war. Die Erfahrung hat mich mit dem Berufe versöhnt, auf den wir uns gemeinsam vorbereiteten. Ich lernte im Laufe der Jahre es einsehen, daß auch andere Stände in der Ferne sich viel idealer ausnehmen als in der Nähe und daß der Geistliche, wenn er der Prosa des Lebens erliegt, eher die eigene Persönlichkeit als seinen Stand anklagen muß. Ich gäbe den Frieden meines pfarramtlichen Wirkens und Waltens weder für eine Professur noch für eine Regierungsrathsstelle. Gesundheit für mich und meine M., bis der große Feierabend kommt, das ist das Einzige, was ich von Gott mir erflehen möchte; sonst hat die Welt nichts mehr, was mir einen Wunsch abnöthigen könnte."

Derselbe Brief gibt Zeugniß von Bornhausers Dankbarkeit gegen einen der Männer, die ihm seiner Zeit zum Studium der Theologie behülflich gewesen, wenn er ihnen auch in den Tagen seines Freiheitsdranges mit aller Macht seiner feurigen Seele entgegen gewirkt und dadurch den Vorwurf des Undankes auf sich gezogen hat. Wie wenig er das empfangene Gute vergaß und wie stark sein Gefühl für alle gute Menschen war, könnte vielfach bewiesen werden. Ich will hier nur eine kurze Stelle dieses Inhalts hersetzen:

„Deine Nachricht (schreibt er an Mörikofer), daß es mit Herrn Antistes Sulzberger zu Ende gehe, hat mich, obgleich sie mir nicht unerwartet kam, mit stiller Wehmut erfüllt. Der Mann hat mir, wie manchem andern Thurgauer, zur Erleichterung meiner Studien freundlich Hand geboten. Ich erinnere mich der Zeit noch wol, da ich Briefe von ihm auf meiner Brust trug, als Talisman gegen die Verirrungen der Jugend. Sein Andenken wird in meinem dankbaren Herzen fortleben."

Eine Klage, die Bornhauser nicht unterdrücken kann, ist diejenige über den Mangel an gleichgesinnten Freunden, die sich gegenseitig vollkommen verstehen, liebevoll anerkennen und geistig fördern

würden. Dieser Unbefriedigung gibt er wiederum in einem Briefe an Mörikofer merkwürdigen Ausdruck:

„Sehr begierig bin ich auf Deine Biographie des Herrn Anderwert. Ich habe den Mann immer geachtet, und als Eder ihn wegen der Badener Konferenzen so heftig tadelte, habe ich mich von ihm abgewandt. Daß Anderwert nicht ein halbes Dutzend Freunde gefunden, die ihn verstanden hätten, ist freilich hart; indessen ist es des Menschen Loos. So ging es denen, die vor uns waren, so geht es uns, so wird es denen gehen, die nach uns kommen. Wenn ich von einem Manne lese, den man im Leben mißkannte und zu Tode quälte, und von dem endlich ein Schriftsteller kommt und beweist, daß er ein rechtschaffener Mann war, so dünkt es mich jedes Mal, ich sitze halb verschmachtet und dem Tode nahe in einer einsamen Wüste. Es ist mir dann, ich grabe mit einem Stabe im glühenden Sande nach Wasser und entdecke — verwitterte Todtengebeine; und eine Stimme flüstert mir zu: Siehe die Gebeine eines Wanderers, der in der Wüste verschmachtete. Klage nicht! Andern ging es nicht besser als Dir. Doch weg mit diesem trüben Bilde! Hat ja das Schicksal doch Jedem von uns ein liebendes Weib gegeben als treue Gefährtin durch die Wüste des Lebens. Darum wollen wir ohne Murren weiter wandern und Gutes thun, so viel unsere Kraft uns gestattet. Vielleicht gelangen wir einst auf einen bessern Stern, wo wir's bis zu einem Dutzend verwandter Geister bringen, die uns verstehen und lieben."

So hatte Bornhausers Seele allerdings große Enttäuschungen erfahren und besaß nicht mehr die hochgemute, freudige und hoffnungsreiche Stimmung von ehemals. Allein aus den Stürmen und Kämpfen des politischen Lebens und aus dem Dunkel der Nächte des Leidens und der Prüfung hatte er doch die theuersten Güter gerettet, den Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen, die Hoffnung auf den Fortschritt und endlichen Sieg des Wahren und Guten in der Welt, die Liebe zu den Mitmenschen, jenen unerschöpflichen Quell segensreichen Wirkens, und

die ungeschwächte Freude an nützlicher Arbeit, an fruchtbringender geistiger Thätigkeit. Er konnte mit Schiller als letzte Trösterin in den ernsten Tagen des späteren Mannesalters nennen:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Zwanzigster Abschnitt.

„Der heilige Gallus.“[1] Das Sängerfest zu Arbon 1842.

In seiner Krankheit war es Bornhauser, wie er erzählt, gleichsam zur fixen Idee geworden, den heiligen Gallus in biblische Form einzukleiden und damit eine Art Nachevangelium zu schreiben. Kaum genesen, schritt er an's Werk und brachte es in so kurzer Zeit und mit so viel künstlerischer Freude an dem entstehenden Bilde zu Stande, wie es ihm noch bei keinem andern Stoffe vorgekommen war. Die Gallus-Sage hängt mit des Dichters zweiter Heimat, Arbon, nahe zusammen. Um's Jahr 610 erschien eine Gruppe von brittischen Glaubensboten im alemannischen Lande; an ihrer Spitze stand Columban, der den Vorsteherstab führte; unter den Jüngern werden Mang (Magnus), Sigisbert, Johannes, besonders aber Gallus, genannt. Sie kamen aus dem Kloster Bangor in Wales, das von den Angelsachsen zerstört worden, verweilten

[1] Weinfelden, bei Wilhelm Rueß, 1842.

zuerst in Burgund, wo sie das Kloster Luxau (Luxeuil) gründeten, zogen sich wegen ihres Eifers gegen die Sittenlosigkeit des königlichen Hofes Verfolgung und Ausweisung zu und setzten darum ihre Reise nach dem alemannischen Helvetien fort, das ist das Land, das zwischen dem Rheine und den schweizerischen Alpen vom St. gallischen Rheinthal bis hinab nach Basel liegt. Hier war das Christenthum erst an einigen wenigen Punkten die Religion des Volkes geworden, der größere Theil der Alemannen hing noch am Heidenthum, indem sie mit Opfern und heiligen Gebräuchen den Göttern Thor, Wodan und Freia dienten.

Die Glaubensboten machten zuerst Station bei der Ortschaft Tuggen, auf dem linken Ufer des obern Zürichsee's, wo Columban in seinem Eifer das Opferbier der Einwohner umwarf und ihr Gotteshaus anzündete. Dem Zorne der Heiden entfliehend, kamen sie über den Hummelwald nach Arbon, am Fuße des Bodensee's; hier trafen sie bereits den christlichen Priester Willimar an, der sie gastfreundlich aufnahm und dann über den See nach Bregenz führte. Gallus, der des Deutschen kundig war, predigte mit Gewalt und überzeugender Kraft, so daß viele der Alemannen sich taufen ließen, die Götzenbilder in den See warfen, und das Licht der neuen Lehre leuchtete weit herum. Allein es gab auch Unzufriedene, die verklagten Columban und die Seinen, als ob sie das königliche Jagdrecht für sich in Anspruch nehmen. Zu Ueberlingen saß der Herzog Kunzo, selbst noch ein Heide, der die Alemannen im Namen des Frankenkönigs beherrschte. Er war den Missionären abgeneigt, weil sie die alten Sitten des Landes umkehrten, und auf jene Klagen hin wies er sie aus dem Lande. Columban und die meisten seiner Männer zogen durch das Rheinthal nach Oberitalien hinab; aber Gallus blieb zu Arbon in der Hütte des Priesters Willimar krank zurück, von seinem geistlichen Vater mitleidlos verlassen, weil dieser seinen Zustand für Verstellung hielt. Gallus genas und beschloß, im alemannischen Lande zu verbleiben, aber nicht mehr offen hervor zu treten, sondern in Waldeseinsamkeit das Leben eines Einsiedlers

zu führen. Er ging von Arbon aufwärts durch den gewaltigen Forst, wo noch Bären und Wölfe ihr Wesen hatten und gelangte in ein eingeschlossenes Hochthal, wo die Steinach vom Felsen rauscht und durch tiefe Schluchten den Weg zum Bodensee sucht. Dort fiel er in die Dornen und nahm es als ein göttliches Zeichen, daß er hier bleiben sollte. Er baute sich eine Hütte und wohnte daselbst, nur von Zeit zu Zeit erschien er in Arbon, das Wort Gottes zu predigen. Da geschah es, daß die Tochter des Herzogs Kunzo in Krankheit fiel, welche Krankheit nach der Anschauung jener Zeit nichts geringeres als Besessenheit war, also daß böse Geister ihr Wesen in ihr trieben und die Jungfrau des vernünftigen Denkens und Handelns beraubten. Niemand vermochte sie zu heilen, bis man Gallus, den frommen Einsiedler von der Steinach, zu Hülfe rief, daß er die Macht des göttlichen Geistes über die unreinen Dämonen erzeige. Vergeblich floh er zu einem Freunde Johannes, der zu Grabs im Rheinthal in einem christlichen Gotteshause lehrte; auch dort ausfindig gemacht, mußte er kommen, fuhr von Arbon nach Ueberlingen hinüber und machte die Kranke durch Gebet und Handauflegung gesund. Den Bischofsstuhl zu Konstanz, der ihm dafür angeboten wurde, nahm er nicht an, sondern kehrte ohne Verzug wieder in seine Einsiedelei zurück. Aber der Herzog ließ ihm aus Dankbarkeit eine feste, bequeme Zelle bauen, worin der fromme Mann bis in ein hohes Alter lebte und weit herum in den Ruf der Heiligkeit kam. Er starb, wenn die Ueberlieferung richtig berichtet, am 16. Oktober 625 in seinem 95. Lebensjahre zu Arbon, wo er eben eines Festes halber gepredigt hatte. Bei seiner Zelle ist später das Kloster zu Sankt Gallen und in der Folge die Stadt dieses Namens entstanden.

Diesen Stoff hat Bornhauser im „heiligen Gallus“ in sehr anmutiger Weise behandelt. Die geschichtlichen Züge führt er mit reicher Phantasie weiter und anschaulicher aus; so läßt er seinen Gallus dadurch versucht werden, daß die Herzogstochter ihm, als dem Sohne eines Schottenkönigs Gormal, ihre Liebe schenkt und

ihn bestimmen will, seinem Missionsberufe und Mönchsgelübde untreu zu werden. Diese und andere Veränderungen, welche er sich mit der Ueberlieferung erlaubte, wurden freilich von der Kritik nicht gut geheißen und es ist nicht zu bestreiten, daß er sie besser vermieden haben würde. Namentlich aber wollte es den Katholiken nicht gefallen, daß in der Heiligensage eine Liebesgeschichte, wenn auch keusch und rein wie ein Kindermährchen, vorkommen sollte. Der Dichter verantwortete sich darüber in einem Briefe an Mörikofer: „Daß die Liebe des heiligen Gallus zu Frideburg Dir und den Katholiken nicht gefallen werde, konnte ich denken. Aber siehe, der Schelm kann seine Natur nie ganz verleugnen. Wenn ich noch so fromm sein will, so kommt noch ein Stück Erbsünde vor, und wenn ich ein Evangelium schriebe, so schliche sich noch eine Liebesgeschichte ein. Spaß bei Seite! Der Künstler urtheilt anders als der Theologe und Alterthumsforscher. Gallus mußte eine menschliche Schwäche haben, etwas von dem Erbgut, das wir Menschenkinder alle erhielten; dadurch wurde er menschlicher und anziehender. Ein Versuchung mußte ich haben für den Mann Gottes, und welche war edler, menschlicher als die Liebe? Das war doch besser, als dem Einsiedler den Teufel in die Einsamkeit mitzugeben. Daß ich übel gethan habe, indem ich die Teufelsgaukeleien der Legende in reinere menschliche Liebe verwandelte, ließe ich mir nicht leicht aufreden. Ich berufe mich auf das Zeugniß Deiner Gattin; in solchen Dingen gilt das Gefühl der Leserin mehr als die gelehrteste Abhandlung. Die Liebe gehört zur Vollständigkeit des Gemäldes, und wenn es auch eine unterdrückte Liebe ist."

Die Sprache, in welcher uns Bornhauser die Gallus-Sage erzählt, ist diejenige der Bibel, mit manigfachen Anklängen an die lutherische Uebersetzung, einfach, kindlich und gemütvoll, bisweilen jedoch unterbrochen von einem Gedanken oder Bilde aus dem Sprach- und Wissensschatze einer spätern Zeit. Ein sanfter Geist der Frömmigkeit und Milde durchweht das Büchlein ganz und gar; der Dichter, sich selbst erbauend an den ehrwürdigen Gestalten der

christlichen Glaubensboten und ihrem Werke, will seinen Lesern den Segen zum Verständniß bringen, welchen das Christenthum allem Volke gebracht hat, und an der Hand der Geschichte zeigen, wie es als eine erlösende und befreiende, läuternde und stärkende Geistesmacht eingetreten in die gottentfremdete Welt. Aber auch innerhalb der christlichen Religion schildert er einen zweifachen Geist, den Geist des Eifers, der da Gehorsam fordert, der dem Buchstaben unterthan ist und an Glaubenssätzen sich fest klammert, der als verflucht und verloren erklärt, was sich seinen Satzungen nicht unterwirft; und den freien, milden Geist der Gottes- und Menschenliebe, der Humanität und Barmherzigkeit, der das Wesen des Christenthums nicht in Worten findet, sondern in der Kraft, das Gute zu erkennen und zu üben. Der feuereifrige Columban, welcher eigenhändig die Götterbilder der Alemannen zertrümmert, ist ihm der Vertreter der ersteren Richtung, der höhergebildete, weitherzige Gallus, der nicht flucht, sondern segnet und der auch mit dem Heidenthum und seinen uralten Vorstellungen Geduld hat, stellt die letztere dar. Es sind dieselben Pole, zwischen welchen sich das christliche Leben aller Zeiten bewegt hat, bald mehr der einen, bald der andern Seite sich zuneigend.

Als Beispiel der Charakterzeichnung wie der sprachlichen Darstellung führe ich die Stelle an, wo Gallus, der Held der Erzählung, in die Handlung eintritt. Als kleiner Knabe ist er wie durch ein Wunder vom drohenden Tode errettet worden, dafür haben seine Eltern ihn dem Dienste Gottes geweiht; so wird er aus einem reichen Königskinde ein einfacher Klostermönch, bald aber aus freiem, höherem Triebe ein Verkündiger des Glaubens, welcher die Welt überwindet.

Gallus Eintritt in das Kloster Bangor.

30.

Als aber Gal zehn Jahre alt geworden, segneten Gormal und Minona den Knaben, den sie nach Bangor sandten im Lande Wales.

Und Theoderich und Magnoald zogen mit dem Sohne ihres Gebieters. Denn sie liebten ihn wie die eigene Seele.

31.

Und Columbanus, der Abt des Klosters Bangor, hob seine Augen auf und sah einen schönen Knaben vor sich stehen in der kriegerischen Tracht des Hochlandes, mit dem gewürfelten Plaid und den nickenden Federn. Und er fragte: Wer bist Du? Und was führt Dich her in unser Gotteshaus?

32.

Der Knabe aber antwortete: Ich heiße Gal und bin der einzige Sohn des Königs Gormal. Ich und meine Diener hier haben die Berge unserer Heimat verlassen, um in den heiligen Mauern Deines Klosters der Welt zu entsagen und nach der Krone des Himmels zu ringen.

33.

Da erwiderte der greise Abt: Du hast den bessern Theil erwählt, der nie wird von Dir genommen werden.

34.

Du heißest Gal; Du sollst fortan einen andern Namen führen. Gallus nenne ich dich, denn Gallus bedeutet einen Hahn in der Sprache des alten Roms.

35.

Du bist ein Hahn, der frühe aufgewacht ist zum Heil seiner Seele. Du bist ein Hahn, der mit seinem Gesang auch solche wecken wird, die noch in der Finsterniß des Todes schlafen, auf daß sie wie Petrus ihre Sünden beweinen und umkehren zum Herrn, den sie verlassen haben um schnöder Götzen willen.

36.

Gehe nun und lerne.

37.

Wer die Armut seines Geistes fühlt, der wird den Schatz der Weisheit suchen, und wer sucht, der findet.

Digitized by Google

38.

Bezwinge Dein jugendliches Herz, denn wer Andere bessern will, muß bei sich selbst den Anfang machen.

39.

Wundere Dich nicht über die Zucht dieses Gotteshauses. Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtiget ihn. Des Lehrers Nachsicht ist das Verderben des Schülers.

40.

Also sprach der Abt. Und Gallus begab sich in die angewiesene Zelle, wo er das glänzende Kleid des Hochlandes an das dürftige Gewand des Mönches vertauschte.

41.

Auch Theoderich und Magnoald fanden Aufnahme in demselben Gotteshaus.

Jener Gegensatz zwischen dem wilden Glaubenseifer und dem Christenthum der Liebe und Geduld, des stillen, hoffnungsreichen Schaffens, tritt besonders schön zu Tage bei'm Abzug der Glaubensboten von Tuggen, wo sie der Verfolgung der heidnischen Alemannen weichen müssen nach den Gestaden des Bodensee's. Da heißt es von Columbanus:

Er trat auf einen Felsen, streckte seine Hand aus und rief: Wehe ihr Berge, wehe ihr Thäler! Des Herrn Fluch über Alle, die ihr dieses Land bewohnet. Ihr habet das Evangelium von euch gestoßen und die Prediger desselben mit Ruthen geschlagen. Möge diese Schmach tausendfach zurückfallen auf eure eigenen Häupter, ihr Gottlosen; möget ihr den frühen Tod eurer Kinder sehen; möge der Wahnsinn euch ergreifen, bevor ihr altert, und möge die Hand des Tyrannen ein eisernes Joch schmieden für euch und euer Land. Also rief der Mann Gottes mit Donnerruf. Seine Gestalt war dabei hoch aufgerichtet, die Augen leuchteten wie Feuerflammen und der graue Bart sträubte sich vor Grimm. Amen! Amen! tönte es aus den Reihen der Jünger.

Allein Gallus blieb stehen, als die Andern weiter zogen, und betete: Erbarme Dich dieses Landes und seiner Bewohner. Rechne ihnen ihren Irrthum nicht zur Missethat an, sondern verleihe, daß kommenden Arbeitern das gelinge, was leider Deinen Knechten nicht gelingen wollte. Laß aus der Wildniß des Heidenthums hier ein Paradies des Glaubens erblühen, damit dieses Volk dermaleinst Dich und Deinen Gesandten Jesum Christum erkenne. Also betete der fromme Gallus und nachdem er das Land mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet, wandte er sich und folgte Columban und seinen Gefährten nach.

Wiederum war es ein bedeutsamer Zug, daß nach Jahren der Trennung und innern Entzweiung Columban gerade diesem Jünger den Vorsteherstab senden muß. Darin lag der Gedanke ausgesprochen, daß die Zukunft ihm, dem Christenthum der Liebe, der Geduld, Weisheit und Belehrung gehöre, und nicht dem finstern Eifer der Zeloten. So wob Bornhauser in seine einfache Erzählung Gedanken und Sprüche, welche als Perlen der Wahrheit den rothen Faden der Legende umgeben und schmücken und seinem Büchlein einen im besten Sinne erbaulichen Charakter verleihen.

Am 4. Juli 1842 war ein großes Sängerfest in Arbon, an welchem sich außer den Thurgauern auch die St. Galler, Appenzeller und die Vereine von Lindau, Bregenz, Ravensburg u. A. betheiligten. Diesen Gästen aus schweizerischen und schwäbischen Landen, die der Bodensee in der Neuzeit weniger trennt als vereint, die alle durch Stammesverwandtschaft und gemeinsame geschichtliche Erinnerungen, aber auch durch gemeinsame Ziele und Zwecke zusammen gehalten sind, hat Bornhauser seinen Gallus gewidmet. Er schrieb in seiner Vorrede: „Ein Kulturfest an dem Orte, wo vor zwölfhundert Jahren die ersten Elemente christlicher Bildung in die alemannischen Wälder ausgestreut wurden! ein harmonischer Volksgesang über der Todesstätte des heiligen Gallus, ein Volksgesang, zu welchem die deutschen und schweizerischen Länder in weiter Runde um den Bodensee ihre Söhne und Töchter senden! Wolan, jetzt weiß ich, wem ich meinen Gallus übergeben will.

Euch, ihr Sänger und Sängerinnen. Ihr einet des Glaubens Wärme mit des Geistes Licht. Aus euern seelenvollen Tönen weht mir ein neuer Hauch der Poesie entgegen. Wir verstehen uns."

Sie kamen zahlreich angefahren die Sänger und Sangesfreunde aus schweizerischen und schwäbischen Landen, die einen auf blumengeschmückten Wagen, die andern auf stolzen, dampfenden Schiffen. Der Tag war schön, der Himmel rein, unvergleichlich der Anblick des See's in seiner ruhigen Bläue, gegenüber die prachtvollen Umrisse der Berge von Tyrol, Graubünden und Appenzell. Das alte Arbon sah ein Fest, wie es noch keines erlebt, seit es die Ehre hatte, einen Namen zu führen in der Geschichte. Bornhauser begrüßte die Gäste in der Kirche mit herzlichen Worten voll Geist und alter Kraft; es war nicht mehr der stürmische Redner von ehemals, der die drohende Hand gegen die Feinde der Freiheit ausstreckte, es war der gereifte Mann voll milden Ernstes, voll Freundlichkeit und Herzensgüte, bewährt und geläutert unter dem Drucke der Leiden wie unter den Erfahrungen einer thatenreichen Zeit. Er sprach davon, wie in alter Zeit Helvetier und Germanen die Wogen des Rheines und des Bodensee's mit ihrem tapferen Blute gerötet; wie im Mittelalter die Reisigen der Seestädte herüber kamen, um das Volk der Alpen zu züchtigen; wie die Appenzeller Brand und Verheerung hinaus trugen überallhin, von wo sie ihre junge Freiheit bedroht glaubten, und wie dies seither anders, ganz anders geworden. „Ihr fraget: Wer hat diese Umwandlung bewirkt? und ich antworte: Das hat der stille Fortschritt der Jahrhunderte gethan, die erhöhte Bildung, die in Republiken und Monarchieen allmälig alle Klassen des Volkes durchdringt. Was wir hier feiern, ist ein großes und bedeutungsvolles Fest, denn es ist ein Fest der Kultur und der Humanität. — In der kleinen Kapelle neben diesem Gotteshaus ist ein Stein eingemauert, in welchem der fromme Landmann die Fußstapfen des heiligen Gallus zu erkennen glaubt. Auch wir sehen die Fußstapfen des heiligen Mannes noch, aber freilich nicht blos in dem leblosen Stein,

sondern in den Dörfern und Städten, in dem geistigen Leben und Weben, das diesen glänzenden See in weiter Runde umgibt. Der christliche Glaube ist keine Religion der Erstarrung, keine Lehre der Nacht. Wo der Himmelsodem des Evangeliums weht, da war von jeher Geist und Leben, Fortschritt und Licht." — Wir sehen also das Ideal Bornhausers, das in seiner ersten Zeit Freiheit und nichts als Freiheit gewesen, erweitert, vergeistigt und mit reicherem Inhalte erfüllt, es ist die Humanität, die Bildung der Nationen zum Bruderbunde durch vernünftige Religiosität, Erziehung, Kunst und Wissenschaft.

Nicht ganz ohne Störung verlief das schöne Liederfest, da einzelne Vereine wegen mangelnder Ordnung sich zurückgesetzt fühlten. Auch wurden von den allzu zahlreichen Rednern die Schleußen der Beredsamkeit so weit aufgethan, daß des Gesanges Wellen davon zurück gedrängt wurden. Aber in Bornhauser hatten sich weder Schweizer noch Deutsche getäuscht; er war überall zugegen, um Versäumtes gut zu machen und die Harmonie der Gemüter auch im Strudel und Gedränge des durcheinander geworfenen Volkes zu retten. Mit fliegenden Fahnen brachten ihm die Deutschen vor ihrer Abreise noch ein Ständchen dar, und erst mit der hereinbrechenden Nacht verließ man den Festplatz, der zum ersten Mal eine freundliche Zusammenkunft der Bevölkerungen um den Bodensee herbeigeführt hatte.

Einundzwanzigster Abschnitt.

„Johann von Schwaben oder Königsmord und Blutrache.“[1]

Die Heldenzeit der Eidgenossenschaft, besonders der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, hatte auf Bornhauser immer eine kräftig anziehende Wirkung geübt. In jenen ersten Handlungen des erwachenden Freiheitsdranges, in jenen gewaltsamen Aeußerungen mannhaften Selbstvertrauens gegen die schnöde Gewalt der Mächtigen und Hochgebornen sah er die Quellen eines Stromes, der belebend und befruchtend durch die Jahrhunderte herabfloß und in seinem Laufe ein Geschlecht nach dem andern erweckte mit den hohen Gedanken der Freiheit und Männerwürde, der Treue und Hingebung an das theuer erworbene Vaterland. Als er daher seinen Gallus vollendet und damit einem religiösen Bedürfniß genug gethan hatte, wandte er sich abermals dem Zeitalter zu, wo die junge Eidgenossenschaft aus den Fesseln der österreichischen Feudalherrschaft heraussprang und anfing, den harten Kampf um's Dasein zu kämpfen. In „Gemma von Art“ hatte er diesen Kampf auf dem Boden der Waldstätte selbst in poetischen Zügen und glänzenden Farben dargestellt; in „Johann von Schwaben“ nun betritt er den österreichischen Boden, die oberen Lande des deutschen Reiches, um zu zeigen, welche Anstrengungen das Haus Oesterreich macht, um dem Abfall zu wehren und seine vermeintlichen Unterthanen zum Gehorsam zurück zu führen.

Die geschichtlichen Thatsachen in „Herzog Johann oder Königsmord und Blutrache“ kann ich als bekannt voraussetzen. Die dichtende Volkssage hat später manches hinzugefügt und ausgeschmückt, auch wol, wie es ihrem Geschmacke entspricht, das Schaurige noch

[1] St. Gallen, Druck und Verlag von F. D. Kälin, 1846.

Digitized by Google

schauriger ausgemalt. Von den kritischen Untersuchungen darüber, wie sie namentlich Eutych Kopp in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde geliefert, hatte Bornhauser noch keine Kenntniß erhalten. Er hielt sich wesentlich an das Urtheil des Chronisten Johann von Winterthur, welcher sagt: „König Albrecht sei vom Laster der Habsucht allzu sehr beherrscht gewesen und habe sich viel zeitliche Güter, ja sogar Städte und Schlösser von seinen eigenen Verwandten angeeignet, was auch die Ursache zu seinem frühen Tode geworden sei.“ Man hat diesen König später durch Umgehung der Chronisten, allein auf Grundlage der Urkunden, in einen wohlwollenden Mann umzuwandeln versucht, der nicht in den Aargau gekommen sei, um die Waldstätte zu züchtigen und seine gesetzlosen Vögte wieder einzusetzen, sondern um neue Rüstungen gegen Böhmen zu machen; dennoch glaube ich, daß Bornhauser sein Bild richtiger gezeichnet hat, indem er ihm die Züge der Habsucht und ungebändigten Ländergier gab. Im Uebrigen hat der Dichter auch diesen Stoff mit freischaffender Phantasie ergänzt und zurechtgelegt. Seine Erzählung ist voll lebendiger und rasch aufeinander folgender Handlung. Eine ansprechende, nur allzu modern gehaltene Schilderung der Landsgemeinde von Schwyz bildet den Eingang; der Edle Heinrich von Hünenberg, mit Rudolf Redings lieblicher Tochter verlobt, ist das Mittelglied zwischen dem stolzen Adel im Dienst des Königs und der freien Bauernschaft. Das Leben auf den Burgen der Ritter, die Glieder, Freunde und Feinde des Hauses Oesterreich werden in lebensvollen, anschaulichen Gruppen dem Leser vorgestellt. Das Geheimnißvolle und Wunderbare, das der Dichter auch hier in seine Darstellung hineinwebt, wird vertreten durch die Gestalten der Hexe von Gebistorf und ihre Tochter Rosa, welche die eine mit Willen, die andere absichtslos wesentlich bestimmend auf den Gang der Handlung und die Ausführung der blutigen That einwirken. Die Alte von Gebistorf, deren weissagenden Rath König Albrecht in seinen letzten Tagen noch sucht, ist ein Bild der schrecklichen Nemesis (Rachegöttin), welche nicht

Digitized by Google

rastet noch ruht und tausend geheime Fäden spinnt, bis sie ihr schuldvolles Opfer in's Verderben geführt hat. Es ist kein Zweifel, daß in jener Scene, wo der unglückliche König die wahrsagende Hexe besucht und von ihr mit schrecklichen Gaukeleien betäubt wird, dem Dichter ein Bild aus dem alten Testamente vorschwebte: Saul bei der Hexe von Endor, die Weissagung seines nahen Todes durch den Geist Samuels empfangend (2. Sam., Kap. 28). Wie dem auch sei, der Gang zur Wahrsagerin ist auch im Leben Albrechts ein Zug, welcher das Hineinragen einer geheimnißvollen Macht in das Treiben der Menschen auf ergreifende Art darstellt. Es ist von Interesse zu hören, wie Bornhauser selbst in seiner volksthümlichen Weise sich hierüber ausspricht:

„Wenn die Götter beschlossen haben, einen Mann zu verderben, so verblenden sie ihm den Sinn, sagt irgendwo ein Alter. Dieser Ausspruch enthält eine tiefe Lebenswahrheit. Große, ausgezeichnete Geister lassen sich bisweilen zu Unternehmungen verleiten, deren Thorheit und Verderblichkeit auch der beschränkteste Kopf einsieht; sie verfolgen mit einer an Wahnsinn grenzenden Beharrlichkeit die einmal betretene falsche Bahn. Sonst besonnene und entschlossene Männer fangen im entscheidenden Momente an zu zögern oder geben plötzlich einem unbegreiflichen Leichtsinn sich hin, und wo die Gefahr bei'm ersten Blicke in die Augen fällt, wo der Verrath sich mit Händen greifen läßt, da setzen sie den klarsten Anzeichen, den dringendsten Warnungen einen unbesiegbaren Unglauben entgegen. Man denke an Julius Cäsar, Wallenstein, Napoleon, Waldmann. Woher das? Es ist dies jene dunkle Macht, die das Zünglein der Waagschale in den großen Weltbegebenheiten durch einen leichten Windhauch regiert, jene dunkle Macht, die mit unsichtbarer Hand den Fallstrick auswirft, in welchem der kühne, glückliche Verbrecher schnell und sicher sich fängt. Nemesis hieß diese Macht bei den Griechen, Vorsehung, vergeltende Hand Gottes, heißt sie bei den Christen. Auch über dem deutschen König Albrecht schien jene Macht zu walten in dem Augenblicke, wo der Freiherr

von Finstingen ihm den Brief überreichte, welchen der Einsiedler Berthold geschrieben."

„Johann von Schwaben" ist mehr ein Roman als eine geschichtliche Erzählung, mehr ein Werk des Dichters als des Geschichtschreibers; vor der Fülle phantasievoller Ausschmückung treten die einfachen historischen Thatsachen zurück; die Charaktere sind zum Theil willkürlich gezeichnet, zum Theil erfunden oder nach der Wahrscheinlichkeit gemalt. Was dem Werthe des Werkes besonders Schaden thut, ist der früher schon erwähnte Umstand, daß es Bornhauser an Geduld und Mitteln gefehlt, tiefer in die Geschichte des Mittelalters einzudringen, seinen Geist, seine Sitten, Denk- und Lebensweise vollkommener aufzufassen, um so seine geschichtlichen Bilder mit den Gestalten und Farben ihrer eigenen Zeit auszuführen und damit dem Ganzen den Stempel der Vollendung zu verleihen. Werthlos ist durch jenen Mangel die Erzählung keineswegs; sie ist ein Volksbuch geworden, welches neben anmutiger Unterhaltung auch manigfache Anregung bietet und im Gemüte des Volkes Gedanken erweckt, die doch weit mehr zur Wahrheit hin als von derselben wegführen, und das ist nicht das Geringste, was von einem Buche gesagt werden kann. Die Gestalt der Hexe von Gebistorf, welche Bornhauser mit dichterischer Phantasie erfunden und in die Erzählung von König Albrechts Tode eingeführt hat, ist später von Wallburg Cramer dramatisch bearbeitet worden und in die Bibliothek des schweizerischen Volkstheaters übergegangen.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Neue Betheiligung am öffentlichen Leben. Die thurgauische Kantonsschule.

(1842—1847.)

Um die Mitte der vierziger Jahre fing nach längeren Leiden und Störungen Bornhausers Gesundheit wieder zu erstarken an, seine Augen besserten sich, die Gichtschmerzen wurden seltener, sein Kraftgefühl hatte sich gehoben und in gleichem Maße wuchs sein Interesse an den Angelegenheiten des Staates und allen Bestrebungen nach vermehrter Volksbildung und Volkswohlfahrt. Jene Opposition, welche früher manchen scharfen Pfeil nach seiner offenen Festung geworfen hatte, war verstummt. Es machte sich allmälig die Meinung geltend, daß der Held des Jahres 1830 dauerndere Anerkennung bei seinem Volke verdiene, als er sie wirklich empfangen hatte. Die Verbesserung der Staatsmaschine durch die Juristen, von welcher man sich so viele Vortheile versprochen, daß Bornhausers Werk darüber in dunkeln Schatten zu stehen kam, hatte keine Wunder gethan, zumal dem immer noch gedrückten Bauernstande nicht aufgeholfen. Einer der hervorragendsten Sprecher des pietätvollen Gefühles gegen Bornhauser war W. Rueß, Sekundarlehrer in Weinfelden, der nach W. F. Bion und Bockſperger die Redaktion des Wächters übernahm. Als der junge, talentvolle Lehrer im Jahr 1834 aus seinem Vaterlande Württemberg in's Thurgau herüberkam, stellte er sich auch dem berühmten Pfarrer zu Arbon vor, der ein aufrichtiges Wohlgefallen an ihm fand, ihm lächelnd auf die Schulter klopfte und sagte: „Sie bleiben bei uns, wir bedürfen im Thurgau solcher Leute, wie Sie sind.“ Rueß war damals liberal und vereinigte mit einer tüchtigen Bildung

einen poetischen Sinn und eine große Gewandtheit in der schriftlichen Gedankendarstellung. Nach dem Sängerfest in Arbon feierte er Bornhauser in einem schwungvollen Gedichte als den treuen Kämpfer für Licht und Wahrheit, der sich nur aus dem Streite der Parteien zurückgezogen, um als friedlicher Säemann das Feld des Geistes zu bebauen.

„Du hast den Handschuh ausgezogen,
Müd' aus dem Kampf mit Heuchelei,
Und doch hast du dich nicht betrogen,
Dein Volk ist gut, die Brust ist treu."

Merkwürdiger Weise ließ Rueß sich nachmals von der liberalen Partei so sehr verbittern, daß er sich gänzlich von ihr abwandte und zu den Vertheidigern des konfessionell-katholischen Standpunktes überging. Bornhauser blieb der er gewesen, bis an's Ende frei, doch ernster, nüchterner, zurückhaltender, aber wo es galt mit gleicher Entschiedenheit den Grundsätzen der Demokratie und der Förderung aller Volksinteressen zugethan. Beweis hiefür ist zunächst sein Auftreten in der evangelischen Kirchensynode.

Als im Jahre 1843 die Wiedertäufer im Thurgau eine widerstrebende Haltung gegen die evangelische Landeskirche annahmen und sich weigerten, ihre Kinder von den Staatsgeistlichen taufen zu lassen, wurde die evangelische Synode vom Kleinen Rathe aufgefordert, zu begutachten, was den „Neugläubigen" gegenüber zu thun sei. Die Kommission, welche diese Frage zu untersuchen hatte, sprach sich für die Zwangstaufe aus. Bornhauser sah voraus, daß die Mehrheit der ganzen Synode sich dahin entscheiden werde, dennoch trat er gegen eine solche Maßregel auf und hielt am 11. Oktober in der Versammlung eine seiner trefflichsten Reden über Glaubensfreiheit und Zwangskirchenthum. „Wir sind Christen", sprach er unter Anderm, „nennen uns Jünger Jesu, der Niemanden verfolgte, der aber selbst verfolgt und von den jüdischen Priestern der guten Ordnung wegen an's Kreuz geschlagen wurde. Wir

kennen alle seine schöne Parabel, nach welcher der Herr den Knechten verbot, das Unkraut gewaltsam und vorzeitig auszuraufen, auf daß sie nicht mit dem Unkraut zugleich auch den Weizen ausraufen. Wol sagte unser Meister: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes. Aber wo steht denn geschrieben, daß er zu seinen Jüngern gesprochen habe: Gehet auf die Straßen, schleichet euch in die Häuser und bringet die Kinder ungläubiger Eltern vor mein Angesicht, damit ich sie mit Wasser begieße? Wir sind Protestanten und protestiren gegen jeglichen Zwang in Sachen der religiösen Ueberzeugung. Opfern wir nicht der äußern Ordnung zu liebe den Grundsatz der Glaubensfreiheit auf!"

Daß die geistliche Synode sich dennoch in ihrer Mehrheit für die Zwangstaufe aussprach, ist ein Beweis, wie sehr Berufsversammlungen in gesetzgeberischen Fragen irren können und wie leicht sie dahin kommen, das Interesse ihres Standes mit demjenigen des ganzen Volkes zu vermischen oder zu verwechseln.

Im gleichen Jahre (1843) trat Bornhauser im „Wächter" und in eindringlichen Privatbriefen an mehrere einflußreiche Freunde mit der Anregung zur endlichen Inslebenführung einer thurgauischen Kantonsschule hervor. Die Zinsenüberschüsse von der Klosterverwaltung waren eben durch Großrathsbeschluß als für Erziehungszwecke verfügbar erklärt worden. Da machten die Katholiken, Regierungsrath Stäheli an der Spitze, nochmals gewaltige Anstrengungen dahin, daß man in einigen Klöstern höhere Erziehungsanstalten einrichte, ohne die erstern aufzuheben; es galt den letzten Schlag, die Säkularisirung von den fast ganz entvölkerten Gotteshäusern abzuleiten. Diesen Moment ergriff Bornhauser, um seinen Thurgauern zuzurufen, daß es wiederum Zeit sei, einen Kulturfortschritt zu machen. Unter'm 19. Januar schrieb er an Mörikofer: „Was sagst Du zu der Frage von der Kantonsschule? Mich bedünkt, die „Thurgauer Zeitung" trete allzu leise auf. Pupikofer ermunterte mich, daß ich für diese Sache in's Feld rücken möchte.

Ich versprach ihm, sie in einer Reihe von Aufsätzen im „Wächter" zu beleuchten, mit der Bitte, daß er Dir schreiben und in Verbindung mit Dir die „Thurgauer Zeitung" für den gleichen Zweck benutzen soll. Bereits hat der „Wächter" zwei Arbeiten geliefert, in welchen ich unsern Thurgauern zu beweisen suche, daß die Errichtung einer Kantonsschule für uns eine Ehrensache und eine Pflicht der Kultur sei. Heute nahm ich wieder die Thurgauer Zeitung zur Hand und wieder umsonst. Weder Du noch Pupikofer sprechen darin von der Kantonsschule. Das begreife ich nicht! Du kennst doch den Vorschlag der Minorität des Kleinen Rathes? Wie kannst Du noch schweigen? Mir scheint, daß die Stunde gekommen sei, wo alle Männer der Wissenschaft sich vereinigen sollten, um dieser für uns so wichtigen Kulturfrage eine günstige Lösung zu bereiten." —

Als dann die Freunde in der „Thurgauer Zeitung" das Projekt in einer Reihe trefflicher Artikel besprachen, schrieb Bornhauser wiederum an Mörikofer voll freudiger Anerkennung. Eine Kantonsschule sei der Lieblingstraum seiner Jugend gewesen, Professor an einer solchen Anstalt im Thurgau zu werden, hätte er vor zwanzig Jahren für sein höchstes Glück gehalten. Jetzt mehren sich die grauen Haare auf seinem Scheitel und das Leben hätte ihn ernst und ungesellig gemacht, seine Gesundheit sei geschwächt und bedürfe Schonung. Uebrigens gewähre ihm seine Stellung und sein pfarramtliches Wirken so viel Befriedigung, daß er sie nicht mehr an eine Professur, und wäre es in Paris oder Berlin, vertauschen möchte. Dennoch gehöre eine Kantonsschule zu den wenigen Lieblingswünschen, die er noch habe, weil die bürgerliche Freiheit eines Volkes ohne die geistige Freiheit nur ein glänzendes Trugbild sei.

Aus seinen vier sachbezüglichen, überaus lebendig und überzeugungsvoll geschriebenen Artikeln im „Wächter" will ich nur eine Stelle hier anführen:

„Der Thurgau ist ein Freistaat. Und im Freistaate kann der Sohn des Regierungsrathes Taglöhner und der Sohn des Tag-

löhners Regierungsrath werden. Das Talent entscheidet. Gott aber gibt den Geist nicht nach dem Gelde und vertheilt die Anlagen nicht nach dem Steuerregister. Daher soll der Staat dafür sorgen, daß es auch dem ärmern aber talentvollen Bürger möglich werde, das zu werden, wofür ihn die Natur geschaffen hat. Lieber thurgauischer Hausvater, wenn in Deinem Sohne ein Cicero, ein Talleyrand, ein Schiller oder Göthe oder Schönlein verborgen liegt, was hilfts? Sein Talent muß vergraben bleiben, wenn nicht gerade ein Mann vorhanden ist, der Zeit und Lust hat, ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beizubringen. Darum bin ich mit Leib und Seele für eine Kantonsschule, wo auch der unbegüterte Bürger seinen Sohn ohne große Kosten der Wissenschaft zuführen kann. Mag es daher Thoren geben, welche uns vorpredigen: die Kantonsschule ist nur für die Reichen; ich sage nein und abermals nein, sie ist für das Talent."

Gegen den Vorschlag der Katholiken, Klosterschulen einzurichten, wendet er sich mit besonders schlagenden Gründen:

„Man traut zwar kaum seinen Ohren, wenn man im neunzehnten Jahrhundert und in einem paritätischen Staate solche Aeußerungen hört. Sollen also diese Mönche, die einfältig genug waren, sich in die Kutte stecken zu lassen, diese Söhne des Auslandes, die einer allgemeinen Bildung entbehren, die weder Welt noch Menschen kennen, die noch befangen sind vom Aberglauben und Religionshaß vergangener Jahrhunderte — was? diese Leute sollen die passenden Männer sein, um die Söhne unserer katholischen Mitbürger zu erziehen? Sollen diese in Klöstern sich mit den neueren Sprachen, mit der deutschen Literatur, mit dem Geiste des klassischen Alterthums, mit der Geschichte und den Naturwissenschaften bekannt machen; sollen sie bei Mönchen denken, die Menschenwürde auch am Protestanten achten, das Vaterland lieben und republikanische Tugend üben lernen? Antwortet man hierauf mit Ja, so klingt das wie Ironie und bitterer Spott. Wir geben zu, daß es einzelne Ausnahmen geben mag, einen Pater Girard verehren wir

auch im Mönchsgewand, aber hier haben wir es nicht mit Ausnahmen, sondern mit der Regel zu thun."

Es gelang doch erst Dr. Kern im Verein mit den einflußreichsten Liberalen im März 1847, einen Dekretsvorschlag betreffend Gründung einer Kantonsschule im Großen Rathe durchzubringen. Auch er hatte Bornhausers Mitwirkung in Anspruch genommen und ihm geschrieben: „Sie standen schon in den zwanziger Jahren an der Spitze derjenigen Männer, die damals das gleiche Ziel anstrebten, das wir jetzt vor Augen haben, und ich weiß, wie lebhaftes Interesse Sie fortwährend an dieser Frage nehmen. Ich werde im Großen Rathe selbst mit aller Entschiedenheit für die Sache eintreten; es bedarf aber des vereinten Zusammenwirkens Aller, denen an der Zukunft unseres Ländchens gelegen ist, und Ihre Stimme wird ganz besonders guten Anklang finden." Noch einmal setzte dann Bornhauser die Feder an, um die kantonsschulfeindlichen Politiker zu überzeugen, die Katholiken zu überreden, die sparsamen Bürger zu beruhigen und die hartnäckigen Gegner mit schlagfertigem Witze in die Flucht zu treiben. Wenn später gesagt wurde, er habe einer höheren kantonalen Lehranstalt entgegen gearbeitet, so ist dies also mit der Wahrheit völlig im Widerspruch; es konnte aber leicht dieses Mißverständniß aufkommen, weil er eine Zeit lang, besonders unmittelbar nach der Umgestaltung von 1830, mit größerer Entschiedenheit für Errichtung von Sekundarschulen sprach und diesen vor einer Centralanstalt einstweilen den Vortritt einräumen wollte. Seinen Freunden war seine Meinung in dieser Hinsicht völlig klar und bekannt. So ging ihn auch Albrecht als Aktuar des Erziehungsrathes in einem vertraulichen Briefe Namens dieser Behörde darum an, daß er in der Kantonsschulfrage noch einen „Lupf thun" möchte und erinnerte ihn an einen seiner Aussprüche: es sollen gegenwärtig die liberalen Bestrebungen auf zwei Zielpunkte gesammelt und gerichtet werden, eine kantonale Lehranstalt zur Entwicklung der geistigen Kräfte des Volkes, und eine Eisenbahn zur

Förderung des materiellen Wohlstandes, der Industrie und Landwirthschaft. So war es in der That, die Kräfte des Landes waren gebunden, die Produkte der Landwirthschaft hatten keine Abfuhr und sanken in guten Jahren auf unglaublich niedrige Preise herab; die Industrie konnte unter den schwierigen Verkehrsmitteln kaum aufkommen, die jungen Talente der im Ganzen glücklich begabten Bevölkerung fanden keine Wege, um sich ihrer Natur gemäß auszubilden und zu höheren Berufsarten empor zu steigen. Darum waren auch die Klagen über drückende Verhältnisse namentlich im Bauernstande und über Verdienstmangel in den ärmern Klassen allgemein. Wie durch Elementarschulen und Straßen ein erster Schritt zur Hebung des Landes gethan worden, so mußte jetzt durch eiserne Schienenwege und höhere Lehranstalten ein zweiter geschehen, um die geistigen und leiblichen Kräfte des Volkes in erhöhte Thätigkeit zu versetzen und die Summe seiner Güter zu vermehren.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die Verfassungsänderung von 1849. Bornhausers letzte politische Thätigkeit. Das Schwurgericht und das Veto.

Mit hoher Spannung hatte Bornhauser den Gefahren und Verwicklungen der Sonderbundszeit zugesehen, allein zum thätigen Eingreifen in den Gang der Ereignisse ließ er sich nicht mehr bestimmen. Ja, er fürchtete, daß sein Hervortreten die Leidenschaften noch mehr aufregen und der guten Sache Schaden anstatt Nutzen bringen könnte. Doch war er während der entscheidenden Verhandlungen der Tagsatzung über die Frage: was gegen den Sonderbund und die Jesuiten zu thun sei? mit dem thurgauischen Gesandten

Gräflein in Verbindung getreten. Am 5. November 1847 schrieb ihm Gräflein von Bern aus: „Ich verdanke Ihnen bestens Ihre werthvollen Mittheilungen vom 29. vorigen Monats. Mit wahrer Freude habe ich sie entgegen genommen, ich erblicke darin ein neues und schönes Beleg für Ihre patriotische Gesinnung und Ihre unveränderte glühende Begeisterung für die Sache der Freiheit und des Fortschrittes. Gestern Abend sechs Uhr hat die Tagsatzung nach kurzer, aber sehr ernster Berathung mit den bekannten 12²/₂ Stimmen, die fort und fort fest vereint sind, den folgereichen Exekutionsbeschluß gefaßt. Es wird eine Proklamation an die eidgenössische Armee und ein besonderes Manifest an das schweizerische Volk erlassen werden. Beide Aktenstücke, von H. Druey und Dr. Furrer verfaßt, finden Sie unter den Beilagen, indem ich mit Grund voraussetze, daß Sie Werth darauf legen werden, sie zu besitzen. Der Gott der Heerschaaren wache über den eidgenössischen Kriegern, welche für eine so schöne Sache ausziehen, und stehe ihnen im Kampfe bei!"

Als nach achtzehn Tagen der Sonderbund eingeschlossen und entmutigt die Waffen streckte, das Ansehen und die Macht der eidgenössischen Behörden wieder hergestellt war, wurde im Verfassungswerke von 1848 der erschütterte schweizerische Bund auf's Neue aufgerichtet und fester gegründet. Jetzt erst kamen die Gedanken zur Verwirklichung, welche Bornhauser fünfzehn Jahre früher seinem „Schweizerbart und Treuherz" in den Mund gelegt hatte: ein schweizerischer Großer Rath vom Volke gewählt, eine eidgenössische Regierung, ein Bundesgericht, Beschränkung der kantonalen Gewalten, ein schweizerisches Bürgerrecht. Mit stiller Freude sah der zurückgezogene Mann dem Aufbau des geeinigten Vaterlandes zu. Wurde auch seiner in diesem Augenblicke nicht mehr gedacht, es war ihm genug, daß sein Hoffen und Warten, sein Mahnen und Ermuntern nicht vergeblich gewesen. Was er in trüber Zeit den Freunden zugerufen, hatte sich neuerdings bewährt: Mut! im Ganzen siegt das Rechte, Menschenglück und Bildung siegt!

Nachdem die Bundesverfassung von 1848 in's Leben getreten — die erste, welche diesen Namen verdient, denn die frühern waren nur Bundesverträge gewesen, — erwachte auch im Thurgau wieder das Bedürfniß, an dem kantonalen Grundgesetze gewisse Aenderungen vorzunehmen. Der Große Rath, zumeist aus Beamten, reichen Landwirthen und Advokaten bestehend, leitete den Staatswagen nach selbsteigener Weisheit und hatte wenig Fühlung mit dem Volke mehr. Diese wolmögenden Herren wußten, wie der Bauer sich ausdrückte, nicht, woher das Brot komme und wie es dem verschuldeten Manne aus dem Volke zu Mute sei. Die Justizkommission unter Kerns und Gräfleins Leitung übte einen so überwiegenden Einfluß auf die gesetzgebende und verwaltende Behörde aus, daß diese „heilige Dreieinigkeit" immer mehr den Neid und Unmut der übrigen Beamten auf sich zog. Das Volk begehrte Erleichterung der Steuerlasten und wandte sein Vertrauen neuen Männern zu, welche wußten, wo es der Schuh drückte. Seine Führer stellten, um dem Bauernstande einen vermehrten Bodenkredit zu schaffen, das Projekt einer Hypothekenbank auf. Andere verlangten Vereinfachung des Gerichtswesens, Abschaffung der Kreisgerichte und eine neue Ordnung des Notariatswesens, welches in den acht Bezirksschreibereien geführt wurde und nicht überall in beruhigender Ordnung sich befand. Auch gegen die Geistlichen und Lehrer, die in fast unantastbaren lebenslänglichen Aemtern standen, wandte sich der unmutige Souverain und forderte auch für diese Beamtungen periodische Erneuerungswahlen oder ein unbeschränktes Abberufungsrecht zu Handen der Gemeinden. So stimmte denn das Volk im Mai 1849 abermals für Revision des Grundgesetzes durch einen Verfassungsrath und bestellte denselben in ziemlich radikaler Weise, indem es nur einunddreißig der bisherigen Kantonsräthe dazu erwählte und die übrigen Mitglieder aus seinen neuen Vertrauensmännern der verschiedenen Parteischattirungen nahm. Als demokratische Führer wurden Burkhardt von Bürglen, Böhi und Pfarrer Bion von Schönholzersweilen, Bischof von Weinfelden

und Reiffer von Bisegg angesehen, welche sich zur Aufgabe stellten, Einrichtungen nach dem Herzen des Volkes, einfach, praktisch und sparsam, zu schaffen. Eine mehr konservative Haltung nahmen die Juristen Dr. Kern, Kappeler, Meßmer, Labhardt und Sulzberger an, während Bornhauser mit einigen Freunden aus der dreißiger Periode zwischen beiden Parteien in der Mitte stand. Bornhauser war von vier Kreisen in den Rath gewählt worden, unter anderm von Romanshorn, dessen Mandat er den Vorzug gab. Am 14. Juni wurde er mit 64 von 98 Stimmen zum Präsidenten erwählt, während Dr. Kern ihm als Vizepräsident zur Seite trat. Die Hoffnung, zwischen den Parteien eine glückliche Vermittlung zu bewirken und der Sache des Volkes mit erfahrnem Rathe zu dienen, hatte ihn bestimmt, den beschwerlichen Vorsitz anzunehmen.

Er dankte dem Rathe nicht ohne Rührung für das geschenkte Vertrauen, erinnerte an seine Zurückgezogenheit während der letzten zwölf Jahre, erklärte, daß er sich ungern davon losgerissen, daß aber die Worte: Freiheit und Vaterland ihn erweckt hätten, um seinen Anfängen getreu wieder auf dem Platze zu erscheinen und den Willen des Volkes ausführen zu helfen. „Wolan, wir wollen thun, was uns die Pflicht gebeut. Wir wollen die Wünsche des Volkes entgegen nehmen, denselben unsere volle Aufmerksamkeit schenken und unser Werk mit weiser Umsicht und Treue schaffen. Wir wollen mit uneigennützigem und redlichem Sinn des Landes Wohlfahrt suchen und nicht unsern eigenen Nutzen unter dem Aushängeschild der Freiheit."

Es gab in diesem Rathe eine junge Schule, die sich nicht viel aus Bornhauser machte; sein Pathos brachte sie zum Lachen, seine Erinnerungen an eine frühere Zeit schienen ihnen nicht zeitgemäß und seine Vorschläge unpraktisch. Einer dieser Spötter flocht in sein Votum über eine neue Gerichtsorganisation den Satz ein: „Ich trage keine verharschten Wunden an meinem Leibe herum", eine Anspielung auf die Aeußerung des Präsidenten in seinem Eröffnungs-

worte, daß ihm in den Jahren der Zurückgezogenheit manche Wunde vernarbt sei. Bornhauser fühlte sich denn in der neuen Versammlung, von parlamentarisch gewandten Juristen und Kindern einer neuen Zeit umgeben, nicht recht heimisch und zu Haus; ja im Vertrauen äußerte er gegen einen Freund, er wollte lieber, daß ihm sonst etwas Dummes begegnet wäre, als noch einmal Präsident des Verfassungsrathes zu sein. Nicht so das Volk, es war froh, seinen alten Freund wieder an der Spitze seiner Vertrauensmänner zu sehen, es sah in ihm eine Bürgschaft, daß nicht der Eigennutz und die Spekulation der „Herren", sondern der gute Wille und die Begeisterung für des Landes Frommen die Oberhand gewinnen werden. Ein Mann vom Lande, welcher der Eröffnung des Rathes zugesehen, berichtet darüber folgendermaßen:

„Der alte Präsident Müller sprach recht gut, er will dem Volke lassen, was des Volkes ist. Es kam dann ein Anderer auf den Präsidentenstuhl. Darf ich meinen Augen trauen? Du bist's, alter, braver, wackerer Bornhauser, Du, der mit der Zauberstimme Deines treuen Herzens einst Dein Volk um den Finger wickeln konnte, Du, der zuerst den Mut hatte, es an die Morgenröthe der Freiheit zu mahnen, die auch ihm aufgegangen? Verkannt, verstimmt, krank an Geist und Körper hattest Du Abschied von uns genommen auf lange, lange. Der Thurgauer hatte Dich nicht vergessen; daß auch Du seiner noch denkest, hast Du bewiesen durch die That, da es an der Zeit war. Ich hätte Dir die schwielige Hand reichen und im Namen aller Bürger auf's Neue mit Dir den Volksbund beschwören mögen. Und da er sprach, da sie heraufdrang aus dem Innersten der bewegten Brust die Stimme der Wahrheit, der Freiheit, da konnte ich mich mit Thränen der Ueberzeugung freuen: er ist der alte treue Freund seines Volkes geblieben."

Es waren namentlich zwei bedeutsame Punkte, an welcher die Debatte des Verfassungsrathes sich länger aufhielt und heftiger wogte: die Gerichtsorganisation und das Veto. Bornhauser griff bei beiden mit seiner alten Energie und Tapferkeit in die

Diskussion ein. Er beantragte die Einführung des Schwurgerichtes an der Stelle einer ständigen Kriminaljustiz und erklärte ein solches mitten aus dem Volke immer neu hervorgehendes Gericht als eine höchst werthvolle Sicherung der Freiheit des Bürgers und des materiellen Rechtes. Als Beispiel, wie er sein Ideal bei'm Verfassungsrathe einführte, möge hier eine Stelle aus dem Eingang seiner Rede Platz finden:

„Die Vertheidiger des Schwurgerichtes befinden sich allerdings in einer ungünstigen Lage, weil sie die Aufgabe übernommen haben, einem Institute das Wort zu reden, das bei uns ganz neu, oder was hier auf Eins herauskommt, das im Thurgau so unbekannt geworden ist, daß sogar der Begriff verschwand. Denn eigentlich ist das Geschwornengericht sehr alt, unsere Väter kannten es vor tausend Jahren sehr wol. Wurde damals ein Verbrechen begangen, so kam der Reichsvogt in den Gau, rief die zwölf Schöffen zusammen und hielt unter freiem Himmel innert den Schranken, die nur durch Ausspannung eines Seiles hergestellt wurden, öffentliches Gericht vor allem Volke. In dem Grade, als die alte deutsche Freiheit verschwand, schwand auch die schöne Einrichtung vor dem Einflusse des römischen und kanonischen Rechtes. Man führte das geheime inquisitorische Verfahren ein, das zum Geiste der Knechtschaft besser paßte. Zum Glücke hatten die Angelsachsen diese Einrichtung nach England gebracht und das praktische Volk der Britten hielt an ihr fest, bis die Zeit der neuauflebenden Freiheit kam und die gebildeten Völker Europas und Amerikas diesen köstlichen Schatz aus den Händen Albions wieder zu empfangen wünschten. Im Jahre 1831 wagte ich noch nicht, dieses Institut vorzuschlagen, weil Männer, deren Urtheil ich in diesen Dingen mehr zutraute als meinem eigenen, mir versicherten, das thurgauische Volk sei für die Sache nicht reif. Nun ist es achtzehn Jahre später, Genf, Waadt, Bern und der Bund sind vorangegangen, wir dürfen nun getrost das Schwurgericht auch im Thurgau vorschlagen. Ja, ich will es nicht bergen: Die Hoffnung, unserem Volke diese schöne

Einrichtung zu erringen, war einer der Hauptgründe, die mich bewogen, aus meinem Stillleben heraus und wieder auf den politischen Kampfplatz zu treten."

Bornhauser hatte mit seinem Antrage die gewaltige und wuchtig dreinschlagende Kraft des juristisch gebildeten Oberst Labhardt (nachmals Regierungsrath) zu bekämpfen, der einen selbständigen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung in einem wol durchdachten Votum vortrug. Sie schlugen sich etliche Tage mit scharfen Worten herum, die Vorträge von Labhardt und Bornhauser wurden von der „Thurgauer Zeitung" in ihrem ganzen Wortlaut gebracht, dann erfolgte die Abstimmung, welche ergab, daß die Errichtung eines Schwurgerichtes in der neuen Verfassung Aufnahme fand und ein ständiges Kriminalgericht nicht mehr aufgestellt wurde. Was man auch gegen die Trefffähigkeit der Geschwornen als Richter geltend machen mag, der Thurgau ist bei diesem Institute gut gefahren; es ist Vertrauen in seine Unparteilichkeit im Volke verbreitet; das öffentliche Verfahren und die große Kompetenz des Gerichtes haben es mit heilsamem Schrecken umkleidet und es ist jedenfalls theilweise diesen Einflüssen zuzuschreiben, daß die Zahl der Verbrechen sich bedeutend verminderte.

Als die Einführung des Vetos zur Verhandlung kam, wollte die Gruppe der Demokraten es auch auf Dekrete und Regierungsverordnungen ausgedehnt wissen. Bornhauser sprach sich nicht gegen (wie ein Bearbeiter dieser Zeit berichtet), sondern für das Veto aus. Er erklärte es als einen Ausfluß der Volkssouverainetät, welche man schon 1831 aufgestellt hatte, und hielt dafür, daß das Volk nicht mehr unfähig sei, es mit Verstand und Einsicht zu handhaben, aber er wollte es nur auf Gesetze ausdehnen und die Administration davon unabhängig lassen, in welchem Sinne es dann auch wirklich zur Annahme gelangt und den neuerworbenen Volksrechten einverleibt worden ist. Auch diese Neuerung war von großer Tragweite. Sie schien zwar dem raschen Fortschritte bisweilen hemmend entgegen zu treten, allein bleibend verhindern.

konnte sie ein zeitgemäßes Werk nicht. Auch wurde das Veto eine politische Schule, in welcher das Volk zu höherer Einsicht, Reife und Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten empor wuchs. Diejenigen Klassen und Stände, welche im Großen Rathe zu schwach oder gar nicht vertreten waren, wurden befähigt, ihr Gewicht ebenfalls in die Wagschaale gesetzgeberischer Entscheidungen zu werfen, und das war billig.

Von weitern Aenderungen der Verfassung, welche in dieses Jahr fallen, ist zu erwähnen, daß die Kreisgerichte abgeschafft, die Bezirksschreibereien aufgehoben und Kreisnotariate eingerichtet wurden, daß der Kleine Rath eine stärkere Stellung erhielt und den Titel Regierungsrath annahm, daß Bezirksräthe als aufsichtführende Mittelbehörden zwischen die Gemeinden und die oberste Verwaltungsbehörde traten, daß zum ersten Mal volle Glaubens- und Gewissensfreiheit mit freier Religionsübung innert den Schranken der Sittlichkeit und der Staatsgesetze in der Verfassung Aufnahme fand. Zur Erleichterung der materiellen Lasten, eine stets wiederkehrende und schwer zu erfüllende Forderung bei allen Verfassungsänderungen, wurden die Handänderungsgebühren auf die Hälfte herabgesetzt und die Errichtung einer kantonalen Hypothekenbank in nahe Aussicht genommen.

Das vollendete Werk wurde am 3. Dezember mit zwei Drittheilen der abgegebenen Stimmen angenommen und der Kanton trat in eine neue Periode seines politischen Lebens ein. Die materielle und die geistige Entwicklung nahmen einen rascheren Gang, neue Männer gingen von Zeit zu Zeit aus einem Vetosturme hervor und stellten dem alten, etwas vornehmen Liberalismus die unmittelbare Volksherrschaft entgegen. Die Presse wurde einflußreicher, höhere Unterrichtsanstalten, eine Kantonsschule mit einem Kranze von dreiundzwanzig Sekundarschulen traten in's Leben, vermehrter Volksunterricht, Eisenbahnen und Industrie brachten in kurzer Zeit neue Verhältnisse und Bildungszustände hervor.

Zum dritten Male zog sich Bornhauser in sein geistliches Amt

Google

und seine Studirstube zurück, um den politischen Kampfplatz fortan nicht mehr zu betreten. Er ist bis jetzt der Einzige gewesen, der zwei kantonale Verfassungen als Präsident unterschrieb; war auch die zweite nicht mehr sein Werk, wie man es von der ersten sagen konnte, so ist doch etwas von seinem geraden, freien und zugleich milden Geiste in sie übergegangen.

Die „heilige Dreieinigkeit", d. h. die Justizkommission, auf deren Sturz die Verfassungsänderung von 1849 nicht undeutlich hingearbeitet, ging auseinander Oberrichter Gräflein war unter den Arbeiten der Verfassungskommission, worin er als eines der thätigsten Mitglieder saß, vom Schlage gerührt worden und hatte bald darauf in den besten Mannesjahren seine Tage beschlossen; Streng verblieb zwar noch eine Zeit lang im Regierungsrathe, ward jedoch alleinstehend seines Ansehens und Einflusses verlustig und mußte zehn Jahre später wegen Kränklichkeit den Staatsdienst aufgeben. Dr. Kern trat in eidgenössische Beamtungen über, wurde Mitglied und Präsident des schweizerischen Schulrathes und vertauschte endlich bei Gelegenheit des Konfliktes der Schweiz mit dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wegen der Souverainetät über Neuenburg seine bisherige Laufbahn mit dem Posten eines schweizerischen Gesandten in Paris, auf welchem er seither ohne Unterbrechung als ein thätiger und treuer Wächter der Interessen seines Vaterlandes geblieben ist.

Im Thurgau vereinigte der gewandte Jurist Ed. Häberlin von Bisegg, Sohn des früher genannten, bald alles politische Ansehen in sich, welches die „Dreieinigkeit" genossen, indem er als Staatsanwalt auf das Gerichtswesen, als Präsident des Erziehungsrathes auf die Schule und den Stand der Volksschullehrer, endlich als Führer des Großen Rathes auf die Gesetzgebung und Verwaltung einen maßgebenden Einfluß übte. Lange kämpfte Oberst Labhardt als Privatmann und später vom Regierungsrathe aus vergeblich gegen Häberlins Alleinherrschaft an, bis er unter Fr. Anderwerts Beistand dem Gegner, der sich in der thurgauischen

Eisenbahnpolitik verwickelt hatte, den Sturz bereitete und ihn als Nordostbahndirektor nach Zürich in's Exil gehen ließ.

So lange Bornhauser noch lebte — es waren ihm nur noch wenige Jahre beschieden — nahm er eine neutrale Haltung ein und sah mit etwas ironischem Lächeln dem Gange der politischen Dinge zu. Er stand nun thatsächlich auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei. Nur gelegentlich ließ er sich noch zu einem öffentlichen Worte an das thurgauische Volk herbei; seine Thätigkeit war zunächst seiner Gemeinde, dann wissenschaftlichen, insbesondere geschichtlichen Studien, und endlich der Trösterin in trüben Zeiten, der immer jungen und hoffnungsreichen Dichtkunst, zugewandt.

Vierter Theil.

Lebensabend.

Wie Gras auf dem Felde sind die Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher.
Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt er nicht, schüttelt die Flügel vom Staub
Und kehret zur Sonne zurück.

Erster Abschnitt.

Rückblicke. Familienleben und Freundeskreis. Pastorales. Abschied von Arbon.

(1849—1852.)

Frühe waren weiße Flocken auf Bornhausers Scheitel gefallen. Hatte sich auch seine Gesundheit wieder einigermaßen befestigt, schien er zu Zeiten ganz die Frische und Freudigkeit vergangener Tage

Digitized by Google

wieder gewonnen zu haben, so machte er sich doch kein Hehl daraus, daß in jenen Gichtanfällen und andauernden rheumatischen Leiden, welche bald nach seiner glänzendsten Lebensperiode über ihn kamen, seine Kraft gebrochen und ein zeitiger Feierabend ihm bereitet sei. Bisweilen überkam ihn deshalb eine elegische Stimmung; es schmerzte ihn, daß er im mittlern Alter des Lebens stehend mehr dem Greise als dem Manne verwandt sein sollte; wie sein Geist mannhaft und stark blieb in jeglicher Prüfung und Ungemach, so hätte er wohl gewünscht, daß auch des Leibes Stärke und Gesundheit bis in die höheren Jahre ihm treu geblieben wäre. Die ersten grauen Haare auf seinem Scheitel gaben ihm schon im jugendlichen Alter Veranlaßung zu einem kleinen Gedichte, worin er wie in düsterer Ahnung seine Gattin fragt:

Weht von meinem Grab die weiße Flocke?
Ist des Lebens Winter nicht mehr weit?
Hat mit dieser Unglückslocke
Mich der Tod dem Grab geweiht?

Und als von dem früh entschlafenen Freunde Heinrich Nüscheler im Jahre 1850 ein biographisches Lebensbild erschien, schrieb Bornhauser an Mörikofer: „Auch mich freute es sehr, daß Fäsi unserm Nüscheler ein kleines Denkmal setzte und ich stellte ihm die fünfundfünfzig Briefe, die ich von demselben noch bei Handen hatte, gerne zur Verfügung. So mancher unserer Jugendfreunde schläft unter dem kühlen Rasen. Wir — wir stehen wie alte verwitterte Bäume unter einem jüngern Geschlecht, und wenn wir von den Jahren unserer Kraft erzählen, so klingt es wie eine halbverwehte Sage. Doch was schreibe ich da? Wir, hätte aber sagen sollen: Ich. Ich bin der Greis, Du bist der immergrüne Jüngling, der eben, um mit dem Psalmdichter zu reden, hervorgeht wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg. Je nun, Gott segne Dich fernerhin!“ Es war ein wenig buchstäblich gemeint, weil Mörikofer kurz zuvor seine

zweite Verlobung und seine Wahl auf die Pfarrei Gottlieben angezeigt hatte.

Unter der angestrengten Geistesarbeit, welche sich Bornhauser trotz wiederkehrender Körperleiden auferlegte, unter dem rastlosen Streben seiner Feuerseele, die ohne Ermatten den Idealen seiner Jugend nachflog, unter dem Einflusse eines ihm wenig zuträglichen Klimas, das er doch nicht verlassen mochte, neigte sich allerdings der Stern seines Lebens nur allzu frühe seinem Niedergang.

Man würde indeß irren, wollte man sich Bornhauser in den fünfziger Jahren seines Lebens, bei denen wir jetzt angekommen sind, als einen grämlichen oder trockenen und hypochondrischen alten Herrn vorstellen, der sich ängstlich vor Zugluft zu schützen bemüht ist und einen guten Theil des Tages nur noch an seine Gesundheit denkt. Eine unendliche Milde, Freundlichkeit und Heiterkeit spiegelte sich fast fortwährend auf seinem Angesichte ab, seine Rede war lebendig und kraftvoll wie vormals, sein Interesse war allem Menschlichen zugewandt, sein Auge leuchtete noch von Mut und Begeisterung für die höchsten Lebensgüter, und in den Stunden fröhlicher Geselligkeit ging sein Mund von Worten sprudelnden Humors und Witzes über.

Ebenso ruhten Frieden und Heiterkeit auf seinem Familienleben. Seine Ehe war zwar mit dem Sonnenschein einer glücklichen und beglückenden Kinderschaar nicht gesegnet, sondern kinderlos, allein die alternden Gatten hatten eine kleine Nichte in ihr Haus aufgenommen und in elterlicher Liebe sie später an Kindes Statt gesetzt. Emma Rot umspielte den Dichter in Haus und Garten, begleitete ihn gerne auf seinen Spaziergängen und brachte durch ihre kindliche Heiterkeit und Natürlichkeit ihm die frohe Stimmung des Frühlings zurück, wenn diese vor den Stürmen und Fröften des Alters etwa entfliehen wollte. Wir sehen ihn als Greis mit dem blühenden Kinde durch die Fluren von Arbon schreiten, wenn er im Eingang zum „Rudolf von Werdenberg" sagt:

Digitized by Google

Trag, Emma, die Harfe, geh' aber gemach,
Mein Stab, ach, muß mich stützen,
Bis daß ich unter dem laubigen Dach
Des Baumes am Hügel mag sitzen.
Einst hatt' ich der Gemse geflügelten Lauf,
Ich stieg zu den Gletschern und Felsen hinauf,
Nun wank' ich so schwach durch die Matten,
Bin blos noch mein eigener Schatten.

Unter den Freunden, mit welchen Bornhauser in diesen Jahren nähere Beziehungen unterhielt, steht wiederum Mörikofer voran. Ihm pflegte er jedes seiner vollendeten Werke zu schicken, die leitenden Gedanken desselben anzudeuten und das Urtheil des kundigen Gelehrten und Kritikers einzuholen, womit dieser denn auch keineswegs zurückhielt. Einen ununterbrochenen Briefwechsel führte er mit seinem geliebten Lehrer Joh. Kaspar Orelli. Als Präsident des evangelischen Kirchenrathes hatte Bornhauser Veranlaßung, von Zeit zu Zeit über die thurgauischen Studirenden in Zürich Erkundigungen einzuziehen, zumal diejenigen, welche als angehende Beflissene der Theologie Stipendien bezogen. Die Charakteristiken, welche Orelli als Rektor des Gymnasiums und Professor an der Hochschule einschickte, sind nach Form und Inhalt merkwürdig, eignen sich jedoch nicht zur weiteren Verwerthung. Dagegen läßt er immer einen Anhang über seine persönlichen Verhältnisse, die Zürcher Hochschule und das politische Leben seines Kantons folgen, in welchem Scherz und Ernst in harmlosester Weise gemischt sind. So schreibt er einige Jahre nachdem Strauß berufen worden und ein Aufstand gegen die Regierung entstanden war:

Was mich betrifft, so bin ich gesund, rüstig, innerlich halb heiter. Durch die Expulsion (Ausfallen) aus dem Erziehungsrathe habe ich einige Stunden wöchentlich gewonnen, arbeite an Plato und Cicero und — incredibile dictu — an Lavater (Auswahl; als Klassiker neben Gellert und Pfeffel, Rabener und Geßner, die neulichst erschienen sind, präsentirt er sich noch besser, denn er ist geistreich und originell, auch in Abirrungen).

Oft auch bin ich düster, wegen der mir früher unglaublichen Dummheit unsers Zürcher Volkes. Es tagt allmälig wieder, aber namentlich blos wieder durch den Druck der materiellen Interessen.

Rücksichtlich Ihrer selbst möchte ich Sie gleichsam beschwören, künftigen Frühling die Kaltwasserkur in Dr. Sulzers Hause durchzumachen; sie hat schon manchen geholfen, andern freilich auch nichts.

„Braun waren Pharaos Kühe, vielleicht auch anderer Farbe."

Ich lebe im Ganzen ruhig, unbetheiligt, unangegriffen, thätig so fort, so lange es geht. Kommen Sie zur Wasserkur, so steigen Sie bei mir ab: ich habe ein gutes Logis für liebe Freunde.

Stets Ihr alter

Joh. Kaspar Orelli.

Dr. Titus Tobler, der Jerusalemreisende, lebte in Horn und pflegte hie und da bei Bornhauser vorzusprechen, um seine Reiseerlebnisse mitzutheilen und seine ausgearbeiteten Berichte vorzulegen. Doch waren es mehr Beweise der Achtung, die der Gelehrte als „Pfarrkind" seinem Seelsorger zollte, als daß ein engeres Band der Freundschaft die beiden sehr verschieden gearteten Männer verbunden hätte.

Aehnlich, doch wärmer, gestaltete sich das Verhältniß zu Pupikofer, der unterdessen zum Dekan vorgerückt war und durch seine geschichtlichen wie gemeinnützigen Arbeiten in weiteren Kreisen ehrend anerkannt wurde. Es blieb bei gelegentlichem Wiedersehen in Versammlungen und Sitzungen, bei gegenseitigen Mittheilungen über geschichtliche Dinge, in welchen öfters der Gelehrte mit seinen Kenntnissen dem Dichter zu Hülfe kam. Mit dem politischen Freunde Regierungsrath Keller blieb Bornhauser namentlich durch die Sitzungen des Kirchenrathes in Verbindung, worin beide eine Reihe von Jahren neben einander saßen und gerne die Gelegenheit benutzten, um die Fragen des Tages vom Standpunkte des alten Liberalismus aus mit einander zu erörtern und sich gemeinsam mit der neueren Zeit, die nicht mehr ganz ihres Geistes war, zu verständigen.

Digitized by Google

Auch mit dem damaligen geistigen Haupte der katholischen Landeskirche, dem Dekan Meily in Tobel, war Bornhauser in freundliche Beziehung getreten, und ermunterte denselben unter anderm, die Schriften seines Glaubensgenossen Pater Girard zu lesen, die er ihm selbst aus seiner Bibliothek zukommen ließ.

Als neue Freunde sind der Dichter und Schriftsteller von Bülow auf Schloß Oettlishausen und Dr. E. Haffter in Weinfelden zu nennen. Ersterer besuchte Bornhauser manchmal in Arbon, besprach mit ihm die Literaturzustände der Schweiz und Deutschlands, weissagte ihm ein nahes Aufblühen schweizerischer Dichtung und gab selbst eine Sammlung alemannischer Gedichte heraus, worin das „Wörtli frei" und der „Milchma" von Bornhauser (das erste in etwas veränderter, aber nicht verbesserter Gestalt) vorkommen. Dr. Haffter, der Sängervater und liebreiche Beförderer aller idealen Interessen im Thurgau, war namentlich durch die gemeinsame Freundin Musica in nähere Beziehung zu Bornhauser gekommen. Mehrere Gedichte, wie das Bettagslied (die Sabbatglocken hallen), ließ Haffter durch Franz Abt komponiren und freute sich herzlich, wenn er die geistigen Erzeugnisse des Vaterlandes mit seinen Sängern zur Aufführung bringen konnte. Er ist später auch des Dichters Gesundheitsrath und Tröster in schweren Leiden geworden.

Mit dem geistesfrischen und gemütvollen Dekan Frei in Trogen dauerte der freundschaftliche Briefwechsel von der Mitte der zwanziger Jahre bis in die letzten Tage des Freundes fort, der kurz vor Bornhauser sein reiches, thätiges Leben beschloß. Als die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sich im Jahre 1852 in Trogen versammeln sollte und Dekan Frei mit dem Jahrespräsidium beauftragt war, begehrte Bornhauser wegen vorgerückten Alters und körperlicher Leiden die Entlassung aus der Gesellschaft. Da schrieb ihm Frei zurück: „Mit großer Freude erblickte ich wieder einmal die Züge Ihrer mir stets so willkommenen Handschrift. Der Inhalt Ihres Briefes war nur zu sehr geeignet, diese Freude gewaltig

zu dämpfen. Wie, Sie muten mir zu, ich soll unserer schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft Ihren Austritt anzeigen? Ernstlich bedacht, ihren Kreis durch tüchtige Mitglieder zu erweitern, soll eben ich in der Liste derselben einen mir so besonders werthen Namen auslöschen! Nein, so unbarmherzig sind Sie nicht, das zu fordern. Im folgenden Jahre wird sich die Gesellschaft in Basel oder Genf versammeln, sollte es nicht frühe genug sein, wenn Sie dann einen Ihnen vielleicht ferner stehenden Präsidenten mit dem Absagebrief heimsuchen? Verfügen Sie über meine Bitte!" — Bornhauser verschob seinen Austritt, doch zog er sich seinem Entschlusse gemäß aus mehreren Vereinen zurück, weil das Reisen ihm allzu beschwerlich geworden war und er die freien Tage und Stunden am liebsten den Musen widmete.

In seiner Gemeinde, wo er nun bereits zwanzig Jahre gewirkt und gelebt hatte, war Bornhauser allmälig wie ein Vater geworden. Zwar tadelte er viel und freimütig genug, nannte bisweilen Arbon ein zweites Abdera, feierte es auch als solches in einem launigen Gedichte: „Die Nachtigall von Abdera", welche vom Stadtmagistrat um theuern Preis eingekauft war und sich als ein gewöhnlicher Spatz entpuppte; zwar sagte er seinen Pfarrkindern bisweilen in Stunden ernster Entrüstung bittere Dinge, klagte auch über das vernachläßigte Straßenpflaster, das ihm den weiten Weg zur Kirche oft sauer machte, äußerte sich halb ernst, halb scherzend, es sei vom allzu reichlichen Gebrauch des Landesgetränkes zu viel Most in den Köpfen, allein bei alledem war ihm seine Gemeinde doch an's Herz gewachsen und sein Antlitz strahlte Liebe, Freude und Frieden, wenn er auf die Kanzel trat.

Als Beispiel seiner eigenthümlichen Predigtweise will ich eine Stelle aus einer seiner Konfirmationsreden hier folgen lassen, welche ungefähr in die Mitte seiner Arboner Wirksamkeit fällt. Nachdem er über den Text Matthäus 22, 1—11 (das Hochzeitmahl des Königs) zu der Gemeinde gesprochen, wandte er sich an die Konfirmanden mit den Worten:

Theure Konfirmanden!

Ihr seid berufen, Anhänger und Verehrer des Heilandes zu sein, dessen Opfertod für die Menschheit wir in diesen Tagen feierlich begehen. Denn ihr seid die Söhne und Töchter christlicher Eltern, die in der Religion Jesu ihre Stütze und ihren Trost fanden und die auch euch diese Stütze und diesen Trost mitgeben möchten auf des Lebens Weg. Sie ließen daher schon an euerm frühesten Lebensmorgen euch durch die Taufe aufnehmen in den Bund des Christenthums und gelobten dabei, daß ihr eine fromme, christliche Erziehung empfangen und nicht blos für die Erde, sondern auch für den Himmel gebildet werden sollet. Sie haben ihr Versprechen erfüllt; zu Hause, in Schule und Kirche wurdet ihr zur Religion und durch sie zum Rechtthun, zur Tugend hingeleitet. Ich selber erhielt noch den Auftrag, die letzte Hand an euere Jugendbildung zu legen und euch die religiöse Weihe zu ertheilen, welche das ganze Wesen des Christen verklären soll. Wolan! Was Eltern und Lehrer thun konnten, ist geschehen, unser Werk ist zu Ende, aber das Euere beginnt. An den Scheideweg des Lebens führ' ich euch in dieser Stunde. Ihr kennet den Weg, der zur kurzen sündlichen Lust, aber auch zur späten Reue, zum schweren Todbette führt; ihr wisset aber auch den Pfad, der zur augenblicklichen Selbstverleugnung, zum guten Kampfe, aber auch zum ehrenvollen Alter und zu der Freude des himmlischen Abendmahles leitet. Wählet! Unser Glaube verlangt keinen Zwang, unser Heiland will keine Jünger, die nur das „Herr, Herr" auf den Lippen tragen, im Herzen aber ferne sind von ihm und seinem Geiste und seinem Wege. Wählet! Ihr seid mündig, wählet zwischen Gott und der Welt, zwischen Frömmigkeit und Unglauben, zwischen Gottesgehorsam und Fleischeslust, zwischen der Tugend und dem Laster. Aber vergesset nicht, daß von euerer Wahl das Glück eueres Lebens, die Ruhe eueres Herzens, die Seligkeit euerer Seele abhängt. Doch was sage ich? Ihr habt ja schon gewählt, ihr habt mich ja ersucht, euch zum Genusse des heiligen Abendmahles vorzubereiten. Und die gegenwärtige Stunde soll dazu dienen, die Wahl öffentlich zu bestätigen, die euer Herz bereits im Stillen getroffen hat. Vor dem Angesichte des Vaters im Himmel, der die Herzen prüft, lege ich euerer Beantwortung drei Fragen vor:

1) Wollet ihr aufgenommen sein in die christliche Gemeinde und in die Gemeinschaft mit ihrem Herrn und Haupte im Himmel?

2) Glaubet ihr an Gott, an Jesum Christum und an das ewige Leben, zu welchem alle Menschen berufen sind?
3) Wollet ihr die Gebote euers Heilandes halten und treu die Pflichten erfüllen, welche der christliche Glaube euch auferlegt gegen Gott, gegen eure Nebenmenschen und gegen euch selbst?

Kommet und reichet mir die Hand zur Bekräftigung des heiligen Gelübdes!

Zum Schlusse ermahnte er sie, das hochzeitliche Kleid, das sie mit dem Glauben anziehen, im Leben zu bewahren.

Fasset gute und redliche Entschlüsse! Seid fromm in allen Tagen eurer Pilgrimschaft, weder schwärmerisch noch weltlich gesinnt, gerecht und billig, wahrhaft und treu! Strebet nach Veredlung eurer selbst, nach den besten Gaben, nach einer vollkommenen Gerechtigkeit! Bleibt der Lohn auch aus, scheint ihr umsonst zu dienen, verzaget nicht, solchen wird es zuletzt wohl gehen!

* * *

Der Gedanke an eine Trennung von Arbon und der lieblichen Landschaft am See, mit welcher seine Seele durch tausend Fäden verbunden war, tauchte im Jahre 1851, nachdem er ihn mehrmals zurückgedrängt, mit größter Entschiedenheit in Bornhauser auf. Seine Gesundheit bedurfte der Schonung, die rauhen Winde des See's und die starken Nebel im Winter waren ihm unzuträglich, die heranwachsende Gemeinde nahm seine Kräfte mehr als früher in Anspruch, ein kleinerer Wirkungskreis versprach ihm die Möglichkeit, länger im Amte des Seelsorgers thätig zu sein, und dazu kam bisweilen eine Regung des Mißmuthes und der Traurigkeit, darin es ihm schien, als ob all' sein Wirken vergeblich wäre und die Samenkörner seiner Predigt und Lehre allzumal unter die Dornen oder auf steiniges Erdreich fielen, Stimmungen, welche keinem Prediger des Evangeliums ganz fremd sein dürfen. So entschloß sich Bornhauser, ehe noch die Tage des höheren Alters kämen, sein Zelt abzubrechen und an einem andern Orte wieder aufzurichten. Die Gemeinde Müllheim im mittlern Thurgau, in der Mitte zwischen

den wetteifernden Hauptorten Frauenfeld und Weinfelden gelegen, berief ihn im Mittsommer des genannten Jahres an ihre Pfarrstelle, welchem Rufe er nach einigem Bedenken zu folgen versprach. Daß auch die Heimatliebe, die in gefühlvollen Naturen mit dem Alter wie auf's Neue erwacht, an diesem Entschlusse Theil hatte, ist nicht zu bezweifeln. Mörikofer hatte den Freund bald nach der Wahl (Juli 1851) in seiner Nähe willkommen geheißen, worauf Bornhauser ihm schrieb:

Für Deinen wohlwollenden Willkomm! meinen herzlichen Dank! Es ist nicht blos die Rücksicht auf meine geschwächte Gesundheit, was mich bewog, meine Gemeinde zu verlassen, es kam namentlich auch das Bedürfniß hinzu, meinen Freunden wieder näher zu sein, um etwa in einer traulichen Stunde den arbeitmüden Geist laben und verjüngen zu können. Alte Freundschaft, alter Wein, paßt für uns immer besser, in dem Grade, als wir selbst an Jahren zunehmen. Je näher also mein künftiger Wohnort und Wirkungskreis der Stätte ist, wo mein alter Freund Mörikofer lebt, desto werthvoller wird er mir sein. Und also grüßt Dich mit alter Freundschaft Dein alter

Bornhauser.

Der Abschied von Arbon wurde dennoch viel schwerer, als man sich gedacht hatte. Mit Ausnahme einiger Gemeindematadoren, welche schnellstens mit einem Geistlichen nach ihrem Sinne in Unterhandlung traten und ihn, trotzdem er im Thurgau nicht wählbar war, zu importiren strebten, zeigte die Bevölkerung eine ungeheuchelte Liebe und Theilnahme, welche der Oberthurgauer in gewöhnlichen Zeiten unter rauheren Formen verbirgt. Bornhauser ließ die Erlebnisse von zwanzig Jahren, die er hier zugebracht, an seinem Geiste vorübergehen, oft fühlte er sich zur Wehmut gestimmt, oft wollte ein bitterer Zug die Oberhand gewinnen. Es kränkte ihn, daß man seinen Rath in Bezug auf die Wahl eines Nachfolgers nicht annehmen wollte; an der Spitze des Kirchenrathes verweigerte er dem Erstgewählten die Bestätigung, wofern derselbe nicht das Examen im Thurgau ablege, wozu er sich nicht verstand. Dies

brachte jene Partei, welche sich schon früher von ihm abgewandt hatte, noch mehr gegen ihn auf; sie beschuldigte den Kirchenrath der Parteilichkeit und Herrschsucht. Unter peinlichen Vorgängen kam die Zeit heran, wo Bornhauser Abschied nehmen und seinen neuen Wirkungskreis antreten sollte, und noch immer war sein Nachfolger nicht bestimmt. Am 2. November 1851 hielt er in der Kirche zu Arbon seine Abschiedspredigt. Die Gefühle der Wehmut, der Liebe, des Dankes, aber auch des Unwillens und der Kränkung über erfahrene Angriffe wogten in ihm auf und nieder und schienen sich den Vorrang streitig zu machen. Bleich und tief gerührt betrat er die Kanzel, von welcher er nahezu einundzwanzig Jahre hindurch das Evangelium verkündigt, belehrt, ermahnt, getröstet und gestraft hatte, um seiner Gemeinde, seiner zweiten Heimat, Lebewohl zu sagen. Er sprach über Matthäus 26, 18: „Meine Zeit ist nahe." Es waren Worte strenger Prüfung, worin er sein und seiner Gemeinde Zusammenleben während einundzwanzig Jahren in's Licht stellte und äußerte, daß sie zwar manchen Fortschritt mit einander gemacht hätten, daß aber das geistige und zumal das religiöse Leben noch viel reichere und bessere Früchte hätte bringen sollen; Worte des Dankes, worin er die Güte und Treue seines Gottes pries und der Beweise von Liebe und Dankbarkeit von Seite der Gemeinde freundlich gedachte; Worte des segnenden Wunsches endlich, worin er Alle dem Schutze und der Gnade des himmlischen Vaters empfahl. „Segne Alle, die liebend heute mein letztes Wort vernahmen, segne und erquicke auch Diejenigen, welche von diesem Gottesdienste fern bleiben mußten! Walte väterlich über dieser theuren Christengemeinde, walte ewig milde und barmherzig über Arbons schöner, herrlicher Flur! Amen! Himmlischer Vater, Amen! Im Namen Jesu Christi, Amen!" —

Es ging doch ein strenger, fast herber und bitterer Zug durch einen Theil seiner Abschiedsworte hindurch; aber Bornhauser schreibt kurz nachher seinem Freunde, Lehrer Roschach in Horn, er habe einen härteren Ton darin anschlagen müssen, weil sonst die Gefühle

der Wehmut und tiefer Rührung ihn allzu sehr übermannt hätten, das möge man ihm verzeihen, wenn er strenger als manchem lieb war gesprochen. „Diese Predigt enthält ein ungefähres Bild der Gemütsstimmung, mit welcher ich nach einundzwanzigjähriger Amtsthätigkeit von meinem Arbeitsfelde in Arbon abtrat, und wäre für meinen Biographen, falls ich einen solchen erhalten sollte, vielleicht von etwelchem Werth. Es fiel mir ungemein schwer, sie zu halten und war mir schon lange vorher ordentlich bange darauf. Und nur dem Umstande, daß ich in die tiefe Wehmut auch eine gewisse Entrüstung einmischte, habe ich es zu danken, daß mir nicht die Rührung den Mund verschloß. Doch Sie wollen wol lieber wissen, wie ich mich in meinen neuen Wirkungskreis finde. O ganz ordentlich; allerdings denken wir noch sehr oft an unsere ehemalige Gemeinde und an die Freunde, die wir am Bodensee zurück ließen, und verweilen besonders gerne mit unsern Erinnerungen bei Horn, das am Ende meiner dortigen Thätigkeit so viele dankbare Anerkennung gezeigt hat." So schrieb Bornhauser an Lehrer Roschach bald nach geschehener Trennung. Die Bürger von Horn hatten ihm zum Abschiede einen silbernen Becher geschenkt zum Zeichen, daß sie seiner in Liebe gedenken werden und mit der Bitte, seinerseits auch ihrer nicht zu vergessen.

So war denn ein Lebensverhältniß gelöst, das in hohem Grade auf Bornhausers Entwicklung, auf die geistige Richtung seiner Mannesjahre, auf sein Denken, Dichten und Schaffen eingewirkt hatte. Denn es ist nicht zu leugnen, daß Natur und Menschen, mit welchen wir leben, im Laufe von zwei Jahrzehnden so viele Eindrücke auf uns machen, so viel von ihrem eigenen Wesen uns mittheilen, daß wir nach Ablauf dieser Zeit nicht mehr die gleichen, sondern zwischen mehr und minder ein Glied unserer Umgebung geworden sind.

Zweiter Abschnitt.

Müllheim.

(1851—1856.)

In Müllheim sah sich Bornhauser festlich und herzlich empfangen; mit hoffender Seele zog er am Arme seiner Gattin, begleitet von seiner Nichte, in das schön gelegene, geräumige Pfarrhaus ein und hielt am 9. November seine Antrittspredigt. Benker, damals noch Dekan des Steckborner Kapitels, führte ihn bei der Gemeinde ein durch eine jener gehaltvollen Reden, welche ihrem ganzen Inhalte nach kaum dem gebildeten Theile seiner Zuhörerschaft recht verständlich waren, von dem ungebildeten nur mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Staunen, doch ohne Auffassung, angehört wurden. Bornhauser predigte über Römer 1, 15. 16: „Und so bin ich, so viel an mir ist, geneigt, auch euch, die ihr zu Rom seid, das Evangelium zu predigen. Denn ich schäme mich des Evangeliums Jesu Christi nicht, denn es ist eine Kraft Gottes einem Jeden, der daran glaubt, dem Juden zuerst und auch dem Griechen." Er sprach von dem Grunde seiner Bereitwilligkeit, von den Bedingungen derselben und von den Hoffnungen, die er daran knüpfe. „Das Evangelium, das lautere, von Jesu Christo herstammende Evangelium ist das Heil der Welt. Es reicht ein helles Licht dem nach Wahrheit ringenden, suchenden Geiste und löst am tiefsten und würdigsten das große Räthsel unsers irdischen Lebens. Es stärkt den Sterblichen in der Stunde der Versuchung, im schweren Kampfe gegen Welt und Fleisch, daß er nicht schwach wird und fällt. Aber den Gefallenen richtet es wieder auf, den verlornen Sohn will es zurückführen in die Arme des vergebenden Vaters im Himmel. Es lehrt uns alle Menschen als-

Kinder eines Gottes anerkennen und lieben, dem Unglücklichen helfen, den Betrübten trösten, dem Feinde verzeihen und den Fluchenden segnen. Es gießet Geduld in's Herz des Leidenden und Hoffnung in die Brust des Sterbenden. Es machet selig durch Gerechtigkeit, innern Frieden und unvergängliche Hoffnung. Und dieses Evangeliums sollte ich mich schämen, mehr schämen als der Apostel Paulus, der es Juden und Griechen als eine große Kraft Gottes verkündigt hat? Nein, ich will es predigen, so lange der Odem meiner Brust und die Kraft meines Geistes es gestatten. Ich will es auch euch verkündigen, so viel an mir liegt."

Hier sah ich Bornhauser, der mir fortan als Religionslehrer näher stehen sollte, zum ersten Mal. Sein Gang war nach beiden Seiten hinkend und langsam. Sein Haar war stahlgrau und hing ihm schlicht und ungeordnet über die breite Stirn herab. Aber seine Haltung war aufrecht und fest, sein großes dunkles Auge leuchtete von mildem Feuer, und hatte er die Kanzel bestiegen, so schien er zu Hause zu sein und seine klangvolle Stimme ergriff die Zuhörer mit eigenthümlicher Gewalt. Wenn er betete, so tönten Liebe, Frieden und Vertrauen gleichsam unmittelbar aus seinen Worten heraus. Wenn er predigte, so wechselten freundliche Belehrnug, glänzende Schilderung und begeisterte Ermahnung mit einander ab.

Von seinen Vorträgen fühlten sich namentlich die jüngern Gemeindeglieder angezogen, denn er war ein Prophet der Zukunft, auf die Jugend war seine Hoffnung gestellt. Dogmatisches berührte er wenig, seine Rede war auf Erleuchtung des Geistes und Besserung des Lebens gerichtet, weckte das edlere Gefühl, den idealen Sinn und mahnte durch sittlichen Abscheu wie durch Gründe der Vernunft von Sünde und Laster ab. Es kam vor, daß er sich zu viel auf seine Gabe des freien Vortrages verließ und dann etwa in einer Predigt die Schilderung den religiösen Gedankeninhalt überwog, allein er pflegte es bald wieder gut zu machen.

Im Religionsunterricht erklärte er einzelne ausgewählte Bibelstellen mit anschaulicher Klarheit und knüpfte eine Fülle praktischer

Lehren und Lebensregeln an einen Grundgedanken an. Auf theologische Erläuterungen oder auch nur Darlegung der christlichen Glaubenslehren ließ er sich wenig ein, was ich oft als Mangel empfand. Aber vortrefflich verstand er es, das geistige Leben seiner Schüler durch sokratische Fragen zu wecken und sie zum Denken auch über höhere Dinge anzuregen. „Der Zweifel", sprach er, „ist nicht zu fürchten, denn durch ihn hindurch muß man zur Wahrheit gelangen." Die Wunder pflegte er natürlich zu erklären und machte uns darauf aufmerksam, daß die Säulen des Christenthums nicht auf Wundererzählungen ruhen. „Es ist gleichgültig für die Grundlehren des Evangeliums, ob Simson mit einem Eselskinnbacken sechshundert Philister erschlagen habe oder nicht. Man muß lernen, die sittlichen und tröstenden Wahrheiten der heiligen Schrift festhalten, wenn auch alle Wunder sich als Sagen oder Gleichnisse herausstellen sollten, sonst wird man im Falle des Zweifels das Kind mit dem Bade ausschütten, den Kern mit der Hülle wegwerfen, d. h. das Ewig-Wahre preisgeben, weil es von Wundern umgeben ist."

Auch in den Schulen spürte man Bornhausers Anwesenheit und seine reiche, poetische Geisteskraft. Anstatt daß man die Gedichte des Lesebuches brauchte, um daran Orthographie und Grammatik zu treiben, wurden sie inhaltlich erklärt, manche auswendig gelernt und mit einer Art von künstlerischem Eifer vorgetragen. Waren diese Deklamationen auch schwach und unvollkommen, so brachten sie doch Liebe und Verständniß für die Schönheit der Poesie in den jugendlichen Gemütern hervor. Ja, ein Schulkamerade und ich dichteten auch selbst und ließen als ältere Primarschüler die Großthaten der Helvetier in neuen Liedern erstehen, woran der Meister, wenn unsere Werke nicht gar zu ungefüge waren, ein herzliches Wohlgefallen hatte.

Die Verhältnisse der Gemeinde, in welcher Bornhauser seine letzten Jahre verlebte, waren wolgeordnet, die Schulen gehörten zu den besten im Lande, der Bildungsstand war für ländliche

Verhältnisse ein nicht geringer. Dazu kam die Nähe eines trefflichen und vielseitig gebildeten Freundes. In Müllheim hatte sich nämlich wenige Jahre früher Pfarrer Jakob Albrecht (vorher in Matzingen) niedergelassen, um hier in seinem Heimatorte seine Tage in Frieden zu beschließen. Nachdem er sein geistliches Amt niedergelegt hatte, wurde er jedoch bald mit weltlichen Geschäften und Stellen überhäuft. Seine Gemeinde wählte ihn zum Gemeindeammann, die kantonale Wahlbehörde zum thurgauischen Ständerath. Er war eine durchaus nüchterne, praktische, aber einsichtsvolle und noble Natur, Bornhauser, dessen sonntägliche Predigten er ohne Ausnahme besuchte, in freundlicher Verehrung zugethan. Es war ein ehrwürdiger Anblick, diese beiden Männer, Gegensätze in jeder Hinsicht, nur nicht im Edelmute der Gesinnung, an der Spitze der Gemeinde stehen, freundlich und heiter mit einander verkehren zu sehen. Die Kehrseite dieser Gemeindezustände war freilich, daß ein Geist bitterer Parteiung, von Alters her vererbt, darin noch immer sein Wesen trieb. Bornhausers freimütiges und keineswegs ängstlich abgemessenes Benehmen trug nicht dazu bei, den Schaden auszuheilen. Wenn er sich gegen eine Famlie der einen Partei freundlich zeigte, so hatte es die Folge, daß die andere sich von ihm abwandte; wenn er nach der einen Seite hin ein strafendes Wort sagte, so freute man sich auf der andern.

An schönen Nachmittagen pflegte Bornhauser etwa einen Gang nach den umliegenden Höfen zu machen. Häufig kam er auch in unser Haus, meine arme leidende Mutter zu besuchen, wo er dann durch Worte voll Geist und Gemüt, Vertrauen und Einsicht Sonnenschein und sonntägliche Stimmung zu verbreiten wußte und mit seinem eigenen Beispiel zeigte, wie das Leiden mit ruhiger Seele zu ertragen sei. Zu mir sprach er dann gerne von wissenschaftlichen Dingen, von Poesie, Geschichte und guten Büchern, was meinem dürstenden Geiste wie Frühregen für das trockene Erdreich war. Er gedachte mich zum Schulmeister zu machen, lobte bisweilen diesen schönen, nützlichen Stand, war auch gegen die Lehrer

sehr zuvorkommend, während er sonst nicht gerade viel zu respektiren geneigt schien.

Noch hatte Bornhauser seine fleißige Feder nicht niedergelegt. In den letzten Jahren des Arboner Aufenthaltes hatte er seinen „Rudolf von Werdenberg“ vollendet, dessen ich in einem besondern Kapitel noch nähere Erwähnung thun werde. In das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt“, das damals in St. Gallen erschien, lieferte er von Zeit zu Zeit eine Erzählung, so „Die Schmuggler am Bodensee“ und „Die Wigoldinger“, eine novellenartige Darstellung des bekannten Wigoldinger Handels. In das Album schweizerischer Dichter, welches Robert Weber herausgab, lieferte er einige Balladen, die zum Sagenkreis des Appenzeller Landes gehören. Die letzte seiner größeren Arbeiten ist „Reina“, ein Roman aus dem Zeitalter des Notker Labeo (elftes Jahrhundert), der sich um das Kloster St. Gallen bewegt und an jene Gestalten anstreift, welche später J. V. Scheffel in seinem „Ekkehard“ so anmutig und lebensvoll gezeichnet hat. Die Erzählung „Reina“ ist bis jetzt nicht an die Oeffentlichkeit getreten, der Verfasser hatte verordnet, daß sie nicht früher als fünfzehn Jahre nach seinem Tode dem Drucke übergeben werden möge.

Von politischen Dingen hielt sich der Prediger und Dichter nunmehr gänzlich zurückgezogen, doch folgte er dem Gange der Dinge und besonders den Ereignissen im Vaterlande mit ununterbrochener Theilnahme und Aufmerksamkeit. Aber es war nicht mehr der Feuereifer des Volkstribunen, der ihn dabei erfüllte, sondern die Ruhe des Philosophen, der wol weiß, daß das Vollkommene wie der Glanz des Regenbogens noch immer unerreichbar ferne steht und daß man sich bescheiden muß, wenn nur das Bessere jeweilen erreicht wird. Von jenem Pessimismus, welcher eine stete Verschlechterung der Welt, der menschlichen Gesellschaft und alles Lebensglückes in tausend Anzeichen zu sehen glaubt, war bei ihm auch in den Tagen der Prüfung nichts vorhanden. So sehr war er von dem Wirken einer göttlichen Weisheit und Liebe in den

Digitized by Google

menschlichen Dingen überzeugt, daß er zu Klage und Jammer keinen Grund fand. So fest glaubte er an den endlichen Sieg des Wahren und Rechten in der ganzen Welt, daß die Bemühungen der Menschen dagegen ihm bisweilen komisch vorkamen; nicht daß er den jeweiligen Erfolg für das Richtige gehalten hätte, aber er urtheilte nach dem Rathe Gamaliels:

Ist euer Werk aus Gott, so muß es wol bestehen;
Ist es von Menschen blos, so wird es untergehen.

Als zum Beispiel im Jahre 1852 das Gesetz, welches die Errichtung einer thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld verfügte, vom Großen Rathe angenommen war, aber durch das Veto gestürzt wurde, und Bornhauser seinen Lieblingsgedanken abermals in die unbestimmte Zukunft hinausgerückt sah, schrieb er einen humoristischen Brief an Mörikofer, worin es u. A. heißt:

Das Veto habe glänzend gesiegt, — sagt man — da haben wir's: Närrisch ist, was lebt und webt auf Erden! Nun werden die Wahlagitationen folgen und alle Freunde der Kantonsschule aus den Behörden hinausgeworfen werden. Bereits schnüre ich mein Bündel, um den Sessel des Kirchenrathspräsidenten an Herrn Pfarrer B. in Bürglen abzutreten. Nur geht der Verlust der schönen Besoldung von 47 fl. 12 kr. mir nahe! Was doch für ein Unstern über mir waltet. Weil ich seiner Zeit das Schwurgericht in die Verfassung brachte, hat der grollende Oberst Labhardt sich dadurch gerächt, daß er den Gehalt des Kirchenrathspräsidenten um hundert Franken kleiner beantragte, was einstimmig vom Großen Rathe angenommen wurde. Und jetzt wird meine Erklärung für die Kantonsschule mich den Rest auch noch kosten. Ei! Ei! das ist hart. Wovon soll ich jetzt noch leben? Was Leipzig und Waterloo für Napoleon waren, das sind für mich das Schwurgericht und die Kantonsschule. Ja wol, ich sehe es kommen. Sic transit gloria mundi. Lebe indessen wol!

Bornhauser war nach dem Ableben der Eltern seiner Gattin wolhabend geworden, was er im Rückblick auf eine entbehrungsreiche Jugend dankbar zu schätzen wußte. Um so heiterer konnte er jetzt

spotten über materielle Verluste, welche etwa seine alte unbeugsame Haltung ihm bringen mochte.

Er blieb übrigens von den Siegern unangetastet und nachdem das Volk einmal seine Kraft im Veto gezeigt hatte, ließ es die Anstalt im folgenden Jahre unbeirrt in's Leben treten, ein Ereigniß, welches Bornhauser in festlicher Freude noch miterlebte und womit er eine seiner ältesten patriotischen Hoffnungen erfüllt sah.

Dritter Abschnitt.

„Rudolf von Werdenberg."

Das Land um den Sentis mit seinen grünen Matten und heitern Höhen, mit seinen schmucken Dörfern und freundlichen Bewohnern hatte von jeher einen bevorzugten Platz am Herzen unsers Dichters eingenommen. Dort hatte er sich die Gefährtin seines Lebens geholt, dorther leuchteten ihm an jedem hellen Tage die erhabenen Zierden des Vaterlandes, die stolzen Berge entgegen; dort lebte ein Volk, dessen Heldengeschichte noch kein Dichter besungen. So kam er dazu, Rudolf von Werdenberg und die Freiheitskämpfe der Appenzeller im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande eines größern Heldengedichtes zu machen. Er erzählt es uns selbst in der Einleitung:

Ich sehe der Alpen gelobtes Land
Den See hier in glänzender Bläue,
Und Leben kehrt mir in Herz und Hand,
Die Jugend kehrt auf's Neue.
Was rauscht durch die Zweige des Baumes heran?
War's Geisterlaut, ist's Dichterwehn?
Die Saiten muß ich schlagen,
Muß singen von alten Tagen.

Muß singen, o Lena, von jener Zeit,
Wo deine Stammgenossen
Vom Sentis herab zu blutigem Streit
Sich wider den Abt ergossen.
Den Völkerzertreter singe der Sklav,
Mein Lied ist der Werdenberger, der Graf,
Der kühn für das Recht der Hütten,
Für Volk und Freiheit gestritten.

Die Landleute von Appenzell, seit alten Zeiten Unterthanen des Abtes von St. Gallen, fingen gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts an unruhig zu werden, zumal als Abt Kuno von Stoffeln alte, mißliebige Steuern, wie den sogen. Leibfall oder Todfall, erneuerte, die wenigen Rechte des Volkes verachtete und vollends aufzuheben begann, für sich aber ein Leben führte, das aller klösterlichen Zucht und Sitte baar und ledig war. Uebermütige Amtleute des Abtes, wie Hans von Busnang, machten das Maß des Unwillens voll, die Appenzeller suchten Bündniß mit St. Gallen, und als ihnen dieses ab der Hand ging, mit den Eidgenossen. Sie erlangten wenigstens die Hülfe von Schwyz, das ihnen den tapfern Hauptmann Löry Loppacher und einige freiwillige Mannschaft für den Fall des Krieges zuschickte.

St. Gallen ließ sich bestimmen, in Verbindung mit den Städten am Bodensee die Herrschaftsrechte des Abtes gegen die Landleute zu schützen; die Städter zogen hinauf nach der Höhe von Vögelinseck, wo die Letze der Appenzeller stand, und erlitten von diesen und den kriegstüchtigen Schwyzern eine blutige Niederlage. Es blieb dabei nicht. Der Krieg des Bergvolkes mit den Verbündeten des Abtes dauerte fort und wurde mit der ganzen Rohheit jener Zeit geführt: Streifzüge der Appenzeller in den benachbarten Thurgau wurden namentlich dem Adel verderblich, der zahlreiche Schlösser und Burgen in Flammen aufgehen sah. Endlich gewannen der Abt und die Städte einen neuen Bundesgenossen, den Herzog Friedrich von Oestreich, der jedoch nur mit Widerstreben in den

gefährlichen Krieg zog. Die Appenzeller hatten unterdessen in einem jener Züge ihren tüchtigen Hauptmann, den Schwzzer Lörh, verloren; da trat Graf Rudolf von Werdenberg, von seinen Verwandten und dem Hause Oestreich aus seinen Besitzungen vertrieben, zu den Landleuten über, erschien im Bauernkittel auf ihrer Landsgemeinde und wurde von dieser zum Hauptmann erwählt. Als Herzog Friedrichs Heer von Altstätten im Rheinthal gegen Gais heraufzog, wurde es (17. Juni 1405) von dem tapfern Bergvolke unter Graf Rudolfs Führung am Stoß so entscheidend auf's Haupt geschlagen, daß der Herzog den Feldzug aufgab, den Abt und seine Verbündeten ihrem Schicksale überließ und nach Schaffhausen abzog. Die Appenzeller schloßen dann mit dem Rheinthal, Sargans und Vorarlberg den „Bund ob dem See“, eine neue Eidgenossenschaft, welche die Völkerschaften in Osthelvetien und Tyrol zur Wahrung ihrer Freiheit auf alle Zeiten vereinigen sollte. Freilich wurden sie nach manchen verheerenden Zügen gegen den Adel der Umgegend geschlagen, von ihren Bundesgenossen getrennt, mit dem Kirchenbann belegt und mußten ihre kühnen Pläne aufgeben; allein man ließ sie in ihrem Ländchen in Ruhe, kein Adelsheer wagte ferner, ihre Letzenen zu durchbrechen, keine gesetzlosen Vögte sie zu beherrschen, und nachdem sie aus dem Taumel des Krieges zur ruhigen Besinnung und friedlichen Beschäftigung zurückgekehrt waren, nahmen sieben Orte der Eidgenossenschaft, ohne Bern, sie in ein schützendes Bündniß auf. So hatte der achtjährige Krieg gegen den Abt, die Städte am Bodensee, den Adel und das Haus Oestreich zwar nicht den erhofften großen Erfolg einer neuen Eidgenossenschaft herbeigeführt, aber doch den Appenzellern den Weg zur alten und damit zur Freiheit und Unabhängigkeit geöffnet.

Diese Kämpfe und Wechselfälle, dieses Ringen der aufstrebenden Volkskraft mit der feudalen Gewalt hat Bornhauser in ein großes Epos gefaßt und ihm den Namen „Rudolf von Werdenberg“ beigelegt. Der Faden seiner Erzählung ist zu lang, als daß wir ihn verfolgen könnten. In mehr als fünfzehnhundert Versen reiht der

Dichter Bild an Bild von der Vertreibung Rudolfs und der Bedrängniß der Appenzeller an bis zu ihrem Sieg am Stoß, über welchen hinaus das Gedicht nicht mehr weiter berichtet. Es ist nicht zu bestreiten, daß das Werk mehrfache Fehler und Schwächen hat. Der Gang der geschichtlichen Ereignisse ist durch eine Fülle einzelner Erzählungen verdeckt und gestört; es fehlt an großen, wahrhaft poetischen Charakteren, welche unsere Bewunderung erregen könnten, selbst Rudolf erreicht die Größe eines epischen Helden nicht; das Mährchenhafte, die Welt der Zwerge und Geister, der Heiligen und Teufel spielt allzu viel in die geschichtliche Handlung hinein; die Menschen sind nicht recht aus ihrer Zeit heraus gezeichnet, sondern tragen zumeist ein ganz modernes Angesicht, einige sogar einen sentimalen Zug, der jenem rohen und wilden Zeitalter fremd ist. Die Sprache, an manchen Stellen voll Glanz und Wollaut, sinkt an andern in einen gewöhnlichen bänkelsängerischen Erzählungston herab. Der Dichter hätte wol gethan, wie der Rath eines kundigen Freundes wollte, die untergeordneten Bestandtheile seines Werkes einfach zu beseitigen und die besten zu einem Kranze ausgewählter Balladen aneinander zu reihen. Indem er Alles stehen ließ, hat er das Gold wahrer Poesie mit allzu vielem Flitter und werthlosem Zierwerk umgeben.

Doch auch viel Schönes bietet dem beharrlichen Leser die weitausgebreitete Dichtung dar. Dahin gehören ganz besonders jene kleinen, lieblichen Naturschilderungen wie die des Abends auf der Alpe, wo Graf Rudolf bei den Hirten einkehrt, sich von der Noth des Landes erzählen läßt und bescheiden ihre Gastfreundschaft in der Alphütte annimmt.

So sprach der Greis[1] am Wasserfall
Und sah nach den Abendwolken.
Ruggusend trieb der Senne zum Stall,
Dort wurden die Kühe gemolken.

[1] Uly Rotach, einer der angesehensten Appenzeller jener Zeit.

Bald kamen die Schatten der Nacht herbei,
Da legten in's duftende Alpenheu
Der Graf und die Hirten wie Brüder
Zum süßen Schlafe sich nieder.

Doch trat noch der Greis vor das kleine Haus
Und kniete den Firnen entgegen,
Sprach fromm in die Mondglanznacht hinaus
Ob Alp und Heerde den Segen.
Und als auch er sich zur Ruhe begab,
Ward's still, nur hörte vom Sentis herab
Man stürzende Lauinen fallen,
Dumpf donnernd die Berge durchhallen. (Gesang XXV.)

Eine Parallele dazu bildet das Vesperläuten in der Gallusstadt:

Vom Kloster her gar freundlich und weich
Erklang die Vesperglocke,
Es war, als ob zum Himmelreich
Ein Engel die Menschen locke.
So wenigstens kam es dem frommen Ohr
Der schönen Wittwe Ringold vor.
Stark faßte der Andacht Sehnen
Ihr Herz bei den heiligen Tönen. (Gesang LIV.)

Der ausbrechende Konflikt zwischen den Vögten des Abtes und den bedrängten Unterthanen wird an dem Knaben mit der Milchtaufe (Gesang XXIV) mit treffender Natürlichkeit geschildert. Aber einen Glanzpunkt der ganzen Dichtung bildet jene Landsgemeinde, wo die Priester dem Volke feierlich verkünden, daß es in den großen Bann des Papstes gefallen sei und die beherzten Appenzeller beschließen, daß sie „nicht in dem Ding sein" wollen:

Wolan, ihr Männer, wollt ihr das Ding,
Den Bannfluch — wollt ihr ihn tragen?
Wir wollen nicht! hallt es im mächtigen Chor,
Und blitzschnell steigen die Hände empor.
Sie schimmern und regen sich brausend,
Rings Hände! tausend an tausend.

Vor dem Erscheinen des „Rudolf" theilte der Dichter das Werk von zehn Jahren einigen Freunden zur Prüfung mit. Begeistert schrieb ihm Dekan Frei von Trogen zurück: „Sie haben mir einen Schatz anvertraut. Für den Glanz der Poesie, welchen Sie über unser liebes Volk ausgegossen, dankt Ihnen mein ganzes Herz. Möchte „den Vätern zur Ehr', den Söhnen zur Lehr'" die Presse Ihr Werk bald einem größeren Kreise zugänglich machen." Ebenso anerkennend antwortete der bekannte Literarhistoriker Gervinus" in Heidelberg. „Ich will mein Lob in Ein Wort fassen: Ich beneide Sie und Ihr Vaterland um diese Kraft, um diesen Geist, der diese alten Erinnerungen so lebendig, so kraftvoll, so gegenwartvoll zu verjüngen, mit den Zuständen des Tages so in enge Beziehung zu setzen weiß, der unter einer zehnjährigen Arbeit die gleiche künstlerische Begeisterung festzuhalten fähig ist, weil die vaterländische Begeisterung unverkümmert im Herzen lodern darf. Der Zustand unsers politischen Lebens läßt solche heitere, leichte, gesunde Bergatmosphäre in unserer Poesie nicht mehr zu." Am kühlsten und doch wohl treffendsten rieth Herr von Bülow, indem er schrieb, daß er sich bei'm Lesen des Werkes in mehr als einer Hinsicht an die schönen Reimchroniken deutscher Chronisten erinnert fühlte, daß er aber lieber einen Kranz sorgfältig ausgearbeiteter Balladen in dem Manuskripte finden möchte. Der Erfolg hat dieses Urtheil vollkommen gerechtfertigt, denn als im Jahre 1853 „Rudolf von Werdenberg"[1] im Drucke erschien, wurde er ziemlich kühl aufgenommen, vermochte aus den angedeuteten Gründen weder den Kritiker noch den Leser recht zu befriedigen und ging schneller vorüber, als die Freunde erwartet hatten. Vielleicht wird eine spätere Zeit das Schöne und Gute, das darin liegt, vollkommener würdigen, da die unsere dazu allerdings wenig angethan ist.

[1] Frauenfeld, Verlagscomptoir (A. Reinmann).

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Feierabend.

Bornhauser hatte ein erfahrungsreiches, erinnerungsvolles, mit Freuden und Leiden gesättigtes, rastlos thätiges und wirksames Leben gelebt. Er hatte die Entsagungen eines armen Elternhauses, den goldenen Traum einer fröhlich-ernsten Studienzeit, den Ruhm eines beliebten Dichters, den Beifall eines volksthümlichen Staatsmannes und Redners, den Segen eines glücklichen Familienlebens, den Frieden des geistlichen Amtes, die Liebe treuer Freunde und die Verfolgung leidenschaftlicher Gegner, die Schmerzen und Trübsale andauernder Krankheit erfahren. Wenn es wahr ist, was der Dichter sagt:

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend;
Wol ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!
(Schiller.)

— und man wird für diese Periode des Menschheitlebens die Wahrheit seiner Worte nicht bestreiten — so gehört Bornhauser zu denen, welche glücklich zu preisen sind, denn auch ihn hat das Geschick freundlich auf beiden Wegen, dem hellen des Wirkens und dem dunkeln des Duldens geführt. Hatte das Glück in den Tagen des kräftigen, wirksamen Handelns ihm hohen Mut, feste Zuversicht und Vertrauen auf den Sieg des Guten in die Seele gegeben, so hat das Leiden ihn geläutert, ernster und tiefer, billiger und milder gestimmt.

Seine letzten Jahre in Müllheim verliefen friedlich, gleichförmig und bei gewohnter Thätigkeit. Es trat indeß eine bedeutende Lücke

Google

in seinem Lebenskreise ein, als Albrecht tödtlich erkrankte und im Mittsommer 1855, ehe er noch die Grenzen des Greisenalters erreicht hatte, in's Grab sank. Ich sah Bornhauser zum letzten Mal, als er die schwere Pflicht erfüllte, dem geschiedenen Freunde die Leichenrede zu halten. Er schien mehr als gewöhnlich theilnahmvoll zu sein, sah marmorblaß aus und seine Augen wollten sich beständig mit Thränen füllen, die er gewaltsam zurückdrängte. Mit bewegter Stimme redete er über die Worte: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben."

„Ich will über die Wahrheit reden", sprach er, „daß ausharrende Treue des Christen größte Lebensaufgabe sei. Oder ich muß vielmehr über diese Wahrheit zu euch reden, denn es ist meinem Geiste, als ob der verklärte Freund und Bruder selbst mir zuriefe: Sage den Menschen, die mir das Geleite zu meiner Ruhestätte geben, sie sollen treu sein im Glauben, im Lieben, im Wirken und im Dulden, treu bleiben bis in's Alter, bis in den Tod."

Man fühlte es dem trauernden Prediger an, daß die Pflicht des Tröstens und des kräftigen, ruhigen Gefaßtseins ihm heute am schwersten vorkomme, war er doch selbst mehr gestimmt, in die Klage der Weinenden einzustimmen, als ihnen den Schmerz aus dem Herzen zu reden. Nachdem er sich jedoch seiner Aufgabe mannhaft entledigt, zog er sich für einige Zeit in seine Studierstube zurück, wo er bis an den Abend verblieb. Es war nicht blos die Trauer um den geschiedenen Freund, die ihn beschäftigte, nicht blos das Gefühl der Leere und Einsamkeit, das ihn überkam, deutlicher als sonst erfüllte ihn wieder die Ahnung, daß auch ihm ein früher Tod bereitet und sein Feierabend nicht mehr weit enfernt sei. Nicht daß er den Genius mit der umgekehrten Fackel gefürchtet hätte; aber es lag ihm daran, zur bestimmten Zeit bereit zu sein, sein Haus und Herz bestellt, seine Arbeiten vollendet, seine Pflichten als Haushalter erfüllt zu haben. Schon ein Jahr früher schrieb er an Mörikofer: „Hast Recht, solch' ein momento mori erinnert uns, daß wir im vordersten Gliede stehen. Indessen ist mein Bündel

schon lange geschnürt für die große Wanderung, und wären nicht zwei Wesen, an denen mein Herz hängt, so würde ich dem Tande des Lebens mit großem Gleichmute mein fare well zurufen."

Am dritten Adventssonntage des Jahres 1856 predigte Bornhauser zum letzten Mal. „Es ist mir so trüb und weinerlich zu Mute", hatte er zu dem ihn abholenden Lehrer gesagt; er war etwas verändert, ernster und wehmütiger als sonst, ohne doch über Schmerzen zu klagen; der düstere Wintermorgen schien seine Seele mit Trauergedanken zu erfüllen. In seiner Betrachtung erinnerte er an das Wort des Psalmisten (Psalm 147, 16 ff.): „Er gibt den Schnee wie Wolle, er streuet den Reif wie Asche; wer kann vor seinem Froste bleiben? Er sendet sein Wort und zerschmelzet sie; er läßt seinen Wind wehen, so fließen die Wasser. Er verkündiget Jakob sein Wort und Israel seine Gebote und Rechte." Es klopfte lange und anhaltend an die Fensterscheiben in der Nähe der Kanzel; der Prediger gab Weisung, nachzusehen, welches die Ursache der Störung sei; doch es war nur ein Vögelein, das Einlaß begehrte.

Schon mehrere Monate hatte Bornhauser den Anzug einer ernsten Krankheit gefühlt; ein Herzleiden entwickelte sich, von den Erscheinungen der Wassersucht begleitet, und führte sein Leben rasch und unaufhaltsam dem Ziele zu. Anfangs konnte er sich noch leichteren Arbeiten hingeben, doch mußte er den Geschäften des geistlichen Amtes, so lieb sie ihm waren, auf ärztlichen Rath entsagen. Die Beschwerden und Schmerzen der zunehmenden Krankheit trug er mit bewunderungswürdiger Fassung und Geduld; als er den tödtlichen Charakter seines Leidens erkannte, machte er bald kein Hehl mehr daraus und bereitete die Seinen väterlich auf seinen Abschied vor.

Als die ersten Boten des Frühlings in's Land zogen, der Schnee zerrann und die Erde sich mit neuen Blumen schmückte, legte Bornhauser sein Haupt zum Todesschlummer nieder. Er verschied, nachdem er bis in die letzten Tage ruhigen und klaren

Geistes gewesen und sich stark gemacht hatte, um seiner gebeugten Gattin und seinem Adoptivkinde Worte des Trostes zu sagen, an einem Sonntage, den 9. März 1856, Nachmittags ein Uhr. Der Sonntag und der Frühling waren seine Lieblingszeiten gewesen, sie grüßten ihn noch einmal zum Abschied und thaten ihm freundlich die Thore der Ewigkeit auf.

Die frühersehnte Ferne
Sie ist nun plötzlich nah;
Dein Nachtgeleucht, die Sterne,
Sind da, sie bleiben da.

Wohin du oft geschmachtet,
Hinaus in Gottes Welt,
Trägt dich ein Schlaf umnachtet,
Dein Haus, es ist bestellt.

Mörikofer hielt vor der trauernden Gemeinde und einem zahlreichen Freundesgeleite die Grabrede und sprach über die Worte: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen." In einem treuen und schönen Lebensbilde führte er den Anwesenden die Züge des verklärten Freundes noch einmal vor, tröstete die Hinterlassenen ihres großen Verlustes und empfahl der Gemeinde, die Lehren und Tugenden ihres unvergeßlichen Predigers theuer und werth zu halten.

Bornhausers Asche ruht auf dem alten Friedhofe zu Müllheim, wo eine Inschrift in merkwürdigen Versen von seinem Grabe Kunde gibt. Sein Name ist auf alle Zeiten der Geschichte des Landes einverleibt, das er mit der ganzen Glut seiner Seele geliebt hat, und so lange in seinem Volke Freiheitsliebe, republikanisches Gefühl und Bürgertugend leben, wird man von ihm, dem Dichter des glänzenden Sentis und des Wörtchens „frei" mit Stolz bekennen: Er war unser.



Anhang.

Ausgewählte Gedichte Bornhausers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Brücke.[1]

Willst du etlich Augenblicke
Nicht hier stille stehn?
Alt ist freilich, krumm die **Brücke**,
Doch der Zoll gar schön.
Wer die Brücke will betreten,
Soll im Gehen auch
Fromm ein Vaterunser beten
Nach der Vorzeit Brauch.

Eh' noch ob des Stromes Spiegel
Kühn der Bogen stand,
Glänzte dort ein Schloß vom Hügel
Stolz herab auf's Land.
Wo sich Epheuranken dehnen,
Buschwerk jetzt und Dorn,
Lebte froh mit beiden Söhnen
Frau von Hohenzorn.

Einst als mit dem Jagdgeschoße
Beide fortgeeilt,
Hört die Wittwe auf dem Schlosse,
Daß der Thurstrom heult.
Hört's und schaut. Von Regengüssen
Schwillt er donnernd an.

---

[1] Die steinerne Thurbrücke bei Bischofszell. Dieses Gedicht erschien zuerst in der „Appenzeller Zeitung" 1829. Dieselbe Sage wurde poetisch bearbeitet von G. Schwab, A. Keller und J. Reithardt.

Digitized by Google

Wog' auf Woge! — pfeilschnell schießen
Sie die krumme Bahn.

Sieht sie recht? Zwei Wandrer springen
Drüben in das Boot,
Wollen keck hinüberdringen,
Kommen sehr in Noth.
Hülfe! Hülfe! Diese Töne
Treffen wie ein Schwert —
Ach! sie sieht die eig'nen Söhne
Und den Kahn verkehrt.

Angstvoll fliegt die Mutter nieder
Zu der wilden Thur;
Schiffer suchen hin und wieder —
Nirgend eine Spur!
Erst nach drei durchweinten Tagen
Stößt der Fluß sie aus,
Werden Leichen hergetragen
In das öde Haus.

Welch' ein Schlag dem Mutterherzen!
O der harte Fluß!
Plötzlich dämmert aus den Schmerzen
Herrlich ein Entschluß.
Sie erscheint vor dem Convente
Noch im Trauerflor,
Weist dem Propste Pergamente,
Gold und Kleinod vor.

„Eine Brücke will ich gründen
An dem Unglücksort,
Und kein Weib soll mehr empfinden,
Was mein Herz durchbohrt.
Ein's nur soll die Nachwelt üben:
Wer hinübergeht,
Ach, für mich und meine Lieben
Sprech' er ein Gebet."

Und bald steht das Werk vollendet
Ob dem feuchten Grab,
Und die gute Wittwe sendet
Manchen Blick hinab;
Sieht, wie Mutter jetzt und Kinder
Froh hinüberziehn,
Fühlt die tiefen Schmerzen minder,
Die im Busen glüh'n.

Lang schon wohnt sie bei den Söhnen
Hoch im Vaterhaus,
Doch der Brücke Bogen dehnen
Schützend noch sich aus.
Schreite, Wandrer, denn hinüber,
Ziehe deine Bahn!
Bete gläubig — oder lieber
Thu', was sie gethan!

Welkt vielleicht im Lebenskranze
Dir auch manche Lust,
Schließ', o Freund, an's große Ganze
Dich mit voller Brust!
Pflanz' auf deiner Hoffnung Grabe
Still der Menschheit Glück
Und an and'rer Freuden labe
Sich dein Thränenblick!

Sängers Wanderlied.[1]

Lustig am emsigen Stab,
Halden hinauf und hinab
Schreit' ich im Takte die Bahn;
Singe durch Felder und Riet,

[1] Handschriftlich hinterlassen, wahrscheinlich aus den vierziger Jahren.

Dörfern und Städten mein Lied,
Jauchz' es zum Himmel hinan.

Höher als Geld auch und Gut
Steht mir ein fröhlicher Mut,
Singend veracht' ich den Geiz.
Schaut von des Reichen Gemach
Mürrisch die Sorge mir nach,
Lach' ich und schlage das Kreuz.

Aber wenn lauschend und schön
Mädchen am Fensterlein stehn,
Grüß ich mit flüchtigem Scherz.
Mädchen, ich ziehe vorbei,
Halte die Seele mir frei,
Lieben und Scheiden bringt Schmerz.

Nur wo mein Echo erklingt,
Traulich der Freund mit mir singt,
Ruh' ich, als wär' ich zu Haus.
Doch wie der Morgen erwacht,
Himmel und Sonne mir lacht,
Treibt es mich wieder hinaus.

Leicht wie die Lerchen dort zieh'n
Schweb' ich die Straße dahin,
Lieder im fröhlichen Mund.
Singen gießt Kraft in die Brust,
Reisen weckt Leben und Lust,
Vorwärts, die Erde ist rund!

Digitized by Google

Sonnenuntergang.[1]

Prächtig senkt zum Bergesrücken
Sich die Feuerscheibe hin,
Ihre sanften Strahlen blicken
Golden durch der Zweige Grün.
Leiser wir des Tags Getümmel,
Rosig färbt sich Berg und Himmel,
Von der Sonne Abschiedskuß
Glüht der vielgewundne Fluß.

Wie umringt vom Kinderkreise
Rührend schön die Mutter stirbt,
Wie im Opfertod der Weise
Sich der Nachwelt Dank erwirbt:
Also sinkt die Sonn' und segnet
Liebend noch, was ihr begegnet;
Und es läßt ihr letzter Blick
Süße Wehmut uns zurück.

Ach, sie geht, dort taucht sie nieder
Zu den waldbekränzten Höh'n,
Morgen, morgen wird sie wieder
Schön im Osten auferstehn.
Doch wenn ich sie nicht erblickte,
Mich ihr Strahl nicht mehr entzückte,
Weh! mir! bei'm Gedanken schon
Ist ein Seufzer mir entfloh'n.

Welch' Gefühl mocht wol am Abend
Des Atheners[2] Herz durchziehn,
Als die Sonne mild und labend
Auf die Kerkerwände schien?

[1] Aus den „Liedern" 1833.

[2] Sokrates am letzten Abend seines Lebens, da der Augenblick kam, wo er den Giftbecher trinken sollte

Als der Sklav den Schierling brachte
Und der Weise still es dachte:
Dieser Sonne gold'nen Strahl
Seh' ich heut' zum letzten Mal!

Blüht uns jenseits noch ein Leben,
Muß es gut dem Guten sein;
Ist es Wahn, soll's keines geben,
O so gibt's auch keine Pein.
Spricht's — der Becher ist getrunken
Und der Weise hingesunken —
Er verstummt, das Auge bricht,
Doch sein hoher Gleichmut nicht.

Ob der Abendsonne Schimmer
Auch auf's frühe Grab dir fällt,
Mut, mein Herz, du bleibst doch immer
Noch in Gottes schöner Welt;
Bleibst bei dem, der dir das Leben,
Daseins-Seligkeit gegeben
Und es macht vom Vaterhaus
Einen Theil das Grab auch aus.

Der Stein der Weisen.[1]

Was bei rothem Feuerschein
Weise[2] nicht gefunden,
Glänzt bei Freundeswort und Wein
Uns in heitern Stunden.
Singt und laßt den Becher kreisen,
Frohsinn ist der Stein der Weisen.

---

[1] Aus den „Liedern" 1832.

[2] Die Alchymisten des Mittelalters, welche durch Mischung den Stein herzustellen suchten, aus welchem sich Gold machen lasse.

Macht er Blei dem Gold nicht gleich,
Macht er doch zufrieden;
Und mit diesem bist du reich,
Bist ein Gott hienieden.
  Singt und laßt den Becher kreisen,
  Frohsinn ist der Stein der Weisen.

Ist kein Land uns unterthan,
Nun, man kann's verschmerzen,
Jauchzend klingt die Welt uns an,
Unser sind die Herzen.
  Singt und laßt den Becher kreisen,
  Frohsinn ist der Stein der Weisen.

Mag des Neides Blick voll Nacht
Unsre Splitter zählen;
Den, der ob dem Tadel lacht,
Muß der Pfeil verfehlen.
  Singt und laßt den Becher kreisen,
  Frohsinn ist der Stein der Weisen.

Wenn ein Stein im Weg uns ruht,
Frohsinn wird ihn heben;
Frohsinn schafft gesundes Blut,
Hebt und trägt das Leben.
  Singt und laßt den Becher kreisen,
  Frohsinn ist der Stein der Weisen.

Frohsinn gießt Begeisterung
Selbst in's Herz des Alten,
Frohsinn wird uns ewig jung
Kopf und Herz erhalten.
  Singt und laßt den Becher kreisen,
  Frohsinn ist der Stein der Weisen.

Zum neuen Jahr.[1]

Wie schön vom Thurm die Glocken schallen![2]
Horch! Sang und Jauchzen fern und nah.
Des Himmels Segen mit euch allen,
Heil euch, das neue Jahr ist da!

Es schwebt zur reinen, weißen Erde
So sanft, so himmelsmild herab,
Bringt uns mit freundlicher Geberde,
Was ihm der Vater droben gab.

Doch was es schweigend bei sich trage,
Ob Schmerzen auch, ob Lust allein:
Weg, Brüder, mit der bangen Frage!
Gut muß des Vaters Gabe sein.

Daß in der Zeit bewegtem Walten
Ein weiser Geist die Welt regiert,
Der Glaube ist's, der uns vom alten
In's neue Jahr hinüberführt.

Die Liebe ist's, die froh und innig
Mit uns den Kelch der Freude leert;
Die Liebe, die so zart und sinnig
Den Gram in Himmelslust verklärt.

Die Hoffnung ist's, in Rosenfarben
Hüllt sie des Jahres Morgen ein.
Fehlt Manches auch, einst reifen Garben,
Wo wir im Schweiß nun Samen streu'n.

Wolan, genießt mit heitern Sinnen,
Den Anfang, der uns heute lacht,

---

[1] Aus den „Liedern".

[2] In der Ostschweiz ist es Sitte, daß das neue Jahr in der Mitternachtsstunde mit vollem Glockengeläute angekündigt wird.

Denn was wir frisch und froh beginnen,
Ist schon zur Hälfte wol gemacht.

Rückerinnerung.[1]

Ich muß; mich trieb's zum Thale,
Wo hoch die Pappeln wehn,
Ich muß zum letzten Male,
Mein holdes Hüttlein sehn,
Das mit dem Rebenkranze
Im Garten hier sich schmückt
Und mich im Vollmondglanze
Mit süßem Schmerz entzückt.

Da war's, wo ich bei'm Scheine
Der trauten Lampe saß
Und lesend oft die kleine
Beschränkte Welt vergaß.
Da war's, wo meine Leier
Von Recht und Freiheit sang,
Wo ich in wildem Feuer
Mich kühn zum Himmel schwang.

Hier fand ich vor dem Neide
Ein friedliches Asyl,
Es klang von Lieb und Freude
Mein frohes Saitenspiel.
Hier hieng ich voll Entzücken
An Mäde's Rosenmund,
Und aus den trunknen Blicken
Schwand tief der Erde Rund.

---

[1] Abschied von dem Pfarrhause zu Matzingen. Der Dichter hatte einige Wochen vorher der Verfassungsarbeit wegen seinen Wohnsitz nach Frauenfeld verlegt; ehe er nach Arbon ging, kam er eines Abends still nach Matzingen, um dem trauten Orte und den treuen Freunden noch einmal Lebewohl zu sagen.

Und jetzt — ich darf's nicht denken —
Jetzt bin ich hier allein,
Denn Berg und Thale senken
Sich zwischen uns hinein.
Ein Heimatloser walle
Ich um die Heimat her;
Es fremdet Haus und Halle,
Mich kennt der Ort nicht mehr.

So steigt aus Todtengrüften
Bei Nacht ein Geist und schwebt
Um Haus und Hof und Triften,
Wo vormals er gelebt;
So weint er auf der Schwelle,
So ahmt er still und schwach
Bis zu der Morgenhelle
Sein altes Wirken nach.

Doch nah' ich diesem Herde
Nicht als ein böser Geist,
Ich segne nur die Erde,
Die still mein Fuß umkreist.
Dann breit' ich meine Hände
Nach oben betend aus:
Ach sende, Vater, sende
Viel Glück auf dieses Haus!

Wenn in des Gartens Mitte
Des Lebens Blume blüht,
Und wer mit raschem Schritte
An ihm vorüberzieht:
Dem werd' es leicht zu Mute.
Leicht hasch' er Freud' und Glück,
Denn alles Schöne, Gute
Es ist ein Augenblick.

Die Nacht am See.[1]

Stille ward die Betzeitglocke,
Grau der Wölklein Purpurduft;
Mit des Baumes Blütenlocke
Kost die warme Abendluft;
Süße Wohlgerüche ziehn
Durch die traute Dämmrung hin.

Ob Vorarlbergs Tannen schimmert
Groß des Vollmonds gold'nes Rund,
Und ein Meer von Strahlen flimmert
Auf des Bodans dunkeln Grund.
Weit, von Arbon bis nach Stad,[2]
Glänzt der lichte Silberpfad.

Und so weit der Glanz sich breitet,
Lebt die Flut, vom Wind gekräust.
Sieh', ein weißes Segel gleitet
Leicht vorüber wie ein Geist.
Landet etwa Charons[3] Kahn
Mit den Seligen hier an?

Ist der Bäume Wald dort hinten,
Ist der Silberstreif am See,
Blauer Alpen schwache Tinten
Und in hoher Luft der Schnee —
Ist's der Geisterwelt Gebild,
Sel'ger Todten Wohngefild?

O dann soll im Reich der Schatten
Doppelt mich mein Loos erfreun.

---

[1] Aus den „Liedern".

[2] Stad, eine Ortschaft am See, oberhalb Rorschach.

[3] Charon, der Fährmann der Unterwelt, welcher nach der griechischen Sage die Seelen der Abgeschiedenen auf seinem Nachen an den Ort ihrer Bestimmung führt.

Du, o Mädc, wirst dem Gatten.
Hier auch treu zur Seite sein.
Du, die ja der Erde Nacht
Schon zum Himmel mir gemacht.

Der Appezeller Milchma.[1]

S'goht näba nüd mit richtiga Dinge zu,
Es loht mer dahäma kä Rast ond kä Rueh;
Bald züht's mi am Arma ond bald a der Nasa,
Fort muoßi am Moga mit Milach ond Thasa;[2]
Ond wär i scho gstorba, i globa der gad,
Vom Himmel no müeßti halt täglig i d'Stadt.
Mehasäba![3]

S'ist ardlig[4], s'schönt währli nüd ardliger si.
Der lübist[5] Ma z'Galla[6], der lübist bin i.
Wie nachtig stond's ana, d'Stadtjonker ond d'Herra,
Wenn s' Jäklis-Bubs-Seppli rugguso thond khöra,
Onds' Wibervolk luegt si halscherig ond chromm,
Wenn öppa woul spot i vom Berg abi chomm.
Mehasäba!

Am Moga vor d'Galleri d'Auge-n-ufschloht,
Bin is, was er z'erst vor de Chopf dora goht.
Die sät: I ha wieder im Maga mi Bschwerda;
Chäm s' Jäklis-Bub-Sepp, so wor's lidliger werda;

---

[1] Erschienen in den „Alemannischen Gedichten", gesammelt von Eduard Bülow, Zürich 1851.

[2] Die Milchtause.

[3] „Mehasäba" gleich mehr als eben, ja gewiß.

[4] „ardlig" so viel als kurios, eigenthümlich.

[5] „lübist" appenzellische Form für liebste.

[6] „Galla" die Stadt St. Gallen.

Ond dera thuet's schulig[1] im Chrütz ina weh,
E Kaffi wär guot oder das no e Thee.
Mehasäba!

Ond wenn i no chomm ond dor d'Gassa ruggus,
So strecket drißg Gallere d'Händ no mer us.
Jert öppen a Schätzli, nu äs der am Herza,
Verdreiht's der de Chopf schier vor Freuda ond Schmerza,
No denk der bigotz, wie's erst i denn mög ha,
Drißg Wiber sönd z'vil für en änzige Ma.
Mehasäba!

Die Wunderhöhle.[2]

Wer Schönes sucht an Land und Brauch,
Der zieht nach den Schweizer-Höhen.
Doch Schöneres fände, wer drinnen im Bauch
Der Berge sich könnt' ergehen.
Und schüttelt ihr spöttisch das weise Haupt,
Indem ihr des Sängers Worten nicht glaubt;
So gehet, die Sennen zu fragen,
Die werden von Wunder euch sagen.

Dort wohnen tief im kristallenen Haus
Die freundlichen Geister der Berge.
Sie kamen schon oft zu dem Armen heraus,
Die Hülfe leistenden Zwerge.[3]

---

[1] „schulig" eigentlich so viel als schaurig.

[2] Aus „Rudolf von Werdenberg".

[3] Sagen von Bergmännchen, welche in Felsgrotten wohnen, bisweilen herauskommen und den Menschen freundliche Dienste leisten, dann aber wieder spurlos verschwinden, finden sich noch häufig bei den schweizerischen und tyrolischen Gebirgsvölkern. Ihren märchenhaften Reichthum und ihr harmloses Wesen hat Bornhauser hier mit dichterischer Phantasie geschildert.

Digitized by Google

Wo sich ein Knab' im Walde verirrt,
Ein Schaf vermißt der redliche Hirt,
Da führen sie jenen zu rechte
Und bringen das Lämmlein dem Knechte.

D'rum ward auch im Felsen der edle Graf
Ersättigt am gastlichen Tische,
D'rum schlief er auch so labenden Schlaf
Im Bette der freundlichen Nische.
Erloschen war jetzt der Blitze Gluth,
Verstummt des Donners rollende Wuth.
Voll strömte draußen der Regen,
Dem dürstenden Lande zum Segen.

Wie süß! — wenn tönend die Traufe geht,
Wenn Tropfen auf Tropfen rauschen,
Dann sicher und warm im friedlichen Bett
Auf's sanfte Rieseln zu lauschen! —
Den Grafen, der halb vom Schlaf aufwacht,
Lockt wieder zum Schlummer die Regennacht.
Behaglich dehnt er die Glieder,
Und legt auf die Seite sich wieder.

Doch horch! rinnt also melodisch der Bach
Durch Klippen dahin und Kiesel?
Nun voller, dann leiser — wie kosend, ganz schwach!
Harmonisch ein süßes Geriesel.
Das ist ein singender, klingender Chor!
Er dringt aus den Tiefen der Erde hervor.
Posaunen und Hörner erschallen
Heran durch die felsigen Hallen.

---

[1] Nachdem Graf Rudolf aus dem Rheinthal in's Appenzeller Land hinaufgestiegen, um mit den Hirten Bündniß zu machen, wird er von einem furchtbaren Gewitter überrascht und übernachtet in einer Felshöhle, wo er halb wachend, halb träumend den Tanz der Zwerge zu sehen glaubt.

Ein tritt mit Musik und Fackelglanz
Der Zug der niedlichen Kinder;
Die Weibchen im Putz, mit Blumen und Kranz,
Die bärtigen Männchen nicht minder;
Mit Kronen König und Königin gar,
In langer Reihe, Paar an Paar; —
Das sind ja die Geister der Berge,
Die leichten, drolligen Zwerge.

Der König klatscht und schlingt den Arm
Behend um der Königin Leibchen;
Ihm folgt alsbald der lustige Schwarm,
Ein Jeglicher faßt sein Weibchen.
So tanzen die Pärchen wol ab und wol auf,
Sie hoppen und hüpfen in flüchtigem Lauf!
Als ob er's befohlen hätte,
Dem Grafen um's prächtige Bette.

Halt, Tänzer, es naht das gekrönte Paar,
Das Königlein spricht zum Grafen:
Du hast mich entrissen dem schrecklichen Aar[1],
Süß magst du dafür nun schlafen.
Willkommen im Lande Appenzell!
Des Bergvolks Retter! Befreier! Tell!
Er spricht's: und die Zwerglein alle
Sie grüßen mit jauchzendem Schalle.

Und Jeglicher nimmt das Kränzlein vom Haupt
Und streut es dem Lager entgegen;
Ab wendet der Graf sich — der Schläfer glaubt,
Es deck' ihn der blumige Regen.

---

[1] Rudolf hat dem Zwergkönige im Kampfe gegen einen Adler das Leben gerettet, daher das Völklein ihm besonders freundlich gesinnt ist. Im ältern Volksglauben spielen die Zwerge eine Art besonderer Vorsehung, indem sie dem Frommen und Tapfern aus der Noth helfen, den Bösewicht oft durch List dem Verderben überliefern.

Doch als er den Gruß erwidern will,
Wird's plötzlich im strahlenden Saale still;
Und eh' er das Wort gefunden,
Ist König und Hof verschwunden.

Im Glauben und im Liede blüht
Des Wunders duftige Rose,
Hier labt sich an ihr das tiefe Gemüth,
Und nicht in des Lebens Prose.
Auch blüht sie zuweilen im Traume der Nacht,
Doch sind, wenn der strenge Morgen erwacht,
Die lieblichen Bilder verblichen,
Dem Lichte des Tages gewichen.

Die Katz in der Milchtause.[1]

Der alte Rotach in der Alphütte erzählt:

Sankt Gallus hat in der Vorzeit Wahn
Des Heilands Licht hier entzündet;
Dem Kloster gehörten deshalb wir an,
Das er an der Steinach gegründet.
Die Hirten sind ein frommes Geschlecht,
Gern gab es den Mönchen, was billig und recht,
Als diese das Maß noch erkannten,
Zu hoch den Bogen nicht spannten.

Allein längst war vom Heiligthum
Sankt Gallus Geist gewichen,
Schon längst der Weisheit strahlender Ruhm
Im dunkeln Kloster verblichen.
Die Mönche hatten durch schwelgende Pracht,
Durch endlose Fehden es arm gemacht;

---

[1] Aus „Rudolf von Werdenberg".

Digitized by Google

Da sollten durch uns die Wunden,
Durch's Bergvolk wieder gesunden.

Abt Kuno schickte die Vögte in's Land,
Der Habsucht rohe Schergen;
Die schonten weder Alter noch Stand,
Selbst Todte nicht in den Särgen.
Dem Sterbenden ließ ein Sohn das Kleid —
Da rief auf Klanx der Vogt, voll Neid:
„Den Rock, den muß ich haben."
Und ließ aus der Erde ihn graben.[1]

So trieb es ein Mönch, Probst Bußnang, auch,
Als Vogt auf der Burg zu Schwende;
Der Pfaff zog, wider Recht und Brauch,
Den Zoll vom ganzen Gelände.
Und wenn ein Senne vorüber wollt'
Und hatte nicht Käs' und Butter verzollt,
So thät er zu wildem Ergötzen
Nach ihm die Hunde wol hetzen.

Das Bergvolk klagte bei'm Abte dann,
Der sprach, er könn' es nicht hindern.
Nun lebte im Rachentobel ein Mann,
Ein Bäcker mit sieben Kindern;
Und täglich ging sein ältester Knab
Am Schlosse vorbei zur Mühle hinab,
Die Tauf' auf seinem Rücken,
Mit kecken, feurigen Blicken.

Einst fragte der Probst (wol kannt' er die Noth):
Wie treibt ihr im Tobel das Wesen?

---

[1] Der Todfall, d. h. das Gesetz, wonach bei'm Tode eines Hausvaters das beste Stück Vieh und das beste Kleid dem Grundherrn oder Vogte zufiel, kam in alemannischen Landen fast nur bei leibeigenen Leuten vor und war allmälig als hart und verletzend aufgehoben worden.

Mein Vater backt vorgegessenes Brot,
Die Mutter thut Böses zum Bösen.
Was soll das heißen? du alberner Christ!
Er bäckt für Geld, das er schuldig ist,
Und unsere Mutter flickt leider
Mit Lumpen die lumpigen Kleider.

Und weißt du auch, warum in das Kreuz
Dein trotziger Vater gekommen?
Jä, Herr, weil ihr und des Klosters Geiz
Ihm seine Alpe genommen.
Sieh, Christ, daß du morgen besser singst,
Wofern du nicht andere Antwort bringst,
So laß ich mit Hunden dich hetzen,
Die sollen dich tüchtig zerfetzen.

Der Knab kommt heim und erzählt das Wort. —
Der Vater vernimmt es mit Lachen. —
Allein wie werd' ich am Burgthor dort
Mich los von den Hunden machen?
Wofern ich am Morgen nicht besser sing',
Dem Pfaffen nicht andere Antwort bring',
So läßt er mit Hunden mich hetzen,
Die sollen mich tüchtig zerfetzen.

Du lachst noch? Jakob, bist du denn toll?
So schilt Waldburga, die Mutter.
Erst preßt der Vogt den harten Zoll
Uns ab von Käs' und Butter,
Dann foppt er das Kind noch ob unserer Noth,
Indem er's mit grausamen Hunden bedroht —
Ach Gott! wie magst du noch lachen?
Sag' lieber, was soll er nun machen?

Mach's also, du kommst den Hunden dann aus,
Räth listig dem Jungen der Vater.
Christ thut's — er sperrt in die leere Tasch'
Ihn ein, den rüstigen Kater.

Drauf hängt er verkehrt sich die Milchbutt' an,
Stieg pfeifend und zaurend[1] in fröhlichem Wahn
Zum Schloß am kommenden Morgen,
Er dachte: Nun bin ich geborgen.

Doch saß, Gott weiß, wer der Fremdling war,
Ein Ritter, ein schlimmer Genosse,
Mit rothem Mantel, Bart und Haar,
Mephisto, bei'm Propst auf dem Schlosse.
Zu diesem sprach der Mönch: Gieb Acht!
Wie nun sich der Bub' aus der Schlinge macht.
Er ist ein verzweifelter Junge,
Hat eine verteufelte Zunge.

Er fragt: Sag, Christ, ob die Elstern am Leib
Mehr weißes, mehr Schwarzes wol tragen?
Herr Vogt, das könnt' ich zum Zeitvertreib
Genau zur Stunde nicht sagen.
Wenn Vogt, wenn Pfaffe die Elster wär',
So spräch ich beherzt: des Schwarzen mehr.
Die Vögte sönder Zweifel,
Die Pfaffen sind schwarz wie der Teufel.

Das hört der Vogt mit bleichem Gesicht,
Mit wuthverzerrtem Munde.
Auf! Tiger und Wolf! zerfleischet den Wicht!
Losstürzen die bellenden Hunde.
Da springt aus geöffneter Tasche die Katz',
Ihr nach die Rüden in heulender Hatz',
Und Christ — der sieht es heiter,
Lacht, jodelt und — wandert weiter.

Der Fremdling ruft: Darfst diese Schmach
Vom trotzigen Buben nicht leiden.
Sie fassen die Speere, sie jagen ihm nach
Wol über die grünen Weiden.

[1] zauren so viel als jodeln, trillern.

Der Probst durchbohrt ihn in wilder Wuth,
Der kecke Knabe wälzt sich im Blut.
O wehe! schreit der Vater,
Ich war ihm ein schlimmer Berather.

Der Alte stürzt aus der Hütte hinaus
Mit heißem Racheverlangen,
Er eilt in's Dorf, von Haus zu Haus,
Und sagt, was der Mönch begangen.
Die Mutter zeiget die blutige Leich':
Auf! tödtet den Vogt und den Ritter zugleich!
O möchtet ihr Memmen verderben,
Auch euere Kinder so sterben!

Das Volk vernahm in Thal und Höh'
Ergrimmt die That des Tyrannen,
Wie schäumende Wogen im brandenden See
Her brausten die zürnenden Mannen.
Sturm heulte der Glocke schauriger Ton —
Doch waren die Mörder bereits entfloh'n,
Der Vogt und der rothe Ritter —
Wild toste des Aufruhrs Gewitter.

Bewaffnete Schaaren umringten das Schloß,
Bald leckten am Neste die Flammen;
Die feurige Säule stieg rosengroß,
Thurm sank und Zinne zusammen:
Und als ob der Alpen grauem Kranz
Die Sonn' aufging in siegendem Glanz; —
Da war in unsern Landen
Der Freiheit Morgen erstanden.[1]

[1] Nach einer appenzellischen Sage geschah die hier erzählte Gewaltthat eines Vogtes in Schwendi, kurz vor der Erhebung des Volkes gegen den Abt von St. Gallen.

Die Schlacht bei Vögelinseck.[1]

Das Volk, das im günstigen Augenblick
Des Zwingherrn Druck sich entrissen,
Es hoffe nie, der Freiheit Glück
In trägem Schlaf zu genießen.
Die Freiheit ist stets ein gefährdetes Gut,
Will ewiges Wachen, will ewigen Muth.
Doch lob' ich die Mühe, die recht schafft,
Fluch über die ruhige Knechtschaft!

Wer kühn die drückende Fessel zerbricht,
Der rechne auf Kampf und Feinde;
Er trau' auf sich selbst, und wagt er das nicht,
So such' er bei Zeiten sich Freunde.
Das wußten die Hirten Appenzells,
Sie schlossen sich fest an die Söhne Tells,
Mit Schwyz und Glarus im Bunde
Erwarteten sie die Stunde.[2]

Lang ließ die Männer im Alpenland
Abt Kuno wirklich nicht warten;
Auslöschen wollt' er des Aufruhrs Brand,
Auswetzen die schmählichen Scharten.
Er rief die Vasallen von Thal und Höh'
Und Ritter und Städte herbei vom See.
Die hörten des Freundes Mahnen
Und kamen mit wehenden Fahnen.

Dort unten, wo rauschend der Steinachbach
Vom jähen Felsen sich schwinget,
Sankt Gallen die Stadt dort, Dach an Dach,
Das glänzende Kloster umringet:
Dort wogten Ritter und Knecht' um den Dom,
Die Schwerter und Lanzen ein stachliger Strom —

---

[1] Aus „Rudolf von Werdenberg".

[2] Den Augenblick, wo das Heer des Abtes, aus Bürgern von St. Gallen und Mannschaften der Städte am Bodensee bestehend, heraufziehen sollte.

Wie wenn im Winde die Aehren
Sich neigen, sich heben und kehren.

Stolz ritt das Heer gen Vögelinseck
Heran im Sonnenscheine.
Wir aber still in des Waldes Versteck —
Wir hielten die mächtigen Steine.
Da hob der Löri[1] das Schlachtschwert auf,
Rasch kamen die Stein' und die Felsen in Lauf —
Sie donnerten furchtbar nieder
Und brachen die feindlichen Glieder.

Die Herren, gedrängt durch der Steine Wucht,
Sie wollen sich rückwärts ziehen, —
Das halten die hintern Schaaren für Flucht,
Sie wenden sich um und fliehen.
Wir schnell auf die Flügel mit Keul' und Speer;
Hersch faßt die Feinde von vorne her.
So treiben mit schrecklichen Schlägen
Wir Alles den Thoren entgegen.

Wie wenn des Sommers goldenes Feld
Zerschlug das schwarze Gewitter;
Zerschmettert blutet Held an Held,
Stirbt Söldner, Bürger und Ritter.
Die Mundprat, Klarer, auch Kuno von Watt,
Und Mancher, den man bei'm Zug aus der Stadt
In glänzender Rüstung bewundert,
Da liegen sie, hundert und hundert.

Selbst Ringold blutet, mein Gastfreund, schwer[2],
Aus weit geöffneten Wunden.

---

[1] Der Hauptmann, welchen die Schwyzer den Appenzellern mit einer Schaar von Freiwilligen zu Hülfe geschickt hatten.

[1] Manche Appenzeller und St. Galler, welche sich hier im blutigen Kampfe begegneten, waren mit einander persönlich befreundet und suchten sich gegenseitig zu schonen.

Ach! Rotach, mich traf der grausame Speer,
Hier hab' ich mein Ziel gefunden.
O säh' ich das Weib, das liebe, doch,
Ein Mal nur den kleinen Arnold noch,
Den frühe verwaisten Erben,
Gern würd' ich, Armer, dann sterben.

Der Gute besaß seit einem Jahr,
Mathilde, das rosige Wesen;
Und erst am vorigen Tage war
Dieselbe des Knäbleins genesen.
Da trieb des Abtes gebietendes Wort
Den Gatten von Weib und Kindlein fort,
Um für des Klosters Sünden
Im Kampfe den Tod zu finden.

Die Wunden des Freundes verband ich schnell,
Und hemmte das fliehende Leben.
Drauf half mir Halden, der brave Gesell,
Auf Speer und Schild ihn heben.
Wir trugen ihn sanft an das Speiserthor,
Dort stürzte weinend das Weib hervor.
Er starb in ihren Armen,
Ein Anblick war's zum Erbarmen.

Noch schwer die Erinnerung auf mir liegt,
Der Jammer der redlichen Seelen.
Genug! Herr Ritter, wir haben gesiegt, —
Was soll ich weiter erzählen?
Oft streift noch der Löri hinunter in's Land,
Raubt Heerden und steckt die Burgen in Brand,
So will er den Abt ermüden,
Krieg, sagt er, bringt uns den Frieden.

Den Hauptmann Löri hat von Schwyz
Uns Reding zu Hilfe gesendet.
Ein Tiger im Kampf, ein zerstörender Blitz —
Hat dieser viel Kühnes vollendet.

Doch meint von dem Volke ein großer Theil,
Uns bringe der fremde Söldling kein Heil,
Er werd' aus des Priesters Ketten
In die des Kriegers uns retten.

So sprach der Greis bei'm Wasserfall
Und sah nach den Abendwolken.
Ruggusend trieb der Senne zum Stall,
Dort wurden die Kühe gemolken.
Bald kamen die Schatten der Nacht herbei,
Da legten in's duftende Alpenheu
Der Graf und die Hirten wie Brüder,
Zum süßen Schlafe sich nieder.

Das Interdikt.[1]

Trüb war der Himmel, die Luft feucht-kalt,
Viel Nebel durchkroch die Wiesen;
Grau schauten von hängenden Wolken umwallt
Zum Thale der Berge Riesen;
Es rauschte die schwarzen Felsen entlang
Die Sitter wie klagender Grabgesang;
Des Hochlandes Dörfer und Matten
Umhüllten die finsteren Schatten.

In Appenzell vor des Hauptmanns[2] Haus
Stand ernst die schweigende Menge;
Vier Männer brachten den Sarg heraus,
Den Schrein von seltener Länge;
Das Grabtuch wurde mit Helm und Schwert,
Den Zeugen der Schlacht und des Sieges, geehrt;

[1] Aus „Rudolf von Werdenberg".

[2] Der Hauptmann Löri Lopacher ist in einem Gefechte gefallen, sein Leichnam soll zur Bestattung nach Einsiedeln begleitet werden.

Die Krieger umringten düster
Den Sarg mit dumpfem Geflüster.

Still nahten in schwarzem Faltentalar
Mit langen brennenden Kerzen
Die Landesväter, Paar an Paar,
Im Antlitz Kummer und Schmerzen.
Wo bleibt das Kreuz und die Todtenfahn'?
Das Weihrauchfaß und der Sakristan?
Will heute kein Priester kommen?
So fragt das Volk beklommen.

Ist unser Hauptmann ein räudiger Hund,
Daß hier kein Pfaff will beten?
Ruft laut ein Krieger mit grimmigem Mund;
Sechs Knechte zu Anshelm[1] treten; —
Die schütteln Streitaxt, Spieß und Schwert:
Wenn Landammann und Rath es begehrt,
So werden wir euch die Pfaffen
Alsbald zur Stelle schaffen.

Nein! spricht Anshelm mit strengem Blick,
Nichts frommt hier das Rasen und Toben.
Drauf wird bei'm Klange der Trauermusik
Der Sarg von den Trägern erhoben.
Des Hauptmanns Schlachtroß geht ihm voran,
Gebogenen Halses, und weiß wie der Schwan; —
Still läßt es vom Knechte, vom alten,
Am prächtigen Zaume sich halten.

Kein Glöcklein dort auf dem Thurm sich regt,
Einladend zur ewigen Ruhe;
An Kirch' und Friedhof vorbei sich bewegt
Des Sarges schwarze Truhe.
Der Leiche folgt ein Menschenmeer,
Ein Strom von Schwertern, Speer an Speer,

[1] Anshelm, der Landammann der Appenzeller.

Es folgt des Volkes Masse
Hinaus vor das Thor auf der Straße.

So hat an der Ewigkeit schaurigem Rand
Es Löri selbst noch geboten:
Schwer lastet, so sprach er, der Bann auf dem Land,
Auf Lebenden hier und Todten.
Nach Schwyz, woselbst ich geboren bin,
Bringt, Freunde, zu Meinrads Kloster mich hin,
Auf daß in geweihter Erde
Ich dort begraben werde.

So gehts. Sonst hat dies wilde Herz
Vor Menschen und Gott nicht gezittert;
Doch sterbend ward der Mann aus Erz
Vom Grauen des Jenseits erschüttert.
Sei's! fahre wohl! du hast uns genützt,
Hast tapfer die junge Freiheit geschützt.
Daß deiner blutigen Seele
Der Frieden des Grabes nicht fehle!

Die Trommel schweigt, die Posaune wird stumm,
Fort führen den Sarg die Freunde.
Die andern Mannen kehren um
Und zieh'n zur Landsgemeinde.
Ein jeglicher geht mit gesenktem Haupt,
Die Heerde fühlt sich des Hirten beraubt.
Wer wird in den tobenden Stürmen
Das Land und die Freiheit nun schirmen?

Es häuft um der Eiche heiligen Baum[1],
Gepflanzt vor tausend Jahren,
Das Volk auf der Wiese grünem Raum
Sich an in unzähligen Schaaren.
Die Bühne ragt aus dem dumpfen Gebraus
Des wogenden Menschenmeeres heraus.

[1] Das Volk versammelt sich zur Landsgemeinde.

Hinauf die Väter nun steigen,
Die Weibel gebieten Schweigen.

Schwach ist, ruft Anshelm, des Menschen That,
Kurzsichtig des Staubes Sinnen.
Drum wollen wir auch des Volkes Rath
Mit stillem Gebete beginnen.
Und Alles liegt zur Erde gekehrt
(Ein betend Volk ist der Freiheit werth)
Vor Gott, der mit gleichem Erbarmen
Den Reichen schuf und den Armen.

Und siehe! der Sonne freundliches Licht
Bricht hell aus dunkler Wolke.
Die Bürger steh'n und der Landammann spricht,
An's Schwert gelehnt, zum Volke.
Allein was stockt der Rede Strom?
Die Glocken ertönen störend vom Dom,
Und über die Häupter der Menge
Hinrauschen die zürnenden Klänge.

Und aus den Thoren der Kirche hervor
Ergießt sich mit langsamem Schritte
Der Priester weißbehemdeter Chor,
Ein bärtiger Mönch in der Mitte.
Es ist der Mönch, der in letzter Nacht
Dem Pfarrer des Ortes bekannt gemacht,
Daß er den Führer der Schaaren,
Den Löri nicht dürfe verwahren.

Mit ragendem Kreuz und erhobener Fahn',
Mit Fackeln in heiligen Händen —
So siehst du zur Landsgemeinde hinan
Die Diener des Herrn sich wenden.
Es klingelt, ein Priester erhebt die Monstranz,
Sie strahlt weithin in der Sonne Glanz,
Auf daß die Christen sich neigen,
Du hörst es — die Glocken schweigen.

Rasch schwingt sich der Mönch auf einen Fels
Und schreit in grimmigem Tone:
Weh' euch, ihr Männer Appenzells,
Ihr frechen Pharaone.
Ihr habt euch wider den Abt empört,
Sein Heer geschlagen, die Burgen zerstört.
Vermeint ihr, daß die Strafe
Des Himmels ewig schlafe?

Kein Priester wird hier das göttliche Wort,
Das Amt der Messe verwalten;
Kein zartes Kind im Gebirg hinfort
Die heilige Tauf' erhalten.
Kein Priester weihe der Ehe Band,
Und liegt ihr krank an der Ewigkeit Rand,
Soll keiner dem Todesbleichen
Die letzte Zehrung reichen.

Der Bischof hat in den Bann euch gethan,
Die Kirchen sind geschlossen,
Ihr Männer, ihr Weiber, ihr seid fortan
Aus Gottes Gnade verstoßen.
So schrie der Mönch mit wildem Grimm,
Und alle die Priester mit einer Stimm'
Erklärten laut: Es geschehe!
O wehe, Volk! o wehe!

Sie löschen die brennenden Fackeln aus,
Die frommen Hirten der Heerde.
Und werfen unter Entsetzen und Graus,
Die qualmenden hin zu der Erde.
Dann kehrten sie langsamen Schrittes und stumm,
Mit Kreuz und Fahne zur Kirche um.
Dort wurden die Thüren verriegelt,
Die heiligen Pforten versiegelt.

Fort! rufen hundert Stimmen zugleich,
Zum Lande hinaus, ihr Pfaffen!

Ihr Heuchler, was haben fortan mit euch
Die Söhne der Alpen zu schaffen?
Die Köpfe wogen, das Volk zürnt schwer —
So brandet und brauset und donnert das Meer,
Wenn heulende Winde sich zanken
Und Wellen wie Berge schwanken.

Und Anshelm tritt an der Bühne Rand
Und sucht den Sturm zu beschwören.
Er ruft und bittet und winkt mit der Hand,
Bis endlich die Bürger hören.
Ihr sehet, spricht er, das Netz, das man spinnt;
Da Kuno im rechtlichen Kampf nicht gewinnt,
So soll nun der Himmel uns lähmen,
Den Muth für die Freiheit uns nehmen.

Drum will uns der Bischof, der Finsterling,
Mit Schrecken der Ewigkeit schlagen.
Wolan, ihr Männer, wollt ihr das Ding[1],
Den Bannfluch, wollt ihr ihn tragen?
Wir wollen nicht! hallt es im mächtigen Chor.
Und blitzschnell steigen die Hände empor.
Sie schimmern und regen sich brausend,
Rings Hände! tausend an tausend.

Was wollt ihr aber den Priestern thun,
Die tückisch zum Feinde gestoßen?
Fragt Anshelm an, und vom Volk wird nun
Mit jauchzendem Mehr beschlossen:
Führt einer nicht willig den Hirtenstab,
So nehmen wir ihm die Pfründe ab.
Wer nur auf den Bischof will hören,
Den soll auch der Bischof ernähren.

---

[1] Der Abt von St. Gallen hatte sich an den Papst gewandt und dieser die Appenzeller aufgefordert, dem Kloster alle entzogenen Rechte zurückzugeben. Als sie solches nicht thaten, wurde vom Papste selbst das Interdikt über sie ausgesprochen (1426).

Der Hirt.[1]

Ein Schweizer, das bin ich, ein fröhlicher Hirt,
Für Freiheit und Alpen geboren.
Den Fels da, wo einsam die Gemse nur irrt,
Ihn hab' ich zur Heimat erkoren.
Ich habe zur äußersten Marke der Welt
Hoch über die Wolken mein Hüttlein gestellt.

Da seh ich tief unten in schauriger Kluft
Den Adler im Fluge sich wiegen;
Die Thäler verloren in bläulichen Duft,
Die Dörfer, die Städte dort liegen.
Ich seh es und blicke mit freudigem Sinn
Hoch über die Sorgen der Sterblichen hin.

In Wolken verhüllt sich dort unten das Thal,
Dumpf toset der Wind in den Klüften;
Wild rollet der Donner, es schmettert der Strahl
Verderben auf Dörfer und Triften.
Doch hier ist der Himmel so freundlich und blau;
Ich wandle hier ruhig auf blumiger Au.

Dort unten ist Habsucht und Ehrgeiz und List,
Des Jammers nie rastende Quelle.
Sie waffnen den Menschen zu blutigem Zwist
Und machen die Erd' ihm zur Hölle.
Drum bin ich hier oben so gerne allein,
Will gerne der friedlichen Heerde mich freun.

Ich schaue durch Wolken hinab auf das Land,
Gleich klein ist der Bettler, der König;
Drum kümmert auch Reichthum und Adel und Stand
Den Hirten der Berge nur wenig.
Er kennt nur den Adel der Menschennatur,
Die Weisheit, die Tugend verehret er nur

[1] Aus „Gemma von Art".

Drum beugt er sich nicht in der Sterblichen Joch,
Drum denkt er zu groß, um zu dienen;
Da stehen die Alpen, frei, herrlich und hoch,
Frei lebt auch der Schweizer auf ihnen.
Und ob auch der Erde die Freiheit entflieh,
Den Alpen, den Hirten, entweicht sie doch nie.

Bettagslied.[1]

Die Sabbatglocken hallen
Voll hoher Majestät,
Die Eidgenossen wallen
Heut alle zum Gebet.
Der Andacht Psalmen tönen,
Es schwingt in frommem Sehnen
Sich Geist und Herz empor.
Neig, Herr, zu uns dein gnädig Ohr.

Vom Alpenkranz umgeben
Blüht uns das Paradies.
Die Freiheit macht das Leben
Uns lebenswerth und süß.
Drum opfern unsre Chöre
Anbetung, Preis und Ehre.
Groß ist, was du gethan.
Nimm, Herr, des Dankes Opfer an.

Und wenn von deinem Pfade
So Hirt als Herde wich,
Wenn durch das Land der Gnade
Der Zwietracht Schlange schlich.

---

[1] Handschriftlich hinterlassen, aus dem Anfang der fünfziger Jahre.

Ach, Vater, so verzeihe,
Wir flehen heut voll Reue:
Dem **Volk**, das selbst sich straft,
Gib D u zum Bessern Trieb und Kraft.

Schenk' unserm Bunde Einheit
Und schirm' des Landes Mark!
Mach' uns durch Sittenreinheit,
Durch Lieb' und Treue stark.
Laß ruhen auf uns allen
Dein Vaterwohlgefallen.
O Herr, zu deiner Ehr'
Dein Reich laß kommen zu uns her!

In der letzten Nacht des Jahres.[1]

Nur noch wenig flüchtige Sekunden
Und es ist dem armen Erdensohn
Von den kärglich zugemess'nen Stunden
Dieses Jahr, ein ganzes Jahr entfloh'n.
Meine lustbekränzten Tage scheiden,
Ausgeweint ist manche Nacht voll Leiden.
Doch der Tugend Lob, der Reue Ach
Hallt unsterblich meinen Thaten nach.

Wie der Meilenstein auf öden Weiten,
Wie der Fels im uferlosen Meer,
Also ragt aus grauen Ewigkeiten
Diese Stunde deutungsvoll und hehr.
Und da steh' ich in der düstern Stille,
Blicke ahnend auf der Zukunft Hülle,
Und bei'm Austritt aus dem alten Jahr
Wird es mir so schwer, so wunderbar.

[1] Aus den „Liedern".

Alles schweigt. Nur hier in der Kapelle
Seh' ich noch ein schwaches Lichtlein glüh'n,
Hier entdämmert schauerliche Helle
Auf bemooste Leichensteine hin,
Dürre Bäume recken wie Gespenster
Weiße Riesenarme nach dem Fenster,
Und im Thurme stöhnt die Unruh' da,
Dumpf als wär' ein Mensch dem Tode nah.

Friedlich ruh'n sie schon im kühlen Grunde
Von dem Grau'n der Geisterwelt umschwebt,
Sie, die dieses Jahres erste Stunde
Frisch und fröhlich noch mit mir erlebt.
Und wenn diese Nacht uns wiederkehret,
Hab' ich wol der Schläfer Schaar vermehret,
Ruhe selbst vielleicht im engen Haus
Von den Wirren meiner Laufbahn aus.

Menschen werden, leben und vergehen
Wie der Wogen leichtbewegter Schaum;
Blätter sind wir, die des Herbstes Wehen
Niederwirbelt von dem Lebensbaum;
Bilder einer magischen Laterne,
Die herab aus räthselhafter Ferne
Uns in bald enteilender Gestalt
Auf der Erde großen Kirchhof malt.

Wohl! es sei! — vergänglich sei das Leben!
Eins doch bleibt, wenn alles längst zerfällt,
Ach! dein Schaffen ist's, dein inn'res Weben,
O Natur, o großer Geist der Welt.
Auch im Tode ruh' ich dir am Herzen,
Und du führst der Sterne gold'ne Kerzen
Ob des Menschen Wiege, ob dem Grab
Ewig gleich und segnend auf und ab.

Schirmend glänzt Orions Schild hernieder,
Stolz der Sirius in heller Pracht;

Digitized by Google

Treu vereint zieh'n dort die Zwillingsbrüder,
Hier der Fuhrmann heiter durch die Nacht.
Weißlich tritt die Milchbahn aus dem Dunkeln,
Doch wer zählt die Sterne, die da funkeln?
Wie das krause Meer im Sonnenstrahl,
Gold an Gold im weiten blauen Saal.

Erden, Sonnen sind's, wo Geister wohnen,
Jeder Feuerpunkt ist eine Welt —
Ich versink' im Meer der Millionen,
Ich, ein Wurm, dem jeder Maßstab fehlt!
Und der Geist, der alles schuf und lenket!
Gott! mir schwindelt, wenn mein Herz dich denket!
Ich dich denken? Nein! zu hoch! zu kühn!
Zitternd, betend fall' ich vor dir hin.

Urgeist, Wesen, das ich nicht begreifen,
Aber ahnen, tief verehren kann,
Dank und Preis für meinen Erdestreifen,
Für mein Sein, das deiner Hand entrann!
Ob ich lebe, ob zu Staub verwehe,
Ach! dein Wille, großer Gott, geschehe,
Wenn ich nur in keinem Lebensjahr
Unwerth deiner schönen Schöpfung war.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

